

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

*Wolfgang Bittner, Wolf Brannasky, Peter O. Chotjewitz,
Erika Däbritz, Rolf Funke, Michael Hatry, Peter Maiwald,
Hans Meier, André Müller, Rüdiger Völckers*

Kaspar Maase: Kultur der Arbeiterklasse

Hans Platschek: Vater Proudhon und der Kunstaß

Kurt Eichler: Die Maoisten an der Kulturfront

Wolfram Kastner: Gewerkschaftliche Kulturarbeit

BoKo: Antifaschistische Kaffeetassen

*Margarete Hannsmann: Offener Brief an einen Landesvorsitzenden
des FDA*

Oskar Neumann: Staatsfestung Brokdorf und anderwärts

Jens Hagen: Die Bläck Fööss

Dreht sich der Werkkreis im Kreis?

**MENSCHENRECHTE
UND
ARBEITERKULTUR**

SOPO

SOZIALISTISCHE
POLITIK
vierteljährlich
herausgegeben
in Westberlin

Die SOPO nimmt teil an der wissenschaftlichen Auseinandersetzung, die von der mit der Arbeiterbewegung verbundenen Intelligenz in einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen und zu Fragen sozialistischer Politik kontinuierlich geführt wird. Die Orientierung auf breite wissenschaftliche Diskussion ist nicht zu trennen von breiter, wissenschaftlich ausgewiesener Erörterung unterschiedlich organisierter und ideologisch kontroverser Positionen.

Preis des Einzelheftes DM 6,-
Jahresabo (4 Hefte) DM 20,-

SOPO 40 Juni '77 DM 6,-

Reinhard Kühnl
Demokratische Bewegung in der BRD.

Klaus Holzkamp
Bekämpfung der Berufsverbote — wer indoktriniert wen?

Peter M. Kaiser, Dieter Keiner,
Hans Jürgen Krysmanski
Leitvorstellungen der Hochschulformierung (Ein Szenario)

Peter Adamski
Die Schul- und Hochschulpolitik der Bundesvereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände (BDA)

Karl Herrmann Tjaden
Soziologische Systemtheorie als Gegen-
satz zur Gesellschaftstheorie?

Wolfgang Lefevre
Zur Kuhn-Debatte

Thomas Waldhubel, Silke Wenk (Pro-
jektgruppe Automation und Qualifi-
cation)

Antwort auf W. Wotschack
(SOPO 37/38)

Christoph Kievenheim
„Eurokommunismus“ und „realer So-
zialismus“ (Thesen)

Bernhardt Heidtmann
„Eurokommunismus“ als Ideologie?

Rezensionen

ausschneiden und einsenden an
verlag das europäische buch
Thielallee 34, 1000 Berlin 33

Hiermit bestelle ich die SOPO für ein
Jahr (4 Hefte), beginnend mit Heft ...

Name

Straße

PLZ/Ort

.....
(Datum/Unterschrift)



kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitler, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

MENSCHENRECHTE UND ARBEITERKULTUR

ZU DIESEM HEFT

ZU DIESEM HEFT	3
Peter O. Chotjewitz: Der Dreißigjährige Friede	6
Erika Däbritz: Uns gehört der erste Mai	23
Hans Meier: Von kleinen und großen Gaunern	29
André Müller: Marx-Anekdoten	36
Rüdiger Völckers: Der Job	43
Wolf Brannasky: Zug-kräftige Canzon / Arbeitslos	46
Peter Maiwald: Madeira ist keine Insel	50
Rolf Funke: Morgenstund / Echo / Illumination / Der Waldgang / Meßtischblatt im Maßstab 1 : 1	52
Wolfgang Bittner: Tagesschautendenzen	58
Michael Hatry: 1200 Jahre Esslingen	59
Kaspar Maase: Kultur der Arbeiterklasse — Nostalgie oder Perspektive?	64
Hans Platschek: Vater Proudhon und der Kunsthass	76
Kurt Eichler: Die Maoisten an der Kulturfront	86
Fritz Noll: Das Fest der Arbeiterpresse	96
Wolfram Kastner: Kulturarbeit — Gewerkschaftliche Spielwiese?	99
BoKo: Antifaschistische Kaffeetassen und ein systemkonformer Volksempfänger	105
Margarete Hannsmann: Offener Brief an einen Landesvorsitzenden des FDA	108
Literatur im Gespräch	113
Peter Maiwald: Lesungen	122
Dreht sich der Werkkreis im Kreis? Antworten auf einen Brief	127
Oskar Neumann: Staatsfestung Brokdorf und anderwärts	140
Jens Hagen: „Wir singen ja von dem, was um die Ecke passiert“	146
Jörg Högemann: SG Überau 1919	153
Kultur am Rand der City? Ein Gespräch über Kommunalpolitik	158
Uschi Flacke: Von den Jakobinern zu den Jedcken	167
ANMERKUNGEN	176

Ein dichter ideologischer Smog lastet atembeklemmend auf der politischen Landschaft. Fest steht, daß die kapitalistische Prosperität, bis Ende der sechziger Jahre erst einmal nachhaltig angekriselt, nun in eine Dauerkrise, ja geradezu in einen schleichenenden Verfallszustand geraten ist, von dem am spürbarsten die arbeitenden Menschen betroffen sind. Ihren Unmut abzulenken von den Eigentumsverhältnissen, also den Wurzeln des Übels, und zu verkehren in ängstliche Unterwürfigkeit unter die Herrschaftsverhältnisse — rette sich wer kann durch Überanpassung — mußte ein Anliegen der Macher und Profiteure der westdeutschen Klassengesellschaft sein. Allzu häufig gelingt der Versuch, Sündenböcke vorzuführen, seien es nun, von rechterster Position aus, die zu Sozialisten umgelogenen sozialdemokratischen Führungskader, oder aber Ersatzfeinde anzubieten, etwa die hiesigen Linken und / oder die sozialistischen Länder. Nicht jeder ließ sich vormachen, daß der Sturz in die Geschichte nach hinten ein Schritt nach vorne in die Freiheit der immer privateren Privatwirtschaft sei. Etwa 300 Herrschaften vom Groß- und Finanzkapital steuern inzwischen dieses Land. Aber wo Warenwelt und Profit gefährdet waren, mußten die realen Stamokaps, nämlich die staatsmonopolistischen Kapitalisten, härtere Bandagen im ideologischen und politischen Kampf anlegen. So hitzig wird von oben ein Klassen-catch-as-catch-can geführt, daß es einem kalt den Rücken hinunter laufen kann.

Die Logik des Kapitals hat ihre eigene Konsequenz, und die lautet nun: Von der Tendenzwende zum Wendepunkt. Alles wende sich hin zur Staatsautorität, damit diese einen autoritären Staat etablieren kann. Alle Macht dem Großkapital und seinen Klassensprechern. Weg mit den Staatsfeinden — will sagen: den Kräften des Fortschritts — unter allen grundgesetzwidrigen Umständen; sie müssen blockiert und ausgeschaltet werden. Mit dem Hinweis auf „das wachsende Bedürfnis nach Gemeinsamkeit“ — früher war der Zungenschlag: Die Reihen dicht geschlossen — wird der Bevölkerung eine immer einseitigere ideologische Zwangernährung verordnet, die tatsächlich viele krank im Kopf macht. Alle Staatsgewalt, die vom Kapital ausgeht, nimmt brutale und schon terroristische Züge an (s. Oskar Neumann: „Staatsfestung Brokdorf und anderwärts“.) Die Herrschenden haben schon längst in die Säulen des Grundgesetzes Sprengstoffkammern eingebaut, und notfalls wird auch gezündet. Es mehren sich Berufsverbote, Zensurparagraphen und Lauschangriffe auf die Meinungsfreiheit; die innere Zensur soll zum sechsten Sinn der Bundesbürger werden. Mit blanken Unterwander-Knobelbechern streift die Reaktion durch die Medien und versucht, allen einen Kopfschuß oder wenigstens eine Rückgratverkrümmung zu verpassen, die sich dem kapitalistischen Totalitarismus widersetzen. Die am meisten von Terror schreien, üben ihn massenhaft gegen arbeitende Menschen, Frauen und Jugendliche aus, denen man kaltschnäuzig, wenn auch mit Beruhigungsschnörkeln um die Mundwinkel, die Existenzgrundlage entzieht, nämlich Arbeit und Ausbildung.

Während das Gesamtwissen der Menschheit sich heute in etwa 7 Jahren verdoppelt, leben wir in der BRD im Bildungsnotstand. Für Werbung wird über Jahre hinaus insgesamt mehr Geld ausgegeben als für Bildung. Während immer neue Generationen von immer kostspieligeren Kampfflugzeugen so selbstverständlich werden sollen wie Schäfchenwölkchen, während Panzerkolonnen von „Leoparden“ nicht mehr Verwunderung erregen sollen als Straßenkreuzer, soll den Bundesbürgern das Gruseln gelehrt werden durch die massenmediale Vorführung von Eisengerät, das Kernkraftwerk-Gegnern als Waffe gedient habe. (Wobei KBW-KKW-Stürmer allerdings das ihre tun, um den profitaktiven Kernspaltungsfans das ideologische Material für ihre Super-Horror-Show zu liefern.) Die Leitfiguren der Bundesregierung, eine Art Werkschutz des Großkapitals, und die legislativ-exekutiven

Gewalttäter im Dienst der Konzerne benutzen den „Terrorismus“ als Stich- und Reizwort, um jede engagierte Gesellschaftskritik in den Dunstkreis tobsüchtigen Verbrechertums zu rücken. Und wer ist heutzutage nicht schon ein Voll- oder wenigstens Halbterrorist!

Die „Vereinigungen der Verfolgten des Naziregimes“ (VVN) wurden vom Soldatenbund-Vorsitzenden als eine der „Wiegen des Terrorismus“ bezeichnet; carterhaft strahlend erklärt Ministerpräsident Albrecht die Bürgerinitiativen zu „Kulissen der Gewalttäter“. Die Komitees für Frieden und Abrüstung werden flugs zu Zweigstellen des KGB ernannt, und der Unternehmerverband weiß, daß die Gewerkschaften in Fragen der Mitbestimmung die „Position von Verfassungsfeinden“ einnehmen. FJS, dessen Drohnen natürlich nicht fehlen darf, erklärt – vielleicht nach neuesten Intimerkenntnissen des Verfassungsschutzes – die Schriftsteller zu „Ziehvätern“ im Umfeld des Terrorismus.

Da fasse sich jeder an die eigene blutrünstige Nase und prüfe, ob ihm nicht schon das Messer in der Tasche aufgegangen ist. (Peter O. Chotjewitz' Romanauszug schildert, wie psychische und soziale Unterdrückung zu ungezielt-wirren Verzweiflungstaten führen kann, die dann wiederum die Legitimation für das Anziehen der Repressionsschraube liefern).

Aber eben die Landsknechte der Konzern-Generalissimi schwingen sich auf zu Hütern der Menschenrechte! Sie also sollen dazu berufen sein, den Korb 3 der Vereinbarungen von Helsinki mit ihrem ideologischen Unrat aus dem Arsenal des Kalten Kriegs zu füllen und diese duftenden Segnungen über die sozialistischen Länder auszuschießen. Im eigenen Land fungieren sie als Abbruchfirma selbst der bürgerlich-parlamentarischen Demokratie, verweigern das Recht auf Arbeit, Ausbildung und Bildung, auf Chancengleichheit, Gleichberechtigung der Frau, das Recht auf Meinungs- und Informationsfreiheit, auf freie Berufswahl, um nur einige Rechtsbrüche zu nennen – und um die geschätzten, weil ausbeutbaren Bürger von dieser Misere abzulenken, konzentrieren sie das Rattenfängerlied von den fehlenden Menschenrechten in sozialistischen Ländern, die, aus Gründen der Menschenwürde, allerdings einschreiten gegen Kriegshetze, Völkerhaß und Brunnenvergiftung, und die durchaus in der Lage sind, im Prozeß ihrer weiteren Entwicklung Konflikte selbst zu lösen. Das ist schon nicht mehr nur antikommunistische Hetze, das ist Volksbetrug im großen Stil.

Und auch die SPD ist daran beteiligt. Denn die SPD-Führungsspitze ist ein Partner der Großkonzerne. In diversen Fällen, wie die neuesten Korruptionsaffären zeigen, gibt es da sogar Schmiergelder. Genau das ist der Grund, warum konsequente Demokraten, Sozialisten, Kommunisten so vehement die therapeutischen Fäden der sozialliberalen Regierung am Krankenbett des Kapitalismus kritisieren, auch manchmal auf die Gefahr hin, von manchen fortschrittlichen Sozialdemokraten mißverstanden zu werden: Als ob die gesamte SPD mit der Reaktion in einen Topf geworfen werden könnte; als ob nicht deutlich sei, daß in dieser Partei auch noch die an den Interessen der arbeitenden Menschen orientierte Klassenlinie wirksam sei. Aber selbst diese Spurenlemente versucht eine SPD-Führung, die hektisch das eigene Krisen-Karussell treibt, noch auszumerzen. Das zeigt sich an den Vorgängen um die Jungsozialisten, deren durch Kongreßwahlen abgestützter Versuch, dem Rechtsdruck endlich durch gemeinsame Aktionen der Demokraten und Sozialisten zu begegnen, die SPD-Führung konterte mit einer Formierung der eigenen Reihen nach rechts und der Dogmatisierung des Kontaktverbots mit der DKP und ihren Mitgliedern.

Von einer solch hochherrschaftlichen Regierung ist freilich, den Bürgern sei's geklagt, wenig zu erwarten in Hinsicht einer erweiterten Demokratie, erfreulicherer

Lebensperspektiven für die arbeitenden Menschen, größerer Chancen zur Teilhabe an kulturellen Errungenschaften und zur eigenen kulturellen Aktivität. Nicht der Mensch, der Profit soll sich entwickeln; prokapitalistische Politik setzt, wenn das Geld, das den Konzernen in die Gewinnbilanzen geblasen wird, im Staatssäckel fehlt, den Rotstift gern dort an, wo die sozialen und kulturellen Interessen der Bevölkerung auf dem Spielplan stehen sollten.

Umso wichtiger ist eine breite und effektive Gegenwehr auf allen Ebenen. Kultur, als Begriff schon von bourgeoiser Borniertheit befreit, reduziert sich nicht auf Repräsentationskunst, die Karajan und Christos Einwickelkünste gleichermaßen vermarktet, sondern umfaßt die gesamten Lebensverhältnisse des Menschen einschließlich deren zielgerichteter Veränderung in Richtung einer Gesellschaft, in der erst die Voraussetzungen für eine volle Entfaltung menschlicher Fähigkeiten, Bedürfnisse und Freuden geschaffen ist (s. Kaspar Maase „Kultur der Arbeiterklasse – Nostalgie oder Perspektive“). Deshalb sind der breite Widerstand gegen die Berufsverbote, die Demonstrationen für Sicherheit und Abrüstung im Mai, der Kampf um die Sicherung der Arbeitsplätze und Lehrstellen und die auf politische Mitbestimmung ziellenden Aktivitäten der Bürgerinitiativen nicht zu trennen von den Bestrebungen der Arbeiterklasse und ihrer Organisationen, mehr kulturelle Spielräume zu schaffen, ein eigenes kulturelles Selbstverständnis zu finden und möglichst viele zu eigenschöpferischer Tätigkeit anzuregen.

Und die arbeitenden Menschen haben sich mit ihrer Produktivität auch ihre Kreativität und ihre Einfälle nicht kaputt machen lassen, trotz all der Zwänge, die ihnen angetan werden. Dafür kann dieses Heft keine umfassende Bestandsaufnahme, aber doch einige Beispiele aus diesem Land anbieten: Das Erforschen und Bewußtmachen der eigenen Geschichte in der engeren Heimat, wie es in Eßlingen zum Stadtjubiläum geschieht; die Kulturarbeit im Rahmen der Gewerkschaften; die Feste der Arbeiterpresse; die vielfältigen Formen der Volksmusik; das Engagement im Vereinsleben mit seinen speziellen Kommunikationsmöglichkeiten. Hier und in vielen anderen Formen kultureller Selbstbetätigung bewahren sich Menschen vor der Degradierung zu bloßen Opfern und Vollzugsorganen einer menschenfeindlichen Wirtschafts-, „Ordnung“, vor Zerstörung und Hoffnungslosigkeit. Freilich wäre es leichtsinnig, zu übersehen, wie viele im Zustand der Unsicherheit und Angst anfällig werden für die Demagogie von rechts und sich an den Rockschoß der Staatsautorität klammern. Wo die versagende sozialliberale Koalition als „links“ mißverstanden wird, setzt sich das auch ins Wahlverhalten um. Das signalisieren nicht zuletzt die Wahlergebnisse in Hessen. Sie zeigen indessen ebenso, daß die CDU dort gestoppt wird, wo die DKP – wie in Marburg – durch konsequente außerparlamentarische und parlamentarische Vertretung der Interessen der Arbeiter und der Jugend zu einer politischen Kraft mit Masseneinfluß geworden ist.

Tatsächlich wird auf lange Sicht hin ein „Wendepunkt“ unausweichlich sein. Aber wenn es für die Bevölkerung dieses Landes eine Wende zum Besseren und nicht ein Hineinschliddern in einen totalen Kapital-Schutzstaat werden soll, muß sich, bewirkt von allen demokratischen und fortschrittlichen Kräften, immer mehr das Bewußtsein durchsetzen, daß als Wendemarkte gilt: Weg von einer monopolistisch-autoritären, hin zu einer antimonopolistischen gesellschaftlichen Entwicklung.

Redaktion kürbiskern

Peter O. Chotjewitz
Der Dreißigjährige Friede
– Biographischer Bericht –

Aus einem Roman

90

Am Freitag, den 15. November 1974 läßt Adolf Schütrumpf die Wohnung der Familie Pittui widerrechtlich räumen. In einem plötzlichen Alterskoller, der die Apathie seines verkalkten Gehirns für einen Augenblick durchbricht, bestellt er einen Möbelwagen, vier Packer und einen Schlosser.

Den Ausschlag gibt merkwürdigerweise Giovanna. Sie erzählt dem Alten beim Frühstück von ihren sardischen Freunden. Adolf horcht auf: Pittui? Aber er läßt sich nichts anmerken. Familie Pittui, die sich seit Monaten weigert, den Untermietzuschlag zu bezahlen und auf die er schon lange Zorn hat.

Mit all seiner Altmännerchläue spielt Adolf ihr vor, daß er schon mit dem Hausbesitzer über eine dringend notwendige Renovierung des Hauses verhandele. Es sei unmöglich, in welchem Zustand sich die Häuser befinden.

Giovanna fällt darauf herein. Bereitwillig beantwortet sie seine Fragen nach den Lebensumständen der Familie, daß die Männer um halb sieben aus dem Haus gehen und Frau Pittui bis acht Uhr morgens eine Putzstelle hat.

Zwei Tage später, als die Männer auf Arbeit gehen, steht Adolf mit seiner Räumtruppe bereit. Er klopft vorsichtshalber an der Wohnungstür, ob Frau Pittui wirklich nicht da ist. Die Kinder sind noch nicht zur Schule. Ahnungslos öffnen sie.

Adolf schickt den Schlosser nach Hause. Dann erhalten die Möbelpacker den Einsatzbefehl. Fassungslos schauen die Kinder zu, wie die Männer zügig die Wohnung ausräumen. Nach einer Weile versucht der kleine Massimo auszubüchsen. Im Haus kennt er niemand. Aber einige Straßen weiter wohnt eine befreundete italienische Familie. Er will Hilfe holen.

Adolf sitzt mit den Kindern in der Küche und versucht Bonbons zu verteilen. Wo willst Du hin, fragt er freundlich. Auf's Clo, sagt Massimo leise. Warte, ich geh mit Dir. Während der Junge auf's Clo geht, hält Adolf an der Wohnungstür Wache. Er ist unentschlossen, was er mit den Kindern machen soll, wenn die Möbelträger fertig sind.

Kurz nach acht kommt Giovanna, um für Franca Kaffee zu kochen und nach der Kleinen zu schauen. Auf der Treppe begegnen ihr Männer mit Möbelstücken. Die Wohnungstür ist offen. Die Wohnung ist fast ausgeräumt.

6

Peter O. Chotjewitz: Der Dreißigjährige Friede

Erregt wendet sie sich zu Adolf.

Der fällt in sich zusammen, als er Giovanna sieht. Trotzig schimpft er auf Familie Pittui, die seinen Schwager schon um 1.200 Mark betrogen habe. Was denn jetzt mit den Möbeln geschehen solle.

Die stelle er erst einmal sicher, als Pfand für den fälligen Untermietzuschlag. Er läßt sich nicht davon abbringen, das Mobiliar ins Lagerhaus der Speditionsfirma zu bringen.

Als Giovanna ihm weitere Vorhaltungen macht, winkt er müde ab. Kind, davon verstehst Du nichts. Halt Dich da raus. Das ist Männersache.

In der Frühstückspause stehen Giovanna und Franca bei Fahlbusch & Siebert vor dem Tor.

Sie verlangen die beiden Pittui und Jürgen zu sprechen.

Jürgen verspricht, nach Feierabend mit seinem Vater zu reden. Die Sache ist ihm peinlich.

Giovanna besteht darauf, er müsse sofort mitkommen.

Wo die Familie heute nacht schlafen solle.

Jürgen ist in einer Zwickmühle.

Er weiß, daß Adolf sich nicht umstimmen lassen wird. Giovanna macht ihm Vorhaltungen. Er habe die Pflicht, mit aller Dringlichkeit auf seinen Vater einzutreten. Notfalls müsse er androhen, zuhause auszuziehen.

Sie bleibe keine Nacht mehr unter einem Dach mit diesem Unmenschen.

Francesco und Patricio halten das ganze Gerede für überflüssig. Jürgen interessiert sie nicht. Sie werden jetzt zum Lagerhaus gehen, ihre Möbel zurückverlangen und einfach wieder einziehen. Adolf zahlt die Rechnung. Sie haben die Wohnung gemietet, also haben sie auch das Recht darin zu wohnen.

Jürgen findet die Lösung salomonisch. Sie überläßt die Initiative der betroffenen Familie. Er erklärt sich sogar bereit, bei Adolf anzurufen, wo die Sachen eingelagert wurden.

Adolf ist mißtrauisch. Wozu willst Du das wissen?

Jürgen ist rasch mit einer Ausrede bei der Hand.

Auch das hat er von Edith geerbt. Edith hält eine gute Ausrede für das Wichtigste im Leben. Eine ihrer Lebensweisheiten lautet:

Meine Großmutter hat mal Schläge gekriegt, weil sie keine Ausrede wußte.

Einer der Männer braucht dringend irgendwelche Papiere, die in einer Kiste liegen. Also gut, sagt Adolf.

Die Sachen liegen bei Bröckelmannsen und Grund.

Er meint „Bröckelmann sen. & Grund“.

91

In der Mittagspause sind Patricio und Francesco Pittui wieder in der Firma.

Der Lagerhalter gibt die Sachen nicht heraus. Giovanna hat für die Nacht zwei Zimmer in einer Pension gemietet.

7

Hilfesuchend wenden die beiden Sarden sich an Freddy.
Der schickt erst einmal Jürgen weg.
Es geht schließlich um Deinen Vater.
Das mußt Du verstehen.

Jürgen mault.

Setzt ihr euch doch woanders hin, wenn ich störe. Meint ihr vielleicht, ich würde
meinem Alten verraten, was ihr zu besprechen habt?
Schließlich lenkt er ein.

Also gut. Ich gehe ja schon.

Freddy bietet den Brüdern an, mit ihrer Familie bei ihm zu wohnen. Seine Eltern sind
vor längerer Zeit nach Düsseldorf gezogen. Patricio könne in der Dachkammer
schlafen, Francesco und Franca im Schlafzimmer seiner Eltern, die Kinder im
Wohnzimmer. Ihm reiche sein eigenes Zimmer. Für juristische Schritte müsse man
sowieso das Wochenende abwarten. Es ist Freitag.

Als Jürgen heimkommt, überreicht Edith ihm einen Zettel. Adolf reagiert störrisch,
als Jürgen ihm Vorwürfe macht. Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken
ohne Ende. Wenn Giovanna ihn wegen einer solchen Bagatelle verlasse, könne er
froh sein. Mit seiner Mutter sei er jetzt 23 Jahre verheiratet. Er lasse sich seine
Geschäfte nicht vorschreiben. Wer nicht zahlt, der fliegt.

Jürgen hält den Zettel in der Hand wie eine Reliquie. Lieber Jürgen, Du erreichst
mich in der Pension Westend. Verzeih mir. Dank für alles, auch Deinen Eltern. Trotz
allem. Herzlich, Giovanna.

Minutenlang ist sein Gehirn taub.

Giovanna ist weg.

Als er aus seiner Benommenheit auftaucht, ist alles verworren. In Sekundenschnelle
bildet sich eine fixe Idee heraus, die ihn aus dem Haus treibt.

Er muß sofort mit ihr sprechen. Ihr alles erklären. Er liebt sie. Sie muß bei ihm
bleiben. Er kann ohne sie nicht leben. Er wird sofort eine Wohnung mieten. Wenn sie
es verlangt, eine Wohnung, die groß genug ist, damit auch Pittus mit einziehen
können. Du bist die Frau, auf die ich mein Leben lang gewartet habe. Endlich ein
Mensch.

Auf der Fahrt zur Pension Westend beginnt seine Phantasie zu arbeiten.
Giovanna hat es bereits bereut und ist auf dem Weg zu Schütrumpfs. An der Straßen-
bahnhaltestelle S.-Platz steht in der Menschenmenge ein Mädchen, das aussieht wie

Er sucht einen Parkplatz, findet keinen, stellt sein Fahrzeug mitten auf der Fahrbahn
ab und läuft zur Haltestelle. Die letzten Fahrgäste steigen eben in die Straßenbahn
Richtung N. Giovanna steht nicht mehr an der Haltestelle.

Ohne zu denken, steigt er in den Großraumwagen und schiebt sich durch die dicht-
gedrängt stehenden Menschen. Als er vorne beim Fahrer ankommt, ist er schweiß-
bedeckt. Ein entsetzlicher Haß auf die Menschen in der Straßenbahn erfaßt ihn. Will
denn keiner begreifen, wie wichtig es für ihn ist, rasch durch den Wagen zu kommen?

Am Rathaus steigt er aus und sinkt erschöpft auf eine Bank. Giovanna war nicht im
Wagen. Nach ein paar Sekunden fällt ihm sein Auto ein. Eine Straßenbahn Richtung
S.-Platz wartet auf das Umschalten der Ampel. Die Türen sind bereits geschlossen.
Er springt auf, läuft hinüber und klopft gegen die Fahrertür.

Der Fahrer tut so, als bemerke er ihn nicht und startt stur geradeaus. Verbissen
drückt Jürgen den Knopf, der die Tür von außen öffnet. Der Fahrer hat den Mecha-
nismus bereits abgeschaltet. In sinnloser Wut schlägt Jürgen mit beiden Fäusten
gegen die Wagentür. Die Straße ist noch immer gesperrt, aber der Fahrer öffnet nicht.

Ein Aufsichtsbeamter der Straßenbahn hält Jürgen fest und versucht ihn zu
beruhigen:

Seien Sie vernünftig. Die Fahrer haben Anweisung, nicht zu öffnen, wenn alle Fahr-
gäste eingestiegen sind.

Aber ich will auch noch einsteigen.

Während Jürgen redet, setzt sich der Zug in Bewegung.

Jürgen macht sich los und läuft zu seinem Auto zurück. Außer Atem klemmt er sich
hinters Steuer und gibt Gas. Der Wagen schießt los und streift fast einen Wagen, der
überholen will. Lautes Gehupe. Arschloch, paß doch auf, brüllt Jürgen in sich
hinein.

92

Die Pensionswirtin versteht ihn nicht gleich.

Mit unruhigen Händen schreibt Jürgen den Namen auf ein Stück Papier. Pittui.
Ach die. Vor einer Stunde sind die schon weggemacht. Erst kamen die zwei Männer
und sind rauf auf die Zimmer. Da war noch einer bei ihnen. Ein Deutscher. Dann sind
sie wieder runter, die beiden Frauen, die drei Kinder, zwei Kinder, nein, doch drei,
das eine hatte die Frau auf dem Arm und die zwei Männer. Drei Männer.

Zwei Frauen, sagen sie, waren es zwei Frauen?

So eine junge, ziemlich kräftige, in Hosen, mit einer Amijacke und langen braunen
Haaren?

Ja, die und dann noch eine Ältere, Dicke, Schwarzgekleidete, mit einem Kopftuch
auf.

Wie die Russenweiber, wissen Sie. Im Krieg hatten wir viel Russenweiber hier in den
Betrieben. Oder waren es Polinnen.

Jürgen gerät in Panik. Der dritte Mann muß Freddy gewesen sein. Giovanna zieht zu
Freddy. Mit achtzig fährt er durch die Stadt. Mehrfach überquert er Kreuzungen,
wenn die Ampel schon auf Rot umgeschaltet hat. Er wechselt unvermutet die Fahr-
spur, überholt links und rechts.

Der Stress bringt seine Nerven zum Vibrieren.

Er kennt Freddys Wohnhaus, aber der Name steht weder an der Klingel, noch auf
dem Briefkasten. Hastig läuft er die Treppen hinauf. Nirgends ein Schild mit dem
Namen Niebling. Wenn Freddy nun umgezogen ist?

Ich war halb wahnsinnig vor Aufregung. Ich dachte, ich müßte sie sofort sehen und überreden, wieder nach Hause zu kommen.

Das hätte ich einfach nicht ausgehalten, bis zum anderen Tag.

Zufällig trifft er eine Frau auf der Treppe.

Wissen Sie, ob hier im Haus ein gewisser Niebling wohnt? Fritz Niebling.

Zwei Treppen links, sagt die Frau und geht weiter.

Auf sein Schellen öffnet ihm der kleine Massimo.

Mamma, Mamma, ruft er und läuft nach hinten.

Aus einem der Zimmer kommt Franca.

Sie wirkt müde und abgespannt.

Was wollen sie, fragt Franca unwirsch.

Ist Giovanna da?

Nein, weggegangen, Sie alle weggegangen. Auch Freddy. Zum Rechtsanwalt.

Jetzt dreht Jürgen durch. Er glaubt ihr nicht.

Mit einer schroffen Bewegung schiebt er sie beiseite. Vor seinem inneren Auge sieht er Giovanna schon mit Freddy im Bett liegen. Sie sträubt sich noch, aber Freddy drückt mit Gewalt ihre Beine auseinander. Als er sich eben auf sie legen will, stürmt Jürgen ins Zimmer. Mit einem Tritt gegen Freddys Schulter wirft er ihn beiseite.

Jürgen reißt die erste Tür auf. Das Bad. Auf dem Clo sitzt die kleine Lavinia. Sie beginnt sofort zu heulen, als sie Jürgen sieht.

Franca läuft ihm nach und steht plötzlich hinter ihm. Er schiebt sie mit wildem Blick von sich und läuft über den Gang.

Laut aufschluchzend birgt Giovanna ihr Gesicht im Kissen. Jürgen reißt die gegenüberliegende Tür auf. Ein gutbürgerliches Wohnzimmer, in dem jetzt zwei Matratzen auf dem Fußboden ausgelegt sind. Bettzeug liegt auf dem Eßtisch.

Als Jürgen sich umdreht, steht Franca in der Badezimmertür. Sie hält das Kind auf dem Arm, als wolle sie es vor ihm schützen.

Mit einem Schlag wird ihm klar, daß er sich wie ein Barbar benimmt. Seine Erregung sackt in sich zusammen. Er ist auf einmal ganz ruhig. Er muß nur noch in die anderen Zimmer schauen. Es geht nicht anders. Dann schleicht er mit einem entschuldigenden Achselzucken an Franca vorbei.

Franca schaut ihn mit verständnislosem Blick an.

Spinnst du denn?

93

In einem Hauseingang gegenüber bezieht er Posten. Draußen geht ein leichter Nieselregen und träumt sich in den dunstigen Abend. Gelegentlich fährt ein Auto durch die kleine Nebenstraße. Aus der Kneipe an der Ecke hört man Musik und Stimmen.

Nach einer Weile ist er fest überzeugt, daß die vier in der Eckkneipe sitzen.

Als er die Kneipentür öffnen will, durchfährt ihn ein Gedanke: Wenn sie jetzt zurückkommen, während ich in der Wirtschaft bin.

10

Er öffnet die Tür und schaut kurz hinein. Der Raum ist überschaubar. Eine dicke Bedienung sitzt mit zwei einsamen Gästen an einem Tisch vor der Theke und spielt Karten. Keine Musik.

Die Bedienung blickt kurz hoch.

Jürgen tritt auf den Damm zurück und bemerkt, daß die Stimmen und die Musik aus einer Wohnung im zweiten Stock kommen.

Als Giovanna und die anderen kommen, ist er total durchgefroren.

Er hat in den letzten drei Stunden mehrere Morde verübt, mal nur an Freddy, dann nur an Giovanna, dann an beiden, dann auch an sich selbst.

Giovanna hat ihn mehrfach mit Freddy betrogen.

Mehrmals ist sie reumügt zu Jürgen zurückgekommen.

Er kann verstehen, warum ein Mann eine Frau, Geliebte oder Freundin umbringt. Manchmal ist der Wunsch zu töten unerträglich stark. Wer einem anderen solchen seelischen Schmerz zufügt, kann nicht schwer genug bestraft werden.

Zwischendurch erwägt er, nur Freddy umzubringen, aber so, daß Giovanna ihn nicht als Mörder erkennt, oder so, daß der Mord als Unfall erscheint oder so, daß Freddy einfach spurlos verschwindet.

Freddy bleibt stehen, als Jürgen über den Damm läuft.

Die anderen gehen weiter.

Kann ich einen Moment rauskommen?

Es ist zwar schon spät, aber jetzt komm.

Was gibts denn?

Hier nicht.

Jürgen glaubt, sich einigermaßen in der Hand zu haben.

Er muß jetzt einen guten Eindruck machen.

Freddy geht zur Speisekammer und holt eine Zweiliterflasche Rotwein.

Jürgen kommt sofort zur Sache:

Paß mal auf, Freddy. Ich hab eine Idee.

Am Montag wird Jürgen sich als Bevollmächtigter Adolfs ausgeben und die Möbel wieder abholen.

Giovanna ist skeptisch.

Wo sollen sie hin mit den ganzen Sachen. Ohne Wohnung? Hast Du Dir das überlegt?

Francesco und Patricio nicken.

Wir besetzen die Wohnung, schlägt Jürgen vor.

Dann rufen wir meinen Alten an und lassen ihn nicht eher gehen, als bis daß er euch schwarz auf weiß bestätigt, daß ihr die Wohnung behalten könnt.

Freddy lobt Jürgen. Als letzte Möglichkeit sei die Sache zu überlegen. Zunächst aber müsse man abwarten, wie das Gericht entscheide.

11

Jetzt holt Jürgen zu seinem großen Schlag aus. Etwas anderes Freddy. Weshalb ich vor allem gekommen bin.
Ich weiß bestimmt, daß der Betrieb verkauft worden ist und demnächst geschlossen werden soll. Wir müssen sofort etwas unternehmen.

In Jürgens Vorstellungswelt steht eine Organisation hinter Freddy. Mit seiner, Jürgens Information, braucht Freddy nur auf den Knopf zu drücken und sofort beginnt ein eingespielter subversiver Apparat zu laufen. Die Bedeutung, die Onkel Hans den unbekannten Flugblattverteilern beimißt, ist ein Indiz dafür.

Täglich liest man von kommunistischen Agenten, die die Bundesrepublik in allen Bereichen durchdringen und zu unterminieren versuchen.
In den Kasernen unterhöhlen kommunistische Handlanger die Moral der Truppe.
In unseren Schulen werden die Kinder schon zum Haß auf Unternehmer und Politiker aller Parteien gedrillt und marxistisch indoctriniert.
Universitäten sind in rote Kaderschmieden umgewandelt worden.

Überall lauert die rote Gefahr. Selbst in Kirche und Betrieb. Onkel Hans Mehlig hatte auf seinem Schreibtisch ein Buch liegen:
„Basisarbeit linksextremer Gruppen im Betrieb.“ Bürgerinitiativen werden von Pankow bezahlt und von Moskau gesteuert. Der Vatikan wird von kommunistischen Agenten besetzt gehalten.

Als Adolf noch besser in Schuß war, nahm er Jürgen gelegentlich zu den Versammlungen des Ortsvereins N. der SPD mit.
Einmal spricht ein hoher Landespolitiker der SPD, der von CDU und FWG als gefährlicher Linker eingestuft wird. Er führt aus, daß die Deutsche Kommunistische Partei die fünfte Kolonne der Russen sei. Die deutschen Kommunisten sind heute die größte innenpolitische Gefahr.

Freddy muß Jürgen enttäuschen. Mehligs Äußerungen sind kein Beweis. Sein Vater sei zwar Altkommunist' und gehöre auch der DKP an. Das könne er ruhig sagen. Mehlig und der Verfassungsschutz wüßten es sowieso.
In letzter Zeit habe auch er sich wieder dem Standpunkt der DKP angenähert und erwäge sogar, bei der bevorstehenden Betriebsratswahl nicht wieder auf einer unabhängigen Liste zu kandidieren. Aber einen Apparat habe er nicht. Er habe auch keines der Flugblätter in den Betrieb gebracht, wenn Jürgen darauf hinaus wolle.

Jürgen ist enttäuscht. Er hat Freddy für einen Helden gehalten. Er fürchtet, daß Giovanna Freddys Äußerungen falsch verstehen könnte. In Sardinien hat er ihr erzählt, er sei eng befreundet mit dem Leiter der kommunistischen Betriebsgruppe bei Fahlbusch & Siebert.

Ergebnislos bleibt der Abend nicht. Er führt im Endeffekt zu einer Kausalität, die den Fall Fahlbusch & Siebert zum Fall Jürgen Schütrumpf werden läßt. Freddy ist entschlossen, die Kollegen zu einer Betriebsversammlung einzuberufen, notfalls auch gegen die Betriebsratsmehrheit, um die Betriebsleitung zu zwingen, endlich Farbe zu bekennen.

OK. Jürgen, jetzt mach Dich mal heim. Ich will versuchen, Anfang der Woche soviel Kollegen wie möglich zusammenzutrommeln. Dabei werden wir natürlich auf das zu sprechen kommen, was Mehlig Dir gesagt hat.
Bist Du einverstanden?

Jürgen hat das Gefühl, eine weitreichende Verantwortung auf sich zu nehmen. Selbstverständlich, Freddy.
Ungeschickt beugt er sich über Giovanna:
Machs gut, Giovanna. Und schlaf gut.
Hast Du was dagegen, wenn ich morgen wiederkomme?

Nein, komm nur.
Der Rest des Abends ist eine Qual für Jürgen.
Er hat Nieblings Wohnung kaum verlassen, als Giovanna schon in Freddys Armen versinkt.

Daheim geht Jürgen sofort ins Bett und stellt sich vor, wie Giovanna mit Freddy schläft. Er sieht ihre Umarmung in allen Einzelheiten. Gleichzeitig steigert sich seine Erregung und er beginnt zu masturbieren. Er wird Freddy vorschlagen, gemeinsam mit Giovanna zu schlafen. Giovanna liegt auf der Seite, Freddy liegt vor ihr, Jürgen hinter ihr. In Giovannas Unterleib berühren sich ihre Geschlechtsteile. Giovanna ist ein Vulkan. Auf dem Höhepunkt der Erregung stößt sie Freddy zurück und wirft sich herum, auf Jürgen. Neidvoll schaut Freddy zu, wie Giovanna nur ihn liebt.

Das Wochenende vergeht wie im Traum. Stundenlang erfindet er Situationen, die ihn irgendwie auszeichnen und mit einem Schlag berühmt machen.
Ein Held, den jeder kennt und von dem alle reden. Er ist der langgesuchte Bankräuber. Zugleich ist er der geheimnisvolle Mäzen, der seit Monaten arme Leute, vor allem Gastarbeiter, mit größeren Geldspenden unterstützt. Alle Zeitungen bringen sein Foto und berichten mit großen Schlagzeilen.

Vor den Fernsehkameras ersticht er den Präsidenten einer faschistischen Militärdiktatur, der in Bonn einen Staatsbesuch macht. Während Bundeskanzler und Bundespräsident dem weltbekannten Verbrecher und Folterer mit dem strahlenden Lächeln eines Hauptfeldwebels der eine, mit dem Charme eines Herrenschneiders der andere, die Hände schütteln, beobachten Millionen Fernsehzuschauer, wie Jürgen das Monstrum in Uniform aufschlitzt.

Besonders tut Jürgen sich hervor, als es darum geht, die Arbeitsplätze bei Fahlbusch & Siebert zu erhalten. Eines Abends dringt er bei Onkel Hans Mehlig zu Hause ein und stellt ihm ein Ultimatum. Entweder er macht die beabsichtigte Betriebschließung rückgängig oder der ganze Laden geht in die Luft.

Eingeschüchtert macht Onkel Hans die Maßnahme rückgängig. Die Arbeiter tragen Jürgen auf den Schultern durch das Werk. Giovanna schaut bewundernd zu ihm auf.

Bach Hein argumentiert, nur der Betriebsrat sei berechtigt, eine Betriebsversammlung einzuberufen. Freddy verlangt die sofortige Einberufung des Betriebsrates. Die anderen beiden schließen sich der Forderung an.

Bach Hein blockiert. Der Betriebsrat sei nur verpflichtet, eine Betriebsversammlung einzuberufen, wenn mindestens ein Viertel der Belegschaft es fordere. An dieser Stelle kommt es zum Eklat.

Konrad stellt die Lautsprecheranlage an. Die ganze Halle wird Ohrenzeuge der Auseinandersetzung.

Bachmeier bemerkt nichts. Er wird auch nicht mißtrauisch, als Freddys Redeweise sich in eine Ansprache verwandelt. Erst als mehr und mehr Kollegen ihre Arbeit niederlegen und sich dem Kabuff des Meisters nähern, bemerkt er, daß die Lautsprecheranlage läuft.

Ein Gerangel entsteht. Bachmeier versucht, die Anlage auszuschalten. Erregt wirft er den Eindringlingen vor, die betriebliche Friedenspflicht zu verletzen. Da drei Betriebsratsmitglieder gefordert hätten, den Betriebsrat einzuberufen, werde die Frage mit der Betriebsleitung erörtert werden.

Zur Panik sei kein Anlaß. Er werde noch heute einen Termin mit der Betriebsleitung vereinbaren.

Die drei Dissidenten lehnen ab. Sie fordern die Kollegen auf, sofort mit ihnen vor die Verwaltung zu ziehen und ihre Besorgnis über die Gerüchte vorzubringen. Zehn Minuten später beginnt sich ein Demonstrationszug zu formieren und zieht vor das Verwaltungsgebäude, einen zweistöckigen Flachbau aus den 50er Jahren, an der Industriestraße.

Dort verlangen die Arbeiter Direktor Mehlig zu sprechen.

Hinter den Fenstern stehen die Angestellten und Sekretärinnen.

Man fordert sie auf, herunterzukommen und sich der Forderung der Arbeiter anzuschließen.

Einige kommen herunter, der größte Teil bleibt im Haus.

Alle Türen zum Gebäude sind abgeschlossen.

Nach einer Weile bahnen Bach Hein und die anderen Mitglieder des Betriebsrats sich einen Weg durch die Menge und werden eingelassen. Nur Freddy und die zwei anderen bleiben draußen. Die Arbeiter bilden Sprechchöre. Mehlig! Mehlig!

Dann erweitert sich das Repertoire. Einer ruft vor, die andern stimmen ein: Mehlig! Zeig Dich! Mehlig! Zeig Dich!

Mir wollen Mehlig sehn!

Mir tun nicht eher gehn!

Schließlich erfinden sie sogar Spottverse:

Mehlig und Franse! Mir woll'n mit Euch tanze!

Besorgt sehen die Angestellten, wie mehrere Arbeiter einen T-Träger anbringen und Anstalten machen, die Glastüren aufzubrechen und das Haus zu stürmen. Jetzt

erscheint Personalchef Franse am Fenster, neben ihm Betriebsratsvorsitzender Bachmeier.

Als erstes fordert Bach Hein die drei Betriebsratsmitglieder auf, ins Haus zu kommen.

Konrad ruft zurück, sie verhandelten nicht hinter verschlossenen Türen. Die Frage der Betriebsschließung müsse mit der Betriebsleitung sofort und vor allen interessierten Kollegen verhandelt werden.

Dann ergreift Fransepatte das Wort.

Direktor Mehlig sei auf Geschäftsreise und kehre erst übermorgen zurück.

Lüge! Lüge! Schallt es ihm entgegen.

Mehligs Dienstwagen steht vor dem Gebäude.

Einer ruft: Fransepatte! Märchentante!

Der Chor wiederholt den Ruf zweimal, dann bröckeln die Stimmen ab.

Er werde Direktor Mehlig unverzüglich benachrichtigen, erklärt Franse. Die Betriebsleitung werde in den nächsten Tagen Rede und Antwort stehen.

Bachmeier fordert die Kollegen auf, nunmehr an ihre Arbeit zurückzukehren. Sie hätten gehört, daß die Betriebsleitung zur Aussprache bereit sei. Personalchef Franse wisse auch nicht mehr als sie alle. Die Arbeiter hätten erreicht, was sie erreichen wollten.

Langsam erlischt der Widerstand. Obschon fast alle überzeugt sind, daß Mehlig im Haus ist, schrecken sie vor einer Erstürmung des Gebäudes zurück. Die erlernte Disziplin tut ihre Wirkung. Einige argumentieren, es komme nicht darauf an, ob Mehlig heute Auskunft gebe, oder erst in einigen Tagen. Keiner kommt auf die Idee, daß die Betriebsleitung den Aufschub für sich nutzen wird, um die „Rädelshörer“ auszuschalten.

Die Arbeiter stehen noch eine Weile in Gruppen herum und diskutieren. Erst vor dem Bürogebäude, dann schon in den Hallen und an den Arbeitsplätzen. Nach einer Stunde ist die Produktion wieder in vollem Gang.

96

Als Jürgen am nächsten Morgen zur Arbeit kommt, fällt ihm schon von weitem ein Gedrängel vor dem Werkstor auf.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite erkennt er einige große Kraftfahrzeuge, die sich beim Näherkommen als Polizeifahrzeuge entpuppen. Darunter ein Wasserwerfer.

Die große Einfahrt, durch die sonst die Lastwagen fahren, ist versperrt. Davor ein Sperrriegel Polizei. Polizisten auch zu beiden Seiten des Personaleingangs neben dem Pförtnerhäuschen.

Der Pförtner sitzt nicht, wie üblich, hinter seinem Fenster. Er steht am Eingang und macht den Durchgang noch etwas schmäler. Vor dem Häuschen bilden etwa 50 Arbeiter eine Schlange.

Warum gehts denn da nicht weiter, fragt einer. He', Niebling, mach zu!, ruft ein anderer. Jürgen sieht, daß Freddy mit dem Pförtner spricht. Als sich die Unruhe

unter den Wartenden steigt, treten zwei Polizisten von hinten an Freddy heran, ergreifen ihn bei den Armen und ziehen ihn weg.

Freddy läßt sich ohne Gegenwehr wegführen. Als der Pförtner den zweiten und dritten Kollegen nicht durchläßt, gerät der Zug ins Stocken. Die Leute wollen von Freddy und den zwei anderen Betriebsräten wissen, was los ist.

Freddy zeigt einen Brief vor, den der Pförtner ihm ausgehändigt hat. Er muß den Brief vorlesen. Der Text ist von eindrucksvoller Kürze und enthält die fristlose Kündigung für die drei aufsässigen Betriebsräte. Die Gründe sind gesetzwidriges Verhalten durch Nötigung des Betriebsratsvorsitzenden und Aufwiegelung der Belegschaft. Der Betriebsrat habe seine Zustimmung zu der Kündigung erteilt.

Jürgen ist aufgeregt. Er fühlt, daß er etwas unternehmen muß. Ich hatte das Gefühl, daß ich etwas wiedergutmachen könnte, was mein Vater dieser sardischen Familie angetan hat. Ich dachte, wenn ich mich in dem Augenblick an etwas beteilige, was den Arbeitern hilft und wodurch vor allem Freddy und die anderen wieder an ihre Arbeit zurückkonnten, daß ich endlich einmal etwas getan hätte, worauf einer stolz sein kann. Ich war inzwischen soweit, daß ich dachte, ich hätte mein ganzes Leben nichts Gescheites zustande gebracht. Ich wollte was unternehmen.

Er rät zur Gegenwehr.

Keiner darf den Betrieb betreten, bevor die Kündigungen nicht zurückgenommen werden.

Gemeinsam mit einigen Kollegen bildet er eine Postenkette. Mehrere Kollegen, die sich nicht um die Diskutierenden kümmern und den Betrieb betreten wollen, werden zurückgehalten.

Die Polizei greift nicht ein, aber das Gewirr aus den Funkgeräten verrät, daß die Einsatzleitung in Aufregung geraten ist. Freddy beschwichtigt die Leute. Keine Auseinandersetzungen mit der Polizei. Wer den Betrieb betreten will, soll reingehen. Er und die zwei anderen gehen sofort zum Arbeitsgericht. Es gibt genug Zeugen, daß Bach Hein nicht bedroht worden ist und die Kollegen spontan und unaufgefordert demonstriert haben.

Jürgen versucht, ihn zurückzuhalten.

Es muß was unternommen werden.

Wir stürmen das Tor.

Nach zehn Minuten ist der ganze Trubel vorbei. Als einer der letzten geht Jürgen ins Werk.

Die Polizei steht dumm herum.

Gegen Mittag ziehen sie ab und lassen nur zwei Posten mit einem Funkgerät am Werkstor zurück.

An diesem letzten normalen Arbeitstag bei Fahlbusch & Siebert wird kaum die Hälfte der Tagesproduktion erreicht. Die Diskussion, ob man streiken solle, um die

Wiedereinstellung der drei Kollegen zu erreichen, zieht sich den ganzen Tag lang hin. Die Betriebsleitung unternimmt nichts dagegen. Die Werkmeister scheinen angewiesen zu sein, die Leute nicht zu provozieren. Die verbliebenen acht Betriebsräte diskutieren mit den Kollegen das erste Mal seit Jahren über Fragen allgemeiner Natur. Im Mittelpunkt stehen Probleme wie Mitbestimmung und Investitionskontrolle.

Wenn der Arbeiter eine echte Mitbestimmung hätte, bräuchten wir nicht zu fürchten, daß man uns verschaukelt, heißt es. Der Arbeiter muß einfach die Kontrolle darüber haben, ob ein Betrieb gekauft oder verkauft wird.

Jürgen beteiligt sich nicht an den Diskussionen. Schweigsam und fast apathisch steht er an seiner Maschine und arbeitet verbissen.

Zeugen werden bestätigen, daß er halblaut mit sich selber spricht. Manchmal habe er vor sich hingeschimpft.

Die Kollegen bestätigen ferner, daß er bis Feierabend an der Schere gestanden habe. Merkwürdigerweise fällt ihnen erst später auf, daß er nicht mit beim Umkleiden war.

Monate später versucht Jürgen, seinen Gemütszustand an jenem Dienstag, dem 19. November 1974, zu erläutern. Ich weiß nicht, ob Du das Gefühl kennst, nicht Du selber zu sein. Ich habe das früher öfter gehabt. Dann fühlst Du, daß Du aus tausend verschiedenen kleinen und kleinsten Teilchen zusammengesetzt bist. Du fühlst Dich wie ein Puzzle, das irgend jemand zusammengesetzt hat, aber kein einziges Steinchen in dem Puzzle ist von Dir.

Manchmal, wenn ich in einer Beize am Tisch saß, wußte ich genau, das war nicht meine Art zu sitzen. Das ist eine Art zu sitzen, die ich mal im Fernsehen erlebt hatte. Und so ging das mit allem. Mein ganzes Benehmen, die Art zu gehen, die Art zu reden, jeder einzelne Gedanke, alles war nicht von mir. Alles hatte ich irgendwo erlebt und mir angeeignet.

Wenn ich dieses Gefühl hatte, hatte ich das Gefühl, daß sogar meine Gefühle nicht von mir stammten. Ich hatte einfach gelernt, wie man in einer bestimmten Situation zu fühlen hat, wie man reagieren muß, wenn eine bestimmte Sache passiert. Sogar meine Gefühle waren nicht echt.

Es waren Gefühle, die ich bei anderen Leuten erlebt hatte.

An dem Tag glaubte ich begriffen zu haben, daß ich endlich einmal etwas aus mir selbst heraus machen müßte. Etwas was ich noch nicht erlebt hatte und was mir keiner vorgemacht hat. Etwas ganz Unerhörtes, was nur einer alleine machen kann.

Naents um drei hört der Nachportier einen gewaltigen Donnerschlag auf dem Werksgelände.

Er läuft nach draußen, als die zweite Detonation zu hören ist und hat den Eindruck, daß ein Gegenstand durch das Dach des Eisenlagers in den dunklen Nachthimmel geschleudert wird.

Er rennt in sein Häuschen zurück und alarmiert die städtische Feuerwehr. Anschlie-

Sendt ruft er den Werksfeuerwehrleiter an, der seinerseits die Löschgruppe unterrichtet. Derweil gehen die Explosionen in unregelmäßigen Abständen weiter.

Als die städtische Feuerwehr und die Angehörigen der Betriebslöschgruppe auf dem Gelände eintreffen und in Sicherheitsabstand vor der Lagerhalle Aufstellung nehmen, steht das Gebäude lichterloh in Flammen. Als stünde in dem Flammenmeer ein Granatwerfer, ertönen Explosionen, schießen Stichflammen durch das brennende Gebäude, während Materialmassen aus dem aufgerissenen Dach fliegen, als wäre es ein Vulkan.

Der Einsatzleiter fragt den Leiter der werkseigenen Löschgruppe:
Wie kann sowas passieren? Was ist denn da drin?

Der ist völlig perplex:

Das kann gar nicht passieren. Sowas gibts gar nicht.

Ein Löschangriff ist ausgeschlossen.

In großem Umkreis gehen gefährliche Bruchstücke nieder.

Die Wehren müssen sogar noch zurückgenommen werden, als eine Seitenwand unter großem Getöse einbricht und die Eisenfetzen und Materialbrocken seitlich aus der Halle schießen.

Nach einer dreiviertel Stunde ist die Kanonade vorbei. Das Eisenlager wird zur Kühlung unter Wasser gesetzt. Der Strahlemesstzug nimmt seine Arbeit auf, um den Gehalt der entwichenen Gasschadstoffe in der Luft zu bestimmen.

Gegen vier Uhr treffen Direktor Mehlig, Bach Hein und andere leitende Herren der Firma ein.

Ihnen allen ist klar, daß nur eine ausgeklügelte Form der Brandstiftung vorliegen kann.

Jemand äußert, bei den Sprengkörpern müsse es sich um explodierende Azetylenflaschen gehandelt haben.

Das verstärkt den Verdacht der vorsätzlichen Brandstiftung, da in der Halle nur für die Produktion erforderliche Eisen, Bleche, Rohre etc. gelagert werden. Da sich für einen Sabotageakt vorzugsweise Werksangehörige anbieten, die die Ortlichkeiten kennen, ziehen Mehlig, Franse, die Herren von der Kripo und der Sta sich ins Bürogebäude zurück.

Schon beim Betreten des Werksgeländes hat ein Reporter Mehlig gefragt, ob er einen Zusammenhang zwischen dem Brand und der gestrigen Auseinandersetzung zwischen Belegschaft und Betriebsleitung sehe. Mehlig antwortete markig: Das ist nicht auszuschließen. Wir wissen, daß wir Unruhestifter im Betrieb haben und wir kennen Roß und Reiter. Wir werden ihnen das Handwerk legen. Verlassen Sie sich darauf.

Am Mittwoch ist Buß- und Betttag. Als die Arbeiter am Donnerstagmorgen zur Arbeit kommen, bleibt das Werkstor geschlossen. Die Pförtner verteilen Handzettel. Die Aufräumungs- und Instandsetzungsarbeiten dauern mehrere Tage. Die Wiederaufnahme der Produktion werde ihnen brieflich mitgeteilt, sobald die Schäden am

Materiallager absehbar seien. Zugleich werden die Arbeiter aufgefordert, der Betriebsleitung oder der Kriminalpolizei sofort Meldung zu machen, falls ihnen verdächtige Vorfälle bekanntgeworden seien.

Gegen acht Uhr fährt ein uralter, schwarzer Mercedes 300 auf das Werksgelände. Wilhelmine Siebert, die legendäre Alleinerbin von Fahlbusch & Siebert und nach außen hin noch immer Eigentümerin der Firma. Mehlig geht einige rasche Schritte zum Wagenschlag und öffnet.

Die alte Dame ist in Begleitung ihres Rechtsanwaltes und trägt ein schwarzes Hütchen. Ihre weiten schwarzen Kleider wehen im Wind.

Die leitenden Angestellten stehen da wie das Kabinett, das einen auswärtigen Staatsgast erwartet. Einige Schritte weiter, etwas abgesondert, stehen die Werkmeister. Die meisten Anwesenden haben Wilhelmine Siebert noch nie gesehen. Sie drückt jedem die Hand, als wäre es nicht nur das erste, sondern auch das letzte Mal.

Später läßt Frau Wilhelmine sich auch den Stadtbrandinspektor und den Wehrführer der Werkswehr vorstellen. Sie dankt ihnen mit demselben unnachahmlichen Gesichtsausdruck, mit dem sie seit Jahrzehnten die Damen vom paritätischen Wohlfahrtsverband empfängt, um ihnen einen Scheck für ihre aufopfernde Tätigkeit zu überreichen.

Der anwesende Pressefotograf knipst wie wild. In einem rührenden Artikel wird der Lokalreporter tags darauf schildern, wie die alte Dame vor den Ruinen des Lebenswerkes ihrer Ahnen steht und mit den Tränen kämpft.

Der Chefredakteur wird dem Leben und Wirken der Firmengründer und der wechselseitigen Geschichte der Firma einen Leitartikel widmen. Danach versinkt in dieser Nacht eines der letzten Zeugnisse freien, schöpferischen Unternehmer- und Bürgertums des 19. Jahrhunderts in Schutt und Asche. Was die Bombennächte des Zweiten Weltkrieges überdauert hat, vernichtet mit einem Schlag die verbrecherische Bubenhand eines politischen Wirrkopfes.

Der Feuilletonchef würdigt die kulturellen Leistungen der Fahlbusch und Siebert. Er ist zugleich Vorsitzender der örtlichen Goethegesellschaft, die Frau Wilhelmine in Fortführung des Lebenswerkes ihres Großvaters, Vaters und Ehemannes stets großzügig unterstützt hat.

Zu dem Zeitpunkt liegt das vorläufige Endergebnis der brandtechnischen Untersuchung vor.

Unbekannte Täter haben mehrere Wannen in die Lagerhalle geschafft und mit Heizöl gefüllt.

Der oder die Täter haben dazu 250 Meter C-Schlauch der Werksfeuerwehr verwendet, um das Öl mit Hilfe einer Tragkraftspritze direkt vom Ölkeller aus in die Eisenhallen zu pumpen.

Dem oder den Tätern kam dabei zugute, daß eine alte, für Löscharbeiten nicht mehr vorgesehene TS direkt vor dem Heizöllager in Stellung gebracht war, da die Werkswehr am Nachmittag das Abpumpen von Heizöl geprobt hatte.

Spuren zeigen, daß sodann eine größere Menge Holzwolle, die für Verpackungszwecke gebraucht und in einem entfernten Schuppen aufbewahrt wird, als brennbarer Stoff zur Erzeugung der erforderlichen Zündtemperatur für das Heizöl in die Eisenhalle verbracht wurde. In den so geschaffenen großflächigen Brandherd wurden sodann aus dem Flaschenlager mit Hilfe eines Elektrokarrens zahlreiche Azetylenflaschen verbracht.

Insgesamt kommen die Pyrotechniker zu dem Schluß, daß je nach Anzahl der Täter mehrere Stunden darauf verwandt wurden, im Eisenlager ein Feuer zu legen, das ausreichen mußte, die Gasflaschen zur Explosion zu bringen. Die Ortswahl läßt darauf schließen, daß es dem oder den Tätern darauf ankam, den Betrieb durch Unbrauchbarmachung von Material zumindest tageweise, wenn nicht wochenlang lahmzulegen.

Tatsächlich ist der größte Teil des Eisenlagers durch die Wucht der fast einstündigen Explosionsn und die dabei freiwerdenden Energiemengen nur noch als Schrott zu bezeichnen.

Der übrige Teil der Werksanlagen ist nur geringfügig beschädigt. Zwar gibt es in den Werkshallen und sonstigen Gebäuden kaum eine heile Fensterscheibe, und die Dächer und das Mauerwerk der umliegenden Gebäude haben durch herabfallende und herausgeschleuderte Eisenteile ebenfalls gewisse Schäden erlitten. Vorbehaltlich der Wiederbeschaffung des Materials könnte der Betrieb jedoch schon in wenigen Tagen die Produktion wieder aufnehmen.

98

Der Brandanschlag auf Fahlbusch & Siebert ist in den nächsten Tagen Stadtgespräch von N., und auch die Tageszeitung von K. widmet dem Vorfall tagelang einen Teil ihrer Lokalseite.

Das Hauptaugenmerk richtet sich auf die Suche nach dem Täter. Erörtert wird auch, ob einer oder mehrere Täter anzunehmen seien und warum der Nachtpoiter nichts bemerkt haben will.

Tatsächlich sind nicht nur die Türen mehrerer Lagerräume gewaltsam erbrochen. Er hätte auch das Geräusch der TS und des Elektrokarrens hören müssen.

Nur ganz am Rande vermerkt die Zeitung drei Tage nach dem Brand, daß die Betriebsleitung beim Arbeitsamt den Antrag auf Massenentlassung gestellt und gleichzeitig beim Landesarbeitsamt darum gebeten habe, die Zustimmung rückwirkend bis zum Tag der Antragstellung zu erteilen. Es sei beabsichtigt, nur noch die in Arbeit befindlichen Aufträge auszuführen, sofern eine Auslagerung dieser Aufträge nicht in Frage komme.

Alle übrigen und zukünftigen Aufträge würden von der Z.-AG ausgeführt, die bereits vor längerer Zeit die Anteile der Firmeninhaber von Fahlbusch übernommen

20

habe, und über ausreichende Kapazitäten verfüge, die laufenden Aufträge auszuführen. Es werde erwogen, auch einen Teil des spezialisierten Personals zu übernehmen, sofern den Leuten der Umzug nach H. zuzumuten sei.

Auch die öffentliche Meinung vermerkt die Nachricht von der Betriebsschließung nur am Rande. Übertriebene Darstellungen der angerichteten Schäden tun ein übriges. Das lohnt doch nicht, den alten Laden wieder aufzubauen.

Die paar hundert Mann von Fahlbusch & Siebert wissen es besser, können sich aber nicht durchsetzen. In der Gewerkschaftspresse wird scharf kritisiert, daß die Betriebsleitung nur nach einem Vorwand gesucht habe.

Hier entwickelt sich ansatzweise auch eine Debatte. Wenn es stimme, daß ein politischer Wirrkopf den Brand gelegt habe, so zeige sich wieder einmal, daß der größte Schaden für die Arbeiterschaft von solchen politischen Gewalttätern drohe.

Die „Stadtzeitung“, die wöchentlich von Studenten der örtlichen Fachhochschule herausgegeben wird und sich mit Fragen der Stadtsanierung, alternativer Kulturarbeit und politischen Vorgängen befaßt, stellt dagegen die Frage, worin das größere Verbrechen liege. In einer zweifellos hirnrissigen Brandstiftung oder einer Betriebsschließung, die 600 Familien arbeits- und brotlos mache.

Der Polizeipräsident bezeichnet die Gruppe darauf hin als kriminelle Vereinigung. Noch am Tage ihres Erscheinens wird die „Stadtzeitung“ beschlagnahmt, die Herausgeber wegen öffentlicher Aufforderung zu Straftaten angezeigt, da die erwähnte Fragestellung die Aufforderung enthalte, auf Betriebsschließungen mit Terrorakten zu reagieren.

Die Besorgnis des Polizeipräsidenten ist nicht unverständlich.

1974 zeigt sich erstmals in der Nachkriegsgeschichte die Krise des Imperialismus weltweit und in drastischer Form. Die Arbeiterklasse bekommt diese Krise durch einen starken Anstieg der Konkurse, Betriebsschließungen infolge wirtschaftlicher Konzentration und einschneidende Rationalisierungsmaßnahmen zu spüren, durch die die Zahl der Arbeitsplätze abgebaut und die Umsätze und Gewinne rapide gesteigert werden.

Es ist unklar, wie die Arbeiterschaft langfristig auf die daraus resultierende Massenarbeitslosigkeit reagieren wird.

Am Samstag, drei Tage nach dem Brandanschlag, meldet die Tageszeitung eine Verhaftung, ohne Foto und Namen des Verhafteten. Es handele sich um einen Beschäftigten der Firma, der von Anfang an in Verdacht gestanden habe.

Am späten Nachmittag strahlt des Regionalstudio des Fernsehens eine Bitte der Kriminalpolizei aus, bei der Aufklärung des Verbrechens mitzuwirken. Die Frage lautet, wer einen Mann, dessen Foto gezeigt wird, in der fraglichen Nacht am Brandort gesehen habe?

Noch am selben Abend melden sich unabhängig voneinander zwei Personen, die das Bild des Verdächtigen im Fernsehen gesehen haben.

Nach ihren Aussagen haben sie in der Brandnacht einen jungen Mann auf der fast

21

1,80 Meter hohen Mauer sitzen gesehen, die das Werksgelände am alten Eingang zur Französischen Straße abschließt. Der Mann habe mit dem Rücken gegen einen der Backsteinpfeiler gelehnt, die die Mauer in regelmäßigen Abständen gliedern.

Der eine Zeuge sieht den Mann gegen zwei Uhr dreißig dort oben sitzen und wundert sich, wie er dort hinaufgekommen ist. Er will ihn sogar angesprochen haben, was er dort oben mache, aber der Mann habe nur das Bein angezogen und nicht geantwortet.

Der zweite Zeuge fährt mit dem Wagen auf der Frankfurter Straße, als die Explosionen anfangen. Er biegt sofort in die Französische Straße ein, um zum Haupteingang der Firma zu fahren. Als er den Mann auf der Mauer sitzen sieht, hält er an, steigt aus und ruft: Was ist denn da los?

Der Mann schaut kurz zu ihm herunter und verschwindet dann auf der anderen Seite der Mauer.
Als die Polizei die beschriebene Stelle untersucht, findet sie eine Leiter innerhalb des Werksgeländes.

Beide Zeugen werden noch in derselben Nacht einer Reihe von Personen gegenübergestellt: Zumeist Polizisten. Beide Zeugen erkennen den Mann, den sie im Fernsehen gesehen haben, wieder. Es sei der Mann auf der Mauer. Er heißt Franz Niebling. Genannt Freddy.

Zu dem Zeitpunkt ist Freddy, der Freitagnachmittag in seiner Wohnung verhaftet wurde, bereits dem Haftrichter vorgeführt worden. Vergeblich verlangt er die Beziehung seines Anwaltes. Der Anwalt sei nicht erreichbar gewesen, erklärt Oberstaatsanwalt M. Er könne ja immer noch Haftbeschwerde einlegen. Freddy weigert sich auszusagen, und der Haftrichter unterzeichnet den Haftbefehl. Ihm liegt ein Dossier der politischen Kriminalpolizei über die Hausdurchsuchung vor, die Jahre zurückliegt, außerdem Zeugenaussagen über Freddys Verhalten im Betrieb, eine Strafanzeige Bachmeiers wegen Nötigung und eine Aussage Bach Heins, daß Freddy geäußert habe, wenn der Betrieb geschlossen werde, zünde er die ganze Bude an.

„Fünfundsechzig ist kein Alter“ sagte Mutter nach Vaters Begräbnis beim Leichenschmaus. „Aber zwei Weltkriege, die Inflation und was da sonst noch war, das macht einem Menschen schon zu schaffen.“

Lange hat sie Vater nicht überlebt, und als wir nach ihrem Begräbnis beisammensaßen, sagte ich fast dasselbe. Wie nach Vaters Tod klangen auch meine Worte nach einer Entschuldigung.

Ich liebte meine Eltern, trotzdem verstanden wir uns nie gut. Sie sprachen immer von früher, wie schlecht es ihnen da gegangen sei und wie gut es doch die Jugend von heute habe. Nur Vater gab zu bedenken, daß man auch heute dem Arbeiter wie eh und je nichts schenkt. Politik allerdings wollte er nicht machen, dazu war er zu müde, und die anderen, meinte er, könnten das auch besser. Er zahlte seinen Gewerkschaftsbeitrag und las die Zeitung, die sie ihm regelmäßig zuschickten. Manchmal, wenn sich die Gelegenheit ergab, schob er sie mir über den Tisch und wies mich auf interessante Artikel hin. Ich aber konnte dem Geschreis nichts abgewinnen. Ich hatte keinen Kopf dafür. In die Gewerkschaft trat ich dann doch ein. Wegen dieses Schrittes führte Vater das einzige längere Gespräch mit mir. Über Lohnforderungen, Arbeitskämpfe und gewerkschaftliche Belange.

Meine Zeitung habe ich nie angerührt. Ich legte sie ungelesen, noch in das Streifband gewickelt, auf Vaters Platz. Er sagte nichts.

Nur am 1. Mai, da ließ Vater nicht mit sich handeln. Ob schönes oder schlechtes Wetter war, Mutter und ich mußten mit zur Kundgebung. Er kaufte für jeden eine rote Nelke und steckte sie uns feierlich an den Jackenaufschlag. Wir standen Spalier, wenn die Gruppen mit Musik, Fahnen und Transparenten aufmarschierten. Es war immer, als würde Vater eine Parade abnehmen. Er streckte sich, wurde aufrechter, fast ein wenig stolz. Seine sonst getrübten Augen glänzten dann und blickten frei über die Menschenmenge hin. Schade, daß Vater in diesem Augenblick nie über seine Gefühle sprach. Vielleicht hätte ich ihn dann verstanden. So aber mußten erst Jahre vergehen, mußte ich meine eigenen bitteren Erfahrungen machen, damit ich selbständig mit meinem Sohn an der Hand zum 1. Mai ging.

Wenn heute die langen Marschsäulen mit Musik, Fahnen und Transparenten auf den Platz einschwenken, werde auch ich ein Stück größer, wie damals Vater. Nur, mir bleibt keine Zeit, die „Parade abzunehmen“. Ich muß rote Nelken verkaufen. Manchmal, wenn ein Mann für Frau und Kinder diese wuschlichen roten Dinger kauft, sie ihnen ansteckt und mir einen kleinen Betrag als Spende läßt, muß ich mich erinnern und lächeln. Mir bleibt dabei keine Zeit, darüber nachzudenken, wie es kommt, daß ich hier stehe, die roten Nelken verkaufe und lächle. Gut, daß es so ist.

Angefangen hat es damit, daß ich nach Mutters Tod die Wohnung aufgab und mir ein möbliertes Zimmer mietete. Erstens wollte ich nicht allein in der alten Wohnung bleiben, zweitens gefiel mir das Zimmer in dem Einfamilienhaus in der ruhigen, vornehmen Lage besser.

„Außerdem“, hatte mein Freund gesagt, „heiraten wir doch bald. Dann nehmen wir uns eine Neubauwohnung mit allem Komfort. Was willst du also noch mit der alten Bude.“ Er wohnte bei seinen Eltern, hatte da ein eigenes Zimmer. Der Umstand, daß wir jederzeit für uns allein sein konnten, blieb nicht ohne Folgen. Allerdings merkte ich das zu spät, als er sich nämlich schon eine andere zur Familiengründung ausgesucht hatte. Eigentlich mochten wir uns aber schon längst nicht mehr. Es waren eben noch die alten Gewohnheiten. Die Gelegenheit machte Liebe. Keine echte Liebe mehr, nur so.

Ausgerechnet im ersten Monat hatte ich mir dann auch noch ahnungslos eine neue Arbeitsstelle gesucht. Mit vierteljährlicher Probezeit, versteht sich. Schließlich wollte ich etwas Besseres werden. Weg vom Ladentisch. In ein Büro. Verständlich, daß der Arbeitgeber den Neuling erst unter die Lupe nehmen und prüfen mußte. Mit ruhigem Gewissen unterschrieb ich auch die „Nicht-Schwangerschaftserklärung“.

Nach sechs, sieben Wochen war ich immer noch im wahrsten Sinn des Wortes guter Hoffnung, daß es nicht wahr sei, nicht wahr sein durfte. Erst der Test in der Apotheke brachte die Gewißheit. Und mit der Gewißheit steigerte sich die Qual ins Unerträgliche.

Ich sitze in dem langgezogenen Büro. Eigentlich sieht es mehr wie eine Schulklassenzimmer aus: Tischreihe hinter Tischreihe. Nur thront hier der Lehrer nicht vor, sondern hinter uns. Er bewacht uns mit Argusaugen, wie bei einer Klassenarbeit. Keiner schwatzt, keiner schaut ab. Ich sitze da und rechne Prozente aus, übertrage sie dann in die Versicherungsunterlagen. Jedesmal, wenn mir der Speichel im Mund zusammenläuft und ich fühle, wie mir der Magen über die Lippen will, haste ich zum Klo, die fragenden Blicke der Kollegen im Rücken. Noch ehe ich die Tür auf habe, schwabt es durch die Zähne. Ich presse das Taschentuch vor den Mund. Allmählich fällt das auf. Die Blicke des Abteilungsleiters in der letzten Bankreihe werden immer stechender, meine Arbeitsleistungen immer geringer. Manchmal glaube ich, den Druck nicht mehr aushalten zu können. Aus dem Magen drängt es hinaus, der Abteilungsleiter verlangt mein Arbeitspensum, die Kollegen fragen mich, was denn mit mir los ist, und ich zwinge mich selbst, die Probezeit zu überleben. Mehr als Übelkeit und Aktenberge haben in mir keinen Raum, damit bin ich beschäftigt bis zur Erschöpfung. Die zwingt mich zum Arzt. Der schreibt mich krank.

Du hast zwar die Probezeit nicht geschafft, aber entlassen können sie dich nicht, denn du stehst unter Mutterschutz, ist mein erster Gedanke. Aber unsere Gesetze sind biegsam. Nach knapp einer Woche wußte ich es. Die Versicherung, mein Arbeitgeber, teilte mir mit, die Probezeit sei abgelaufen und eine Übernahme in das feste Angestelltenverhältnis nicht vorgesehen.

„Rechtlich nicht anfechtbar“, wie mir ein Beamter auf dem Arbeitsgericht sagte, denn das Mutterschutzgesetz sei nur für den Kündigungsfall, der hier nicht vorliegt. Probezeit sei so etwas wie ein Arbeitsverhältnis auf Zeit. Für meinen Unterhalt mußte nun die Krankenkasse sorgen. Für längere Zeit wohl, denn meine Nieren waren angegriffen. Das ging aus der Diagnose des Arztes hervor. Als mein Bauch sich allmählich wölbte, machte sich auch meine Zimmervermieterin bemerkbar. Eine nette ältere Dame, die keinen morgendlichen Gottes-

dienst versäumte und auch sehr karitativ tat. Eines Nachmittags klopft sie an meine Tür, brachte ihren Kater und für mich, die arme Kranke, eine Schachtel Pralinen mit. So ganz nebenbei ließ sie mich wissen, daß sie ihre Schwester ins Haus nehmen wolle, weil man ja immer an seine Nächsten denken müsse, und ihre Schwester sei ihr nun mal die Nächste. Dafür aber braucht sie mein Zimmer, da ja die vier Räume im oberen Stockwerk des Hauses nicht für eine weitere Person ausreichten. Bei möblierten Zimmern betrage die Kündigungszeit allgemein vierzehn Tage, sagte die nette Dame, aber sie wolle mal nicht so sein, bei der heutigen schwierigen Wohnungsmarktlage. Wenn es drei Wochen dauerte, bis ich ausziehe, ginge es auch noch an, nur bis zum nächsten Ersten müsse das Zimmer unbedingt frei sein.

Meine Verzweiflung von damals habe ich längst vergessen, ich weiß auch nicht mehr, was ich dachte, als die Frau das Zimmer verließ. Vielleicht war es ein Gedanke an Mutters alte Wohnung, oder meinen Leichtsinn, mit einem Mann nur einfach so aus Gewohnheit ins Bett gegangen zu sein.

Noch am gleichen Abend kaufte ich mir die Zeitung vom nächsten Tag. In der Nacht suchte ich mir die günstigsten Angebote heraus. Bei so vielen Anzeigehäufen kann es nicht schwierig sein, etwas Passendes zu finden, dachte ich und war zufrieden. Um so größer war meine Enttäuschung am nächsten Morgen, als ich mein letztes Zehnerl für nichts und wieder nichts in den Telefonapparat geworfen hatte. Alles war schon vergeben. Mir war das unverständlich. Sehr bald aber kam ich auf den Dreh. Vor den großen Zeitungsverlagen sammelten sich am Abend ganze Menschenrauben, schnappten sich von den Verkäufern die noch druckwarmen Zeitungen, stürmten zur nächsten Telefonzelle und durchackerten, den Hörer in der Hand, den Inseratenteil. Nur mit Glück eroberte man sich einen guten Platz in einer der Schlangen vor den nächstliegenden Zellen.

Nun gehörte auch ich zu denen, die sich jeden Montag und Mittwoch um die Zeitungen und Telefonzellen balgten.

Der Erste war längst vorüber. Ich wohnte für sechsmarkachtzig pro Nacht in einer Pension am Stadtrand. Die Wirtin hatte mir gleich bei meinem Einzug verkündet: „Hier können Sie Ihr Kind nicht bekommen. Ich lasse Sie sofort in ein Krankenhaus bringen, wenn ich merke, daß die Wehen kommen. In meiner Pension passiert so eine Schweinerei nicht.“ — „Das ist nicht notwendig, dafür sorge ich schon“, versprach ich ihr und fragte mich wie. Inzwischen hatte ich beim Wohnungssuchen Routine bekommen. War auch beim Wohnungsmarkt gemeldet und hatte meine Karte mit dem Vermerk „Dringlichkeitsstufe I“ in der Tasche. Mehr als zehn Zimmer hatte ich schon besichtigt, war aber offensichtlich für keinen der Vermieter der richtige Hausgenosse. Meinen Bauch schnürte ich immer mehr und verkleidete mich zum rundherum dicken Pummel. Offenbar durchschaute aber jeder meine List. Als ich wieder einmal vergeblich nachgefragt hatte, versuchte sich die Frau zu entschuldigen.

„Wissen Sie, wenn es ein Hund, eine Katze oder ein Vogel wäre, könnte man ja darüber reden. Aber ein Kind! Nein, da macht mein Mann nicht mit. Wir haben selber zwei großgezogen, uns reichts. Nehmen Sie sich lieber eine Wohnung, denn ein Zimmer vermietet Ihnen niemand.“

Natürlich wäre mir das auch lieber gewesen. Ich stellte es mir ohnehin nicht rosig vor, mit dem Baby in einem möblierten Zimmer zu wohnen. Sogar eine Wohnung ohne Bad wäre mir recht gewesen. Nur ein Dach über den Kopf wollte ich. Ich hatte es schon wiederholt mit Maklern versucht und dabei eine beträchtliche Summe zum Fenster hinausgeworfen. Nichts klappte. Dann kamen die letzten Wochen vor der Entbindung. Die Wirtin wurde ungeduldig. Längst hatte sie mich als Straßenmädchen eingestuft und mir gleich fünfzig Pfennig pro Nacht mehr abverlangt, obwohl ich das Zimmer samt Bett kaum benutzte. Immer war ich unterwegs auf Wohnungssuche. Nachts hatte ich Angstträume, rannte durch die menschenleeren Straßen.

Die Tage bis zur Geburt schwanden. Ich war verzweifelt, setzte alles auf eine Karte. Meine ganzen Ersparnisse holte ich vom Konto. Damit ging ich zu einem Makler, verlangte ein Apartment, mit Kochnische und Bad. Diesmal trat ich auf, als würde Geld keine Rolle spielen — und siehe da, ich bekam das Gewünschte sofort. Eine Eigentumswohnung, klein aber goldrichtig, wie auch der tüchtige Geschäftsmann meinte. Sie gehörte einem Oberstudienrat. Der hatte sich seine Rente auszahlen lassen, Eigentumswohnungen dafür gekauft und vermietete sie nun. Er lebte wegen seiner angegriffenen Gesundheit in Wiesbaden, war aber wegen der Mietsache eigens in München geblieben, weil er sich die Mieter selbst anschauen wollte, denn er legte größten Wert auf seriöse Leute. Dem Makler lag viel an diesem Geschäft. Eineinhalb Monatsmieten plus fünfzig Mark Gebühren konnte er einstecken, wenn mich der Herr Oberstudienrat nahm. Wir fuhren los. Nur nichts anmerken lassen, dachte ich unterwegs. Du brauchst die Wohnung. Billig war sie bei dem Getue bestimmt nicht. Doch mit dreihundertfünfzig Mark hatte ich nicht gerechnet. Mein Zimmer hatte mit allen Umlagen hundert Mark gekostet. Dazu wollte der Herr Oberstudienrat noch fünfhundert Mark Kaution, und der Makler bekam fünfhundertfünfundsiezig Mark. Jetzt hätte ich den Konkurs anmelden dürfen, wäre ich ein Unternehmen gewesen, denn ich war pleite.

Bei aller Sparsamkeit mit dem Geld, das ich noch hatte und von der Krankenkasse bekam — länger als zwei, drei Monate würde ich die Miete nicht zahlen können. Kommt Zeit, kommt Rat, dachte ich. Erst muß das Kind da sein. Es sollte wenigstens nach der Geburt in unsre eigenen vier Wände und nicht gleich in ein Heim kommen.

Während wir diskret die Formalitäten erledigten, fühlte mir der Herr Oberstudienrat auf den Zahn. Fragte nach meinem Mann, unserem Einkommen und den weiteren Plänen. Hochmütig und beiläufig gab ich ihm zu verstehen, daß mein Mann noch in diesem Jahr seinen Doktor machen würde, daß er jetzt in Heidelberg sei und wir uns nach seiner Rückkehr ein Haus kaufen oder mieten wollten. Allerdings dann in der Bonner Gegend. Doch wollten wir ohnehin in München, nahe den Bergen, eine ständige Ferienwohnung haben. Das hier sei dann gerade richtig.

Als ich mit meinem Jungen aus der Klinik kam, die nötigen Einkäufe gemacht hatte, war das Geld endgültig alle. Ich rannte dem Wohnungsammt die Tür ein. Ging zum Wohlfahrtsamt. Der Erfolg war mäßig. Hundert Mark einmalige Beihilfe und Probetüten mit Kindernahrung.

Nach vierzehn Tagen suchte ich mir Arbeit. Als Putzfrau. Schwarz, denn meine 'Schwangerschaftswochen' waren noch nicht vorüber. Früh vier Stunden, abends vier Stunden. Den Jungen schleppete ich in einer Tragetasche mit. Von Schonung keine Rede. Nur so war es möglich, nicht zu verhungern und am Monatsende zweihundert Mark Miete zu überweisen.

Einen festen Arbeitsplatz hatte ich schon gefunden. In der Versandabteilung eines kleinen Verlags. Nur einen Krippenplatz hatte ich noch nicht, obwohl die Anmeldung mehr als vier Monate zurücklag. Jede nur zuständige Dienststelle im Rathaus hatte ich bemüht. Ohne Krippenplatz keine Arbeit, ohne Arbeit kein Geld, ohne Geld keine Wohnung. Aktenmäßig kümmerten die sich so gut um mich, daß ich schließlich nach einer Räumungsklage wegen nicht gezahlter Miete von dem Gerichtsvollzieher aus dem Apartment geräumt wurde. Der Junge kam als Katastrophenfall in ein Heim, ich zog wieder in eine billige Pension, für sechsfünfzig die Nacht.

Jetzt erst konnte ich meine Arbeitsstelle antreten. Daneben putzte ich in der Frühe zwei und abends vier Stunden. Gänge, Büros, Treppen, Klos, Waschräume, Fabrikhallen, je nach Auftrag. Ich wollte meinen Jungen wiederhaben, dazu gehörte Geld und eine Wohnung.

Das Wohnungsammt bombardierte ich mit Briefen. Ich bat und fluchte, drohte sogar mit Selbstmord. Nachts, auf dem Heimweg von meiner Putzstelle, häßte ich jedes erleuchtete Fenster, häßte die Menschen dahinter. Die hatten eine Wohnung, und ich?

Auf meiner Arbeitsstelle hatte ich mich mit einem Kollegen angefreundet. In einer Mittagspause erzählte ich ihm von meinen zwei weiteren Arbeitsplätzen. Er nannte mich eine dumme Gans, die sich gleich dreimal rupfen läßt. Er organisierte mit der Betriebsgewerkschaftsgruppe eine Solidaritätsaktion. Die Kollegen schrieben Briefe an das Wohnungsamt, den Oberbürgermeister, die Stadträte und die Fraktionen.

Darauf schrieb das Wohnungsamt, das ginge sie nichts an, ich würde schon eine Wohnung bekommen, wenn eine da wäre. Als Antwort gingen fünf junge Kollegen persönlich zur nächsten Sprechstunde. Sie nahmen mich mit und zeigten mir, was Solidarität in der Praxis heißt.

Dafür verlangte der Kollege Kassierer am nächsten Ersten meinen Gewerkschaftsbeitrag. „Auch rückwirkend“, sagte er, „damit du deine Ansprüche nicht verlierst.“ Dabei kamen wir auch auf meinen Verdienst zu sprechen. Aus gutem Grund verbieten die Arbeitgeber das Gespräch über Lohn oder Gehalt im Betrieb. Besonders Anfänger wie ich werden oft untergebuttert. Der Betriebsrat sorgte dafür, daß ich nach Tarif bezahlt wurde. Damit erübrigten sich meine zwei anderen Arbeitsplätze. Jetzt verlangte der befreundete Kollege, ich solle meine Zeit gefälligst richtig nützen, Zeitungen, Bücher lesen, mich bilden. Eines Tages brachte er mir eine Einladung zu einer Autorenlesung in einer Bücherei mit.

„Was soll ich denn bei den Dichtern?“ fragte ich ihn. „Mir reicht es schon, wenn ich das Zeug verpacke.“

Trotzdem schleppete er mich mit. Da saß ich nun. Überlegte, ob ich gleich gehen oder vielleicht anstandshalber noch warten sollte, bis eine günstige Gele-

genheit kam. Was die da erzählten, interessierte mich nicht. Für mich war ein Paket eine Plackerei, eine Rechnung Kopfarbeit, keine Wohnung zu haben eine Katastrophe, mein Chef ein ekelhafter Kerl, der mich um meinen Lohn bringen wollte. Aber alles zusammen kein kompliziertes Puzzlespiel, wie die es da auf ihrem Papier geschrieben hatten. Das sagte ich dem Kollegen anschließend bei einem Glas Bier auch.

„Woher sollen die denn wissen, was ein Arbeiter denkt und fühlt?“ fragte er mich. „Die können bei allem guten Willen nur schreiben, wie sie meinen, daß es sei. Haben sie guten Kontakt zu uns Arbeitern, wird es vielleicht wahr, haben sie keinen, wird es so wie heute abend.“

Einige Abende später waren wir wieder zusammen. Er hätte etwas für mich, sagte er und grinste. Ein Gedicht. Von ihm selbst geschrieben. Als wir auf der Parkbank saßen, begann er gleich zu lesen. Es handelte sich um die Gründung eines Betriebsrats, gegen die Intrigen des Unternehmens, sehr witzig und flott geschrieben.

„Warum schreibst du?“ fragte ich, als er zu Ende gelesen hatte und mich erwartungsvoll anschauten.

„Hobby. Andere sammeln Briefmarken, Schmetterlinge. Ich schreibe Gedichte. Es gibt vieles, worüber die Dichter nicht schreiben. Das schreibe ich dann.“ Ob ich es wenigstens verstanden hätte, wollte er wissen. Natürlich! Ich hatte es verstanden. Wie hatte Vater damals bei unserem Gespräch gesagt? Die Unternehmer werden immer gegen die Arbeiter sein.

Später haben Günther und ich übrigens geheiratet und inzwischen schon manchen 1. Mai zusammen erlebt. Aber das ist wieder eine Geschichte für sich.

Jeden Tag fing Jacob Timpe davon an, und ich fand allmählich Gefallen an der Sache. Seine Argumente hatten etwas für sich, wenn ich dem Schiffbaumeister auch nicht jedes Wort abnahm.

Ich hatte noch nie in einem größeren Betrieb gearbeitet, immer nur in kleinen Werkstätten mit drei oder vier Gehilfen und ein paar Lehrlingen. Warum sollte ich nicht mal in einen Großbetrieb gehen?

Er spürte natürlich mein wachsendes Interesse und bedrängte mich um so mehr.

„Willst du denn dein Leben lang beim Krauter arbeiten? Das sind doch alles Gauner. Du schindest dich ab, bekommst deinen nackten Stundenlohn und hast keine geregelten Arbeitsbedingungen. Wann hast du denn im letzten Jahr Urlaub gemacht?“

„Überhaupt nicht“, sagte ich wahrheitsmäßig. „Das war nicht drin, wir hatten viel zu tun. Gerade in der Ferienzeit hatten wir zwei Oberschulen zu renovieren.“

„Das ist skandalös, der Mensch muß doch Urlaub machen. Die Kleinbetriebe sind die schlimmsten Ausbeuter. Die scheren sich einen Dreck um Urlaubsabkommen, um Manteltarife und sonstige Tarifbestimmungen. Weißt du genau, daß van Koll deine Sozialversicherungsbeiträge immer regelmäßig abführt?“

„Nun mach aber mal einen Punkt“, sagte ich. Albert van Koll war mein Meister.

„Ich will nichts gesagt haben“, lenkte er ein. „Aber was hast du in diesem Jahr an Weihnachtsgeld bekommen? Ich sehe es schon an deiner Miene, daß es nicht viel gewesen sein kann.“

„Fünfundzwanzig Mark hat Albert mir in die Hand gedrückt.“

„Unglaublich, das ist ja geradezu schamlos, das mag man ja keinem erzählen. Bei uns hättest du mindestens hundert Mark bekommen.“

Er schlug bei diesen Worten die Hände über dem Kopf zusammen. Ich stand auf der Leiter und sah auf ihn herab. Sein Gehabe war reichlich theatralisch, ganz sicher war ein bißchen Schauspielerei dabei. Warum sollte er mich so unbedingt in die Werft lotsen?

„Hör mal“, sagte ich, „du bekommst wohl eine Prämie für jeden neuen Mann, den du deiner Direktion heranschleppst?“

„Eine solch blödsinnige und beleidigende Frage hätte ich dir nicht zugetraut“, sagte er. „Mir geht es nur um dich. Ich kann es einfach nicht mit ansehen, wie du, ein sauberer, fleißiger Maler, bei deinem Krauter versauerst. Bei uns verdienst du viel mehr, es gibt Akkordarbeit, du kannst Kolonnenschreiber werden, bestimmt, vielleicht sogar Untermeister. Die Malerei soll vergrößert werden; da liegt das also ohne weiteres drin.“

Am Wochenende hatte er mich weich.

„Gut, wenn Albert nachher kommt, kündige ich. Er wird zwar ein dummes Gesicht machen, aber egal. Montag fange ich bei euch an.“

„Halt“, sagte Timpe, „erst machst du mein Haus fertig. Du hast ja nur noch das kleine Zimmer oben und die Fenster von außen. Tue mir den Gefallen, auf ein paar Tage kommt es ja nicht an.“

Wir einigten uns auf den kommenden Donnerstag.

Mir war doch ein bißchen unwohl bei dem Gedanken an Kündigung. Ich war mit

Albert van Koll, meinem Meister, immer ganz gut ausgekommen. Wir kannten uns schon lange und ich hatte in jungen Jahren ein wenig mit seiner Frau poussierte, aber lange bevor er sie heiratete; sowas verbindet natürlich. Und er hatte mich den ganzen letzten Winter mit durchgeschleppt.

Wir hatten zwar einige Neubauten gehabt, aber während der langen Frostperiode konnten wir nicht viel machen. Die Häuser waren noch nicht geheizt und sie waren saukalt. Auf den Wänden glitzerte der Frost, an Tapezieren war nicht zu denken. Die Nässe und der Frost saßen auch in Türen und Fenstern. Erst Mitte Februar konnten wir richtig mit der Arbeit beginnen.

Ich war jetzt seit zehn Tagen dabei, den Neubau von Jacob Timpe fertigzumachen. Ich arbeitete allein, ohne Lehrling, und Albert kam jeden Tag kurz vorbei, um zu sehen, wie weit ich war.

Er war ein viel besserer Schauspieler als Jacob Timpe. Wenn man seinen Beteuerungen Glauben schenken wollte, betrieb er sein Malergeschäft nur noch aus dem einzigen Grunde, um uns, den Gesellen und Lehrlingen, Arbeit und Brot zu sichern.

„Wenn ich so sehe“, sagt Albert, als er an diesem Tage gegen Feierabend hereinkam, „was dieser Jacob Timpe für einen Palast bekommt, und was der mir dafür zahlt, möchte ich am liebsten mein Geschäft aufgeben. Nicht einen Pfennig habe ich dabei über, das kannst du mir glauben. War das eigentlich nötig, daß du die Türen zweimal gespachtelt hast?“

„Dafür haben wir die Grundierung gespart“, sagte ich, „und für die Fenster hast du mir nur Luftlack mitgebracht. Timpe denkt, er kriegt Bootslack auf seine Fenster.“

„Quatsch“, sagte Albert, „Bootsslack ist viel zu fett für Teakholz, Luftlack genügt; ich würde ihn sogar noch verdünnen. Hast du gehört? Mach bloß nicht soviel Theater mit den Fenstern. Wenn ich schon nichts an diesem Bau verdiene, so will ich doch wenigstens nicht noch was drauflegen.“

Das waren so seine Sprüche. So lamentierte er ständig herum. Dabei hatte er sich im letzten Herbst ein dreistöckiges Mietshaus gekauft. Und ich wußte auch – er hatte es mir selbst im Suff erzählt – daß er sich im vergangenen Jahr, als wir die Hansabank mit einem Außenstrich verschönten, eine Angestellte angelacht hatte, mit der er öfter nach Feierabend irgendwo hinfuhr. Wenn er dann am nächsten Tag auf den Bau kam, klagte er über sein Kreuz und daß er völlig überarbeitet sei. Bestimmt hat ihn das auch eine Stange Geld gekostet.

Und deshalb ermahnte er uns ständig zur Sparsamkeit, dieser kleine Gauner. Bei Außenanstrichen sollten wir mehr Zinkgrau verwenden, Bleiweiß wäre in letzter Zeit unerhört im Preis gestiegen. Und so panschten wir bei der Hansabank das Bleiweiß mit dem billigen Zinkgrau. Aber was machte das schon aus; da drinnen saßen ja noch viel größere Gauner, die bestimmt Geld genug hatten.

Als ich Anfang der Woche kündigte, war er doch sehr bestürzt.

„Du kannst mich doch jetzt nicht im Stich lassen. Ich habe ein paar Großaufträge bei der Bahn in Aussicht. Ich muß dann mindestens noch vier Mann einstellen. Ich gebe dir auch zwanzig Pfennig mehr die Stunde.“

Aber ich blieb fest, denn auf der Werft sollte ich dreißig Pfennig mehr haben, und außerdem noch Akkordzuschläge.

Und so beendete ich meine Tätigkeit bei der Firma Albert van Koll und ging am Donnerstagmorgen zur Werft.

Es ging alles ganz glatt mit meiner Einstellung. Der Betriebsleiter wußte Bescheid. Jacob Timpe muß mich ziemlich gelobt haben. Er habe gehört, sagte der Betriebsleiter, daß ich ein vielseitiger Mann sei, firm in allen Malerarbeiten, auch in Schriftmalerei. Sie hätten im Augenblick zwar genügend Anstreicher, aber keine gelernten Leute. „Melden Sie sich beim Vorarbeiter der Malerei, Herrn Paternolli. Er wird Sie einweisen.“

Die Anstreicherkolonne hatte ihren Werkraum in einem Kellergewölbe. Der Kolonnenschieber, Franz Paternolli, ein kleines mageres Kerlchen mit einer dicken Hornbrille auf der Nase, begüßte mich mit Handschlag. Es war noch ein Kollege in dem kleinen Kabuff, ein älterer Mann.

„Das ist Ernst“, sagte Paternolli, „er wird mit dir an Bord gehen. Du kommst mir gerade recht, du kannst gleich den Kahn beschriften, der an der Ausrüstungspier liegt. Das Schiff ist für französische Rechnung. Fünfzig Zentimeter hohe Buchstaben, Breite der Buchstaben sechs Zentimeter. Der Ernst hält dir die Meßlatte, hier hast du Namen und Heimathafen.“

Er reichte mir einen Zettel. Das Schiff hieß Tlemcen, Heimathafen war Marseille.

„Was heißt Tlemcen“, wollte ich wissen.

„Irgendein Nest in Nordafrika, eine Stadt in Algerien, glaube ich.“

Das war morgens um halb acht. Ich hatte noch nie einen Namen an ein Schiff angebracht. Ich stellte es mir bedeutend schwieriger vor als eine Schrift auf eine glatte Wand zu malen.

Paternolli gab mir ein Stück Malkreide und einen Zollstock, der Anstreicher nahm eine lange Holzlatte, und wir gingen an Bord.

Das Schiff war etwa tausend Tonnen groß, ein Küstenmotorschiff. Die Zimmerleute hatten vorne eine Stellage außenbords eingehängt. Ich sah über das Schanzkleid nach unten. Bis zum Wasser waren es etwa fünf Meter, und die Stellage sah alles andere als vertrauenserweckend aus.

„Das ist aber ein windiges Gerüst“, sagte ich zu dem Anstreicher.

„Keine Sorge, das hält“, sagte er gelassen.

„Und wie komme ich da runter?“ fragte ich ihn.

„Du schwingst dich über das Schanzkleid und kletterst die Jacobsleiter runter, bis du auf dem Brett stehst. Ich mach es dir vor, halt mal die Latte.“

Die Sache schien doch ziemlich unkompliziert. Ich reichte ihm die Latte runter und kletterte hinterher. Die Stellage schwankte ganz schön.

„Ist hier schon mal jemand runter gefallen?“ fragte ich ihn.

„Das kommt ganz selten vor. Im letzten Winter ist einer ins Wasser gefallen, aber er hatte selber Schuld, er war besoffen gewesen.“

„Der muß sich böse erkältet haben“, sagte ich.

„Erkältet? Der ist ertrunken in der eiskalten Brühe. Aber wollen wir nicht anfangen, mir ist verdammt kalt.“

Er hatte recht. Es war sehr kalt an diesem Morgen, der Wind pfiff um den Vordersteven. Ich holte mit klammen Fingern Kreide und Zollstock aus der Tasche.

Wir zogen drei Linien, dann kletterte der Anstreicher schleunigst wieder hoch. Bei der Einteilung der Buchstaben brauchte ich ihn nicht. Die Hauptsache war, die Krümmung der Schiffshaut richtig auszubalancieren, die Buchstaben mußten schräg stehen. Ich malte sie auf dem kalten Eisen mit Kreide vor. Als ich beinahe fertig damit war, tauchte unten an der Pier der Kolonnenschieber Paternolli auf. Ich rief ihm zu, ob es so gut sei.

„Ja, haut hin, bis auf das L, das fällt ein wenig nach vorn, korrigier das ein bißchen. Komm runter, guck es dir selber an.“

Bloß runter von der Stellage, dachte ich. Ich hing jetzt fast eine Stunde außenbords. Ich konnte meine Finger kaum noch bewegen und fror entsetzlich. Ich enterte die Leiter rauf und ging von Bord.

„Das sieht ganz gut aus“, sagte er. „Und jetzt die andere Seite. Sieh zu, daß du die Maße einhältst.“

„Kann ich mich erst ein wenig durchwärmern.“

„Kannst du.“ Wir gingen in den Keller. Er holte einen Tauchsieder, zwei Tassen und eine Büchse mit Pudercaffee aus einem Eckschrank raus.

Nachdem wir Kaffee getrunken hatten, sagte er, daß ich mir nun die andere Seite vornehme solle.

„Soll ich nicht erst die Buchstaben ausmalen?“ fragte ich.

„Das kommt später. Jetzt kommt erst der Stemmer und schlägt die Linien der Buchstaben ins Eisen, damit du den Namen wiederfindest, wenn die Außenhaut gestrichen ist. Da geht noch eine Woche draufhin, dann malst du den Namen dran.“

Ich ging dann wieder mit dem Anstreicher an Bord, und wir machten die Steuerbordseite fertig. Der eisige Wind war noch stärker geworden. Ich mußte stillstehen auf dem schwankenden Brett und konnte mir die Beine nicht warm trampeln; nach einer Weile dachte ich, die Füße frieren mir ab. So lausig kalt war es an diesem Tage. Ganz schlimm wurde es am Achterschiff. Der Kahn hatte ein rundes Heck, und es war viel komplizierter, Namen und Heimathafen in der richtigen Beugung anzubringen. Bei dem Wort Marseille mußte ich mich aufs Brett setzen, der Wind hatte weiter aufgefrischt und die Luft war noch eisiger als am Vormittag.

Mir war hundeelelend, fünf Meter unter mir hörte ich die kurzen Wellen gegen das Ruder klatschen, und es tat mir schon leid, daß ich von Albert weggegangen war. Das war mein erster Tag auf der Werft, an dem ich fast erfroren wäre. Am nächsten Morgen sollte ich die beiden Rettungsboote beschriften.

Ich ging mit der Anstreicherkolonne an Bord. Es waren sechs Mann und auch der mit der Meßlatte war dabei. Jeder von ihnen schleppete zwei schwere Kübel Bleimennige mit. Ich hatte nur meine Malpinsel und einen kleinen Topf mit schwarzer Farbe. Mir fiel auf, daß ihre Anzüge stark mit roter Farbe eingesaut waren. Ich fragte sie, ob sie viel mit Mennige arbeiten.

„Ja“, sagten sie, „es wird viel mit Mennige gespritzt“. „Seid ihr verrückt, selbst mit Maske ist das gefährlich. Ihr ruiniert eure Gesundheit, ich würde das glatt ablehnen.“

„Du hast gut reden“, sagten sie, „du bist Maler, du brauchst keine Spritzarbeiten zu machen. Wir sind nur Anstreicher, wir können uns die Arbeit nicht aussuchen, und das Spritzen wird gut bezahlt.“

„Trotzdem“, sagte ich, „mit Bleimennige würde ich nicht spritzen. Das sollte die Gewerbeaufsicht wissen, die würde das nicht durchgehen lassen.“

Die Sache regte mich ziemlich auf. Ich dachte an meine Berufsschulzeit und an die guten Lehren, die sie uns besonders im Umgang mit Bleifarben erteilt hatten. Vor jeder Mahlzeit sorgfältig die Hände waschen und zu Feierabend natürlich. Und nichts dürfe unter den Fingernägeln bleiben. Und eindringlich waren wir darauf hingewiesen worden, welche verheerenden Folgen eine Bleivergiftung im Körper verursachen würde. Haare und Zähne würden einem ausfallen, unter anderem. Daran dachte ich in diesem Augenblick und ich sagte ihnen das alles. Aber sie zeigten sich kaum beeindruckt. Im Gegenteil. Das mit der Gewerbeaufsicht sei doch wohl nicht ernst gemeint, das würde ihnen den ganzen Akkord versauen.

Am Sonnabendmittag, als wir Feierabend machten, fragte mich Paternolli, ob mir die Arbeit an Bord gefalle, ob ich zufrieden sei.

„Ich habe ganz schön gefroren, und an den Krach muß ich mich noch gewöhnen. Die Hauer und Stemmer machen ja einen gewaltigen Lärm. Sehr alt werde ich wohl nicht bei euch werden.“

„Das wird besser, wenn das Frühjahr und der Sommer kommt“, sagte er. „Und außer der Beschriftung machst du nur Innenarbeiten, die Kajüten und die Räume des Eigners, die Toiletten und die Duschen, das sind alles gute Arbeiten.“

„Schön“, sagte ich, „aber ihr macht hier Sachen, die nicht in Ordnung sind.“

„Wieso? Was gefällt dir denn nicht?“

„Die Spritzerei mit der Mennige zum Beispiel“, sagte ich, „das ist gesundheitsschädlich, das weißt du ebensogut wie ich.“

Er widersprach. Gesundheitsschädigend sei alles auf der Werft. Selbst seine Arbeit als Kolonnenschieber sei nervenaufreibend; nicht mehr lange und er würde im Irrenhaus landen; noch zwei oder drei Schiffe mit solchen Ablieferungsterminen und er wäre so weit.

„Der Timpe hat mir erzählt, wie gut die Arbeitsbedingungen bei euch wären.“

„Dieser Klugscheißer“, sagte Paternolli verächtlich. „Der sitzt da oben in seinem Büro warm und trocken und immer eine Flasche Schnaps dabei.“

„Geh doch woanders hin“, sagte ich.

„Wohin soll ich denn gehen“ sagte er, „wer nimmt mich denn noch, ich bin bald sechzig. Hier können sie mich noch als Antreiber gebrauchen. Guck mich nicht so groß an. Ja, ich bin ein Antreiber. Aber ich werde selbst getrieben. Immer heißt es: Paternolli, wir müssen den Temin halten! Paternolli, wir wollen uns wegen Versäumnissen der Malerei doch keine Konventionalstrafe einhandeln! Das sehen Sie doch ein, Herr Paternolli, nicht wahr? Und so machen sie das mit allen Kolonnenschiebern. Da kommst du nicht gegen an. Der Kreis ist geschlossen, da bricht keiner raus. Und anderswo ist es dasselbe. Dies ist meine dritte Werft, ich weiß Bescheid. Ob du in einem Klein- oder einem Großbetrieb arbeitest, das bleibt sich gleich. Wo du auch hingehst als Arbeiter, es geht immer auf deine Knochen.“

Sicher stimmte das, was er sagte. Ich konnte da noch nicht so mitreden, dies war mein erster größerer Betrieb.

„Ich rechne heute abend mit dir“, sprach er weiter, „du hast mir zugesagt, daß du mitmachst, den Maschinenraum streichen; zwei Schichten und fünfzig Prozent Zuschlag. Wir machen heute Nacht durch, bis morgen Nachmittag um vier. Dann müssen wir fertig sein.“

„Ich bin heute abend da“, sagte ich. Die 50 Prozent konnte ich gut gebrauchen. Am Abend ging ich mit den Anstreichern an Bord. Wir deckten erst die Maschinen ab, und dann ging die Streicherei los. Es gehörten akrobatische Fähigkeiten dazu, sich zwischen dem Gewirr von Lüftern, Rohren, Gestängen und Aggregaten hindurchzuzwängen, um an die Wände heranzukommen.

Weiß der Teufel, was das für eine Farbe war, die wir auf die Wände auftrugen. Ich dachte manchmal, mir bleibt die Luft weg, so ätzend war die Ausdüstung der Farbe. Der Dunst schlug auch auf die Augen, sie trännten ununterbrochen, und von Zeit zu Zeit kletterten wir den Maschinenschacht hoch, um an Deck frische Luft zu schnappen.

Ich turnte mit meinem Farbtopf und der Handlampe im hinteren Teil des Maschinenraumes herum. Mit mir arbeitete ein älterer Anstreicher. Seine Bewegungen waren langsam und schwerfällig. Alle Augenblicke ließ er den Flächenstreicher sinken, um sich die Tränen abzutrocknen. Ich versuchte, eine Unterhaltung mit ihm zu beginnen.

„Wie lange machst du das schon hier“, fragte ich ihn. Er drehte sich nach mir um. Sein schmales Gesicht mit den etwas tiefliegenden Augen machte einen völlig apathischen Eindruck.

„Zwölf Jahre“, brummte er und wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Er war offensichtlich nicht bereit, sich in ein Gespräch mit mir einzulassen. Ich machte auch keinen weiteren Versuch, und so arbeiteten wir Stunde um Stunde nebeneinander her, ohne ein Wort zu wechseln.

Immer schwerer wurde das Atemholen, immer stickiger die Luft. In immer kürzeren Abständen hasteten wir an Deck, um frische Luft in unsere Lungen zu pumpen. Es war eine niederträchtige Schinderei. Gegen Ende der ersten Schicht bewegten wir uns in der lähmenden Stickluft, in diesem Dunst von Farbe, Maschinenfett und Schmieröl wie Roboter, nicht mehr wie Menschen aus Fleisch und Blut und mit fünf gesunden Sinnen.

Um sieben Uhr morgens gingen wir von Bord, um zu frühstücken. Der Gedanke, noch einmal acht Stunden drüben im Maschinenraum zu arbeiten, in diesem Labyrinth von Maschinen, Motoren und endlosen Rohrleitungen, in diesem widerlichen Gestank, der einem die Brust zuschnürte und das Wasser in die Augen trieb, verursachte mir Übelkeit. In mir reifte der Entschluß, nie wieder im Maschinenraum eines Motorfrachters zu arbeiten. Lieber wieder zurück zu Albert van Koll, auch wenn ich bei ihm ein paar Mark weniger die Woche verdiente.

Gegen Ende der Pause sagte Paternolli: „Nächsten Dienstag geht der Kahn auf Probefahrt. Für die Restarbeiten müssen drei Mann mit. Wer war das letzte Mal dabei, als die „Carolina“ abgeliefert wurde?“

Es gab daraufhin einen kleinen Streit zwischen den Anstreichern. Aber dann bestimmte Paternolli zwei Mann.

„Du fährst auch mit“, sagte er zu mir. „Du brauchst dir kein Essen mitzubringen, bei Probefahrten gibt es genug zu essen und zu trinken an Bord.“

Um acht Uhr waren wir wieder im Maschinenraum der Tlemcen. Das einzige Angenehme bei dieser Schichtarbeit am Wochenende war die ungewöhnliche Stille, in der die Werft versunken war. Als wir um vier Uhr am Nachmittag das Schiff

verließen, stand für mich fest: Nach der Probefahrt würde ich die Werft verlassen und wieder zu Albert van Koll zurückkehren.

Nicht, daß ich irgendwelche Illusionen hatte, gewiß nicht; aber die Arbeit beim Krauter schien mir doch erträglicher. Es kam ja noch hinzu, daß ich mit Albert ganz gut klar kam, obgleich er auch ein Antreiber war und ein knauseriger Hund. Aus meiner Arbeit Profit zu schinden, das verstand er ebenso gut wie die großen Gauner, bestimmt. Daß er mir immer die Ohren vollgejammert hatte, wie wenig er verdiente, und daß er fast bei jedem Auftrag zusetze, kränkte mich zwar – für wie dusselig mußte der mich halten. Aber, in diesem Augenblick, nach der Tortur von zwei Sonderschichten im Maschinenraum der Tlemcen, dachte ich milder über diese Unart, mich andauernd zu verscheißen.

Die Probefahrt ging morgens um sechs Uhr los. Die Tlemcen wurde vorsichtig aus dem kleinen schmalen Werfthafen rausbugsiert, bis in die Mitte des Flusses. Nach zwei Stunden war die offene See erreicht, und weit draußen vollführten sie dann eine ganze Reihe von Maschinen- und Rudermanövern.

Ich genoß den Tag auf See. Bereits am Mittag war ich mit der Kapitänsdusche fertig. Die beiden Anstreicher pinselten am letzten Lukendeckel. Die See war nur mäßig bewegt, und zu Mittag gab es einen erstklassigen Labskaus. Oben auf der Brücke standen die Franzosen mit dem Betriebsleiter und mit dem Lotsen. Aber mit denen hatten wir nichts zu tun. Die kümmerten sich nicht um uns Handwerker.

Wir hatten uns einige Kartons mit dänischem Bier geschnappt und etliche Flaschen Doppelkorn und uns in den Laderraum verzogen. Ich bin bestimmt kein großer Trinker, aber bei dieser Probefahrt habe ich mich richtig vollaufen lassen. Das dänische Bier schmeckt famos, die salzige Seeluft und der Labskaus machten Durst. Wir saßen mit fünfzehn Mann im Laderraum, Anstreicher, Tischler, Klempner und Maschinenschlosser. Alle schwangen große Reden, ich natürlich auch:

„Kollegen, wir sind alles große Armleuchter. Wir lassen uns viel zu viel gefallen, wir müssen viel mehr auftrumpfen. Vor allem muß die Spritzerei mit der Bleimennige aufhören. Umweltschutz tut not. Bleimennige spritzen ruiniert die Gesundheit. Das sollten wir ablehnen!“

„Halt deinen Sabbel,“ hat, glaube ich, jemand von den Anstreichern dazwischengerufen, „was kümmert dich unsere Gesundheit. Wir sind kerngesund, Prost Gesundheit!“

„Ihr werdet euer Rentenalter nicht erreichen, ihr Säcke, ihr werdet vorher abschrammen.“ Ich glaube, so ähnlich habe ich mich geäußert.

Ich kann mich noch dunkel an das Wort eines Maschinenschlossers erinnern: „Das macht doch nichts, sterben müssen wir alle mal, egal, wie man kaputt geht!“ Im selben Augenblick fiel er von seinem Hocker. Er konnte sich nicht mehr vom Boden erheben, und ich weiß nur noch, daß wir uns köstlich amüsierten über seine Versuche, wieder auf die Beine zu kommen.

Am Tage nach der Probefahrt habe ich mich krank gemeldet. Als ich bei Albert anrief, war er ziemlich reserviert, und er tat so, als ob er nicht mehr auf mich angewiesen sei. Aber das wird sich noch herausstellen, der kann mir doch nichts vormachen, dieser kleine Gauner; die leben doch nur von uns. Von was denn sonst? Ich möchte wissen, was der schon an mir verdient hat. Das möchte ich wirklich.

Wäre Marx in der Tat der langweilige
Musterknabe gewesen, den die Marxpfaffen
in ihm bewundern, so hätte es mich nie gereizt,
seine Biographie zu schreiben.
Franz Mehring

Revolutionärer Stil

Die Redaktion der *Rheinischen Zeitung* wies in der kurzen Zeit ihres Bestehens die Eigentümlichkeit aller Redaktionen revolutionärer Blätter auf: man konnte in ihr nicht arbeiten. Von früh bis spät kamen begeisterte Leser, aufgeregte Bezieher, ratsuchende Bürger, ratspendende Gesinnungsgenossen, beredte Bittsteller, kühne Weltverbesserer sowie eine Armee von Leuten, die sich alle für die geeignetesten Mitarbeiter hielten.

Die Folge davon ist der revolutionäre Stil. Friedrich Engels erfuhr ihn am eigenen Leibe. Er sollte nach Manchester in einen Kontor gehen, hatte wenig Lust dazu und erbot sich, 22 Jahre alt, bei dem Herrn Chefredakteur, für die Zeitung über England zu berichten.

Diëser hieß Marx und war uninteressiert. „Schicken Sie mir Ihre Artikel und Korrespondenzen“, sagte er. „Wenn sie brauchbar sind, kommen sie in die *Rheinische Zeitung*, wenn sie nichts taugen in den Papierkorb. Manuskripte werden nicht zurückgeschickt.“

Verhinderter Religionsfrevel

In den fünfeinhalb Monaten seiner Tätigkeit als Chefredakteur der *Rheinischen Zeitung* verbrauchte Marx drei preußische Zensoren. Diese strichen zwar jeden ihnen gefährlich erscheinenden Satz, aber nur, wenn sie ihn zu sehen bekamen oder noch in der Lage waren, ihn nach zermürbenden Ablenkungsmanövern wahrzunehmen. Sie lasen auch die Anzeigen. Einer von ihnen stieß sich an der Anpreisung von Dantes *Göttlicher Komödie* und strich sie.

Entsetzt fragte Marx nach dem Grund. Der Zensor belehrte ihn: mit göttlichen Dingen dürfe niemand Komödie treiben.

Bestrafte List

Der preußische König bereitete gerade das Verbot der *Leipziger Allgemeinen Zeitung* für Preußen vor und gedachte, in einem Aufwaschen auch der „Hurenschwester vom Rhein“ den Garaus zu machen. Die Redaktion der *Rheinischen Zeitung* sann deshalb um Abhilfe und beschloß, dem zuständigen Regierungspräsidenten für die Rheinprovinz einen ergebungsvollen Brief zu schreiben. Marx wurde mit seiner Abfassung betraut.

Dieser schrieb, die *Rheinische Zeitung* sei ein preußenfreundliches Blatt, bekämpfe die Feinde des Königs, huldige diesem und trage mit seiner Verbreitung norddeutscher Wissenschaft – gegenüber der französischen und süddeutschen Oberflächlichkeit – sozusagen zur geistigen Einigung der getrennten deutschen Stämme bei. Der Zeitung wurde umgehend der Verbotstermin mitgeteilt.

Vielleicht sei der Brief nicht ergebungsvoll genug gewesen, meinte man in der Redaktion. „Nein“, widersprach Marx. „Um zu finden, was wir schrieben, hat der Herr Regierungspräsident das Blatt gleich zweimal gelesen; danach mußte er es auf der Stelle verbieten.“

Wertschätzung

Nicht nur die rheinische Bourgeoisie hatte Marx so ungemein schätzen gelernt. Die preußische Regierung, die vor allem seinetwegen die *Rheinische Zeitung* verboten hatte, schätzte ihn nicht minder.

Als sie erfuhr, daß sich Marx von Köln nach Kreuznach wegbegeben hatte, setzte sie entschlossen einen geheimen Oberrevisionsrat in Bewegung. Er reiste Marx hinterher, suchte ihn auf, bewunderte sein Talent, rühmte seinen Stil, lobte seine Tüchtigkeit und bot ihm den Eintritt in den preußischen Staatsdienst an.

Unreines Tun

Um die Zeit in Brüssel zu nutzen und das Proletariat theoretisch zu bilden, hielt Marx im dortigen *Deutschen Arbeiterverein* eine Vortragsreihe: Über Lohnarbeit und Kapital. Diese wurde später berühmt.

Anders urteilte darüber freilich der spätere Führer des Anarchismus, Michael Bakunin. Er weilte zur gleichen Zeit in Brüssel und hegte eine starke Abneigung dagegen, die reine Seele des Proletariats theoretisch belastet zu sehen.

„Was Marx hier treibt?“, beantwortete er die Frage eines russischen Freundes: „Er verdirbt die Arbeiter.“

Erfolgreich

Nach den Februar- und Märzrevolutionen in Paris und Berlin reiste Marx nach Köln und gab hier die *Neue Rheinische Zeitung* heraus. Um sie zu finanzieren, wurden Aktien zu 50 Thalern ausgegeben, und ein Großteil davon erwarben Angehörige der rheinischen Bourgeoisie.

Gleich in der ersten Nummer kritisierte Marx die halbherzige Paktiererei der deutschen Bürger, die Frankfurter Nationalversammlung, und verlangte im übrigen eine revolutionäre Politik.

Wie die Nummer gewirkt habe, wollte er am nächsten Tag wissen. „Glänzend“, antwortete man ihm in der Redaktion, „der Artikel war ein Schuß ins Schwarze – die Hälfte der Aktionäre hat bereits ihre Aktien zurückgebracht.“

Ehrennadel

Köln, die Stadt in der die *Neue Rheinische Zeitung* erschien, war 1848/49 preußische Garnisonsstadt mit 8000 Mann Militär und einer Hauptwache; die Aktivitäten der neuen Zeitung und ihres Chefredakteurs führten deshalb in der Garnison zu zahlreichen Überlegungen, wie sie zu beenden seien.

So tauchten im März des Jahres 1848 zwei stramme und grimmig aussehende Unteroffiziere bei Marx auf, erklärten, er habe die Ehre des preußischen Unteroffiziersstandes verletzt, folglich auch die ihre, und sie gedächten ihn deshalb zur Rede zu stellen.

Marx erschien und ließ, um dem Gespräch eine fruchtbare Wendung zu geben, den Kolben einer Pistole aus seinem Schlafrock sehen, die allerdings nicht geladen war. Die beiden nach Sühne heischenden Rachegötter sahen die Pistole, verloren ihr Sprachvermögen, stotterten und zogen sich, da man die Redakteure der *Neuen Rheinischen Zeitung* zu allem fähig hielt, mit dem Hinweis auf ein Mißverständnis zurück.

Nationalstolz

Während einer Bierreise durch die Lokale zwischen Oxford und Hamstead Road gerieten Marx und seine Begleiter, Wilhelm Liebknecht und Edgar Bauer, der von Berlin herübergekommen war, in eine feiernde Begräbniskassenvereinigung. Diese identifizierte sie zunächst als Ausländer, bald als Deutsche und schimpfte, um sich ihnen gegenüber freundlich zu erweisen, auf die deutschen Fürsten und Junker.

Marx und seine Begleiter – die Bierreise war schon einige Stunden alt – entdeckten darauf hin ihrerseits den Patriotismus: Bauer verspottete die feinere englische Lebensart, Liebknecht brillierte mit einer wissenschaftlichen Abhandlung über die geringe politische Intelligenz der Engländer, und Marx übertraf sie beide mit einer enthusiastischen Würdigung deutscher Vorzüge. Nachdem er seinen Zuhörern die unstreitige Wahrheit unterbreitet hatte, kein anderes Land habe Musiker vom Rang eines Beethoven, Mozart, Händel oder Haydn aufzuweisen, gelang es den drei noch, die Gaststätte fluchtartig zu verlassen.

„Meine Maxime ist eben die Lessings“, kommentierte Marx den Vorfall später: „In Sachsen lobe ich Preußen, in Preußen lobe ich Sachsen! Zumindest“, fügte er hinzu, „wenn ich besoffen bin.“

Sparfleiß

Die Leidenschaft für Zigarren wirkte sich auch auf Marxens nationalökonomisches Talent aus. Er hatte viele Jahre eine billige Sorte geraucht und entdeckte auf einem seiner Spaziergänge eine andere, die noch 1½ Shillings billiger war. Flugs rechnete er aus, daß er an jeder Kiste der neuen Sorte 1½ Shillings sparen könne und rauchte fortan nur noch diese.

Dann kam ihm in den Sinn, daß er faktisch auch für 1½ Shillings mehr rauchen könne, und endlich, daß er desto mehr spare, desto mehr er rauche.

Er gab sich dem neuen Sparsystem mit Ausdauer hin, bis der Hausarzt ihm verbot, sich weiterhin durch Sparen zu bereichern. Traurig willigte er ein, meinte aber, schließlich habe er nur getan, was anerkannte Nationalökonomen als Lösung der sozialen Frage ansähen.

Nicht glaubwürdig

Die mütterliche Ahnenreihe seiner Frau reichte nach Schottland und in den Bereich revolutionärer Geschichte: einer der Vorfahren hatte für die Einführung der Reformation den Scheiterhaufen bestiegen, ein anderer, der Earl Archibald Argyle, war als Rebell im Freiheitskampf gegen Jakob II. auf dem Marktplatz von Edinburgh enthauptet worden.

Von dem Familiensilber des Letzteren nun waren eine Anzahl schwerer Silberlöffel, gut 300 Jahre alt, mit dem Wappen der Familie und dem Motto „Wahrheit ist mein Wahlspruch“, auf die Familie Westphalen und von dort zu Frau Marx gekommen. Die Löffel wurden, der revolutionären Tradition und ihres hohen Silbergewichtes wegen, in der Familie hoch verehrt.

Endlich ging der erste Löffel einen von Marx häufig beschrittenen Weg: den in ein Londoner Pfandhaus, und der Pfandleiher musterte das ungewohnte Angebot: Er nahm eine Lupe, studierte das Wappen, das Motto, den Silberstempel, dann Marx, murmelte ein „unzweifelhaft echt“ und rief umgehend die Polizei.

Realistische Kunst

Bei den Spaziergängen der Familie oblag es Marx, seinen Kindern Geschichten zu erzählen, die, da sie nie enden sollten, nach Meilen eingeteilt wurden. Marx erfand dazu eine brauchbare Hauptfigur, einen Zauberer namens Röckle, der, aus dramaturgischen Gründen, gleichzeitig einen Spielwarenladen betrieb. So war alles zur Hand, was für einige hundert anständige Zauberergeschichten notwendig war: hölzerne Männer und Frauen, Riesen und Zwerge, Könige und Königinnen, Meister und Gesellen, Tiere und Vögel, große und kleine Equipagen, Schachteln, Schnüre und ähnliches mehr. Diese hübschen Sachen wurden nun verkauft und kamen nach schauerlichen und haarsträubenden Abenteuern wieder in den Laden Röckles zurück.

Der Zauberer kannte alles, wußte alles, verstand alles und besaß überhaupt die eigentümlichsten Fähigkeiten. Er kam den Kindern ungemein vertraut vor: er hatte, wie ihr Vater, immer Schulden und niemals Geld.

Erziehung

Eleanor, eine der Marx-Töchter, gelangte 1863 – sie war gerade acht Jahre alt – zu der unerschütterlichen Überzeugung, Abraham Lincoln könne unmöglich ohne ihren Rat die Südstaaten im amerikanischen Bürgerkrieg besiegen. Sie adressierte deshalb lange Briefe an den Präsidenten, in denen sie ihm ausführlich auseinandersetzte, was er alles falsch mache.

Marx hatte diese Ratschläge zu lesen und zur Post zu bringen. Er tat dies und fand die politischen Erörterungen überzeugend, die ökonomischen interessant, die strategischen einleuchtend und die Kritik im ganzen richtig. Er trug sie also pflichtgemäß zur Post, und unterwegs unterschlug er sie heimlich.

Wirksame Poesie

Als Student in Berlin hatte Marx, „Sehnsuchtstrunken und Hoffnungsleer“, drei Hefte Poesie verfaßt. Es war ihm auch gelungen, zwei Gedichte in einer Zeitschrift zu veröffentlichen, die einer seiner Bekannten, Eduard Meyen, damals herausgab. Später fragten ihn seine Kinder über diese hohe Zeit der Dichtkunst aus. „Das Ergebnis war zufriedenstellend“, erzählte Marx, „die Zeitschrift ging sofort ein.“

Meinungsverschiedenheit

Marxens Kinder hatten, nach der Gewohnheit der Zeit, einen Fragebogen ausgearbeitet, dessen Beantwortung zu Bekennissen über allerlei Gewohnheiten, Ansichten und Gegenstände zwang. Sie legten Marx wie Engels je ein Exemplar vor, und beide beantworteten die Fragen mit größter Gewissenhaftigkeit. Eine davon lautete: „Wie ist Ihre Auffassung vom Glück?“

Marx dachte lange nach und schrieb dann: „Zu kämpfen“. „Ach was“, sagte Engels und schrieb seinerseits: „Chateau Margaux 1848“.*

Bankspionage

Die Baseler Kapitalisten, die darauf bestanden, gute Christen zu sein, hatten zunehmende Schwierigkeiten mit ihren aufrührerischen Arbeitern, verdächtigten die *Internationale Arbeiter Assoziation*, daran schuld zu sein, und entsandten einen Emissär nach London, der die Geldmittel des Generalrats ausforschen sollte. Der Emissär flog auf, und man bewunderte die Haltung, die Macht einer Idee an den Geldmitteln zu messen, die diese für ihre Zwecke mobilisieren könnte.

Auch Marx war hingerissen. „Hätten diese guten Christen“, so meinte er, „in den ersten Zeiten des Christentums gelebt, sie hätten vor allem den Bankkredit des Apostel Paulus in Rom ausgespielt.“

Resteverwertung

Die englische Regierung hatte Inspektoren eingesetzt, um die Zustände in den Fabriken untersuchen zu lassen, die ständig schreienden Anlaß zur Klage gaben. Die Inspektoren waren ebenso sachverständige wie unparteiische und rücksichtslose Männer: sie berichteten in Blaubüchern, was wirklich war und gaben sie an die

* Berühmte französische Weinsorte aus dem Bordelais.

Abgeordneten weiter. Diese hatten eine ausgezeichnete Verwertung dafür und benutzten sie als Zielscheiben bei Schießübungen oder warfen sie auf den Müll. Ein englischer Professor stellte später fest, daß lediglich ein Mann in ganz England die Blaubücher systematisch gelesen und ausgewertet hatte – Marx. Er hatte sie bei einem Altwarenhändler meterweise gekauft.

Gefährliche Drohung

Da Marx das Manuskript für den ersten Band des *Kapital* immer wieder überarbeitete, verschob sich der Termin der Fertigstellung ständig. Sein Verleger wurde ungeduldig, fand, Marx sei träge, und sann auf Abhilfe. Er setzte sich hin und schrieb an Marx folgenden Brief: „Ihr Manuskript für *Das Kapital*, das für uns zu schreiben Sie sich verpflichtet haben, ist seit 18 Monaten überfällig. Falls wir das Manuskript nicht innerhalb der nächsten sechs Monate erhalten werden, sehen wir uns genötigt, einen anderen Autoren mit der Arbeit zu beauftragen.“

Formen des Klassenkampfes

Nachdem Marx das Manuskript des *Kapital* nach Hamburg gebracht hatte, traf er auf der Rückreise eine sportliche junge Dame; diese wollte von einem Londoner Bahnhof weiterfahren, mußte jedoch mehrere Stunden auf den Zug warten.

Marx verkürzte der jungen Dame ritterlich die Zeit und erfuhr so, daß sie eine Nichte Bismarcks war und gerade aus Berlin von ihrem Onkel kam. Sie wiederum war nicht wenig überrascht zu erfahren, daß sie in rote Hände gefallen war.

„Und was tun wir nun?“, fragte die junge Dame gefaßt.

„Was in dieser Situation natürlich ist“, antwortete Marx ernst, „wir werden im Hyde-Park spazieren gehen und zusammen Eis essen.“

Hohe Kunst

Nachdem der erste Band des *Kapital* erschienen war, wurde er, wie fast jedes Buch von Bedeutung, in der Presse totgeschwiegen; Marx sann, zusammen mit seinem Freund Engels, auf Abhilfe.

Dieser mobilisierte die gemeinsamen Freunde, und die ersten Kritiken erschienen; sie waren schwach, begriffen das Problem nicht, und was noch schlimmer war: die Verrisse blieben miserabel.

Endlich besserte sich der Zustand. In der deutschen Presse erschienen mehrere glänzende Rezensionen, wenn auch von verschiedenen Standpunkten aus. Marx las sie, erkannte in den sozialistischen sofort seinen Freund Engels und bedankte sich bei ihm.

Dieser war betrübt.

„Was“, sagte er, „und für meine bürgerlichen Kritiken lobst Du mich nicht?“

Versicherung

Eine Schwester von Marx war aus Kapstadt mit ihren beiden Söhnen nach London zu Besuch gekommen und speiste mit ihrem Bruder und dessen Familie zu Mittag. Trotz der herzlichen Aufnahme war sie verstört. Sie hatte erfahren, daß ihr Bruder der Anführer der berüchtigten Sozialisten war und vermochte sich nicht damit abzufinden.

„Aber Sie müssen mir glauben“, versicherte sie beharrlich einem russischen Gast, der an dem Essen teilnahm, „in Trier haben wir wirklich einer ehrbaren und geachteten Advokatenfamilie angehört.“

Die wörtlichen Zitate sind, wenn notwendig, aus dialogtechnischen Gründen verändert oder frei erfunden worden. Die Originalzitate und die gestaltete Situation finden sich an folgenden Stellen belegt:
Revolutionärer Stil. Günter Radczun: Prometheus aus Trier. Berlin 1969. Kinderbuchverlag. Seite 38.
Verhindelter Religionsfrevel. Karl Marx. Eine Biographie. Berlin 1968. Dietz Verlag. Seite 51.
Bestrafte List. Franz Mehring: Karl Marx. Geschichte seines Lebens. Berlin 1960. Dietz Verlag. Seite 54/55.
Wertschätzung. Günter Radczun: Prometheus aus Trier. Berlin 1969. Kinderbuchverlag. Seite 41/42.
Unreines Tun. Franz Mehring: Karl Marx. Geschichte seines Lebens. Ebenda Seite 153/154.
Erfolgreich. Karl Marx. Eine Biographie. Ebenda Seite 148.
Ehrenhandel. Ebenda Seite 180.
Nationalstolz. Wilhelm Liebknecht. Karl Marx zum Gedächtnis. In: Mohr und General. Ebenda Seite 129 bis 131.
Sparfleiß. Ebenda Seite 135/136.
Nicht glaubwürdig. Ebenda Seite 159. Franz Mehring.
Karl Marx. Geschichte seines Lebens. Ebenda Seite 13.
Realistische Kunst. Eleanor Marx Aveling: Karl Marx. Lose Blätter. In: Mohr und General. Ebenda Seite 273.
Erziehung. Ebenda Seite 276.
Wirksame Poesie. Franz Mehring: Karl Marx. Geschichte seines Lebens. Ebenda Seite 17 und 24.
Meinungsverschiedenheit. Mohr und General. Ebenda Seite 607 bis 610.
Bankspionage. Franz Mehring: Karl Marx. Geschichte seines Lebens. Ebenda Seite 402.
Resteverwertung. Paul Lafargue: Persönliche Erinnerungen an Karl Marx. In: Mohr und General. Ebenda Seite 335 bis 336.
Gefährliche Drohung. Sputnik. Moskau. August 1972.
Formen des Klassenkampfes. MEW Bd. 31, Seite 551.
Hohe Kunst. MEW Bd. 31, Seite 346, 360, 362, 377, Bd. 16, Seite 207 bis 218.
Versicherung. Maxim Kowalewski: Erinnerungen an Karl Marx. In: Mohr und General. Ebenda Seite 396.

Nun, was solls?

Eins hatte er nie leiden können: Diese „Kollegen“, die dauernd glaubten, sie müßten sich entschuldigen für dies und das. „Ich weiß, ich sollte nicht für diese Leute arbeiten, aber hör mal, die sind persönlich alle in Ordnung ...“, so fing das immer an.

„Und der ganze Mist, den sie jeden Tag schreiben?“ hätte er fragen sollen. Wollte es auch immer, war dann aber meistens doch zu höflich — oder zu gleichgültig. Wie gesagt, er konnte sie sowieso nicht leiden. Zeitungsleute mit permanent schlechtem Gewissen. Klar, das konnte nicht klappen: Doktorarbeit über Adorno oder so geschrieben und jetzt das — nein, keine Namen, waren sowieso alle gleich, diese Zeitungen oder „Blätter“, wie sie lieber sagten. War jedenfalls seine Meinung, daß die alle gleich sind.

Bin nicht besser als die anderen. Nein, wirklich nicht. Wenn mich jemand nach meinem Job fragt, sag ichs und damit basta. Hab mir auch was anderes gewünscht — im ersten Semester, ja. Fragt aber keiner, was ich mir wünsche. Und schlechtes Gewissen — warum verhungere ich da nicht gleich und alle diese miesen Typen gleich mit mir. Dann wäre Ruhe, verdammt nochmal. Alle hätten dann Ruhe. Und nicht mehr diese beschweerten Gespräche. „Ich — äh — bin jetzt bei — äh — na ja — Du weißt schon — bei ...“ Mensch, ich kanns nicht mehr hören.

Das war die Lage. Examen gemacht. Hätte besser sein können, brauchte ihm keiner zu sagen, wußte er selbst am allerbesten. Aber was wissen denn schon diese Macker? Können sich die Leute natürlich aussuchen — heute. War mal anders, sagt man. Er glaubt nicht. Hätte überhaupt nicht studieren sollen — oder was anderes — oder doch lieber gar nicht. Nützt jetzt auch nichts mehr. Also, eines Tages: Diese Annonce in der Zeitung. „Junger Mitarbeiter, journalistisch begabt, gesucht. Telephon ... usw.“ — „Sehr geehrte Herren! Nach Abschluß meines Studiums beabsichtige ich ... Beigefügt handgeschriebenen Lebenslauf und Paßfoto vom soundsovielen soundsovielen ... Hochachtungsvoll.“ — „Sehr geehrter Herr ... Nach Prüfung Ihrer Bewerbungsunterlagen ... Bitte melden Sie sich bei Herrn ... Mit freundlichen Grüßen ...“

Neuen Anzug gekauft und hin.

Nun, was solls!

Endlich diesen gottverdammten 2 CV losgeworden. „Nie mehr Rolls Royce“ stand hinten drauf — noch handgemalt —, nicht diese billigen Sprüche, die es an der Tankstelle heute ab 20 Liter gratis dazugibt, damit jeder sieht, wie fortschrittlich man ist. Er wäre schon längst auf Rolls Royce umgestiegen oder auf Ford, Mercedes oder Opel — ganz wurscht. Nur nicht mehr diese Ente. Ente — wie gut das noch klingt! Die fliegt und schwimmt wenigstens, schmeckt auch noch gut, richtig zubereitet. Aber dieses Auto! Die lachten sich ja schon kaputt, wenn er damit zur Werkstatt kam. „Ah, sieh an. Beehren Sie uns mal wieder? Lange nicht gesehen diesmal, nicht wahr? Sind ja fast 3 Wochen ...“

Sage keiner, die arbeitende Bevölkerung hätte keinen Sinn für subtile Ironie. Da konnte er als Germanist mehr lernen als bei Thomas Mann. Nach drei Monaten dann der neue Wagen. Das Paradies? Was ist das Paradies? Ganz einfach! Paradies, das ist, du setzt dich morgens in deinen Wagen — drehest den Schlüssel um — und er springt tatsächlich an. Das ist das Paradies, Mann. So einfach ist das.

„Ich mache Sie am besten gleich mit Ihren neuen Kollegen bekannt. Sie kommen ja frisch von der Uni. Werden sich erst einarbeiten müssen. Wird schon werden. Hat sich noch keiner ernsthaft beschwert bei uns. Sind alle gerne bei uns.“ Soweit der Chef. Gar nicht son übler Typ. Grauer Anzug — na was solls! Aber Haare über Ohren und Kragen. „Können hier ruhig in Jeans antanzen“, meint er. Verdammt, wie hat der meine Gedanken erraten! Jetzt bloß nicht rot werden. Er wurde rot. Der Kerl in Grau grinst.

Die ersten drei Wochen: „Ach, laufen Sie doch bitte mal für mich zu ...“ — „Ach, gut, daß Sie gerade da sind, bringen Sie dies doch bitte mal für mich zu ...“ — „Dies muß heute noch zu ...“ — „Oh, wenn Sie mir das abnehmen würden, das wäre ...“ — „Kommen Sie in einer halben Stunde doch bitte mal zu ...“

Journalistisch begabt? Der Personalchef (indem er sich über die Haare streicht bzw. den Schnurrbart — Kaiser Wilhelm — zupft): „Sind jetzt schon drei Wochen bei uns, was? Und macht's Spaß? Sag ich ja: Dufte Atmosphäre bei ur.s.“ (Er sagte: dufte.) „Mächtig was los bei uns, was.“ (Er sagte: Mächtig was los!)

Dann pickt er ein Haar von seinem — Jeansanzug. Jetzt wird er ernst.

„Dies — ähm — Dies ist eine Zeitung für — ähm Männer — ähm — Haben Sie schon gemerkt, was? Haha — ähm —“

„Also kurz und gut, junger Mann. Sie wollen endlich mal selbst was schreiben, was? Nun, wie gesagt, dies ist eine Zeitschrift für Männer. Eine anspruchsvolle, das darf ich wohl so sagen, oder? Eine anspruchsvolle. Sie kennen unseren kulturellen Teil, nicht wahr? Nennen Sie mir mal eine deutsche Illustrierte mit so einem kulturellen Teil, bitte. Bitte? Sehen Sie, die gibt es nicht. Da kommt keiner mit. Wenn jemand wissen will, wo Zadek inszeniert oder wie er den ‚Exorzist‘ finden soll — im Grunde findet er ihn ja gut, darf ihn aber nicht gut finden —, wenn er das wissen will, welche Zeitung kauft er, was? Also kurz und gut. Sie hätten gerne den kulturellen Teil gemacht, wie? Ist ja klar. Wollte ich auch, als ich hier anfing. Die sind aber im Augenblick komplett, ja leider. Ich behalts für Sie im Auge, versprochen. Sobald es geht, ehrlich. Aber was machen wir solange mit Ihnen? Sie wollen endlich mal was von sich gedruckt sehen, was? Das ist auch ein gutes Gefühl, weiß ich doch. Also — und da hab ich was für Sie ...“

War das eine lange Rede von dem Typ im Jeansanzug! Auch so ein Entschuldiger. John Wayne sagt: Entschuldigen Sie sich nicht. Das ist ein Zeichen von Schwäche. Das ist überhaupt das Schlimmste bei John Wayne, daß er manchmal was sagt, was stimmt.

Nun, was solls?

Das war es, was er sagte.

Also, was mach ich? Bloß nicht verrückt machen lassen. Das war jetzt das Wichtigste. In ein paar Monaten — schlimmstenfalls einem Jahr — mache ich die Kultur. Und dann gehts los. Eine feste Rubrik: Literatur aus der Arbeitswelt, Zusammenarbeit mit schreibenden Arbeitern, Mann! Warum sollten die nicht in so nem Blatt veröffentlichen? Wer denn, wenn nicht die. Und überhaupt. So langsam diesen ganzen Schnickschnack rauslassen. Kostet uns dann natürlich so ein paar kleinbürgerliche Lustmolchabonnenten — wer fragt dann schon nach denen!

Aber jetzt muß ich erst mal meinen Job machen. Und das ohne schlechtes Gewissen, hast du gehört: Ohne schlechtes Gewissen. Das nimmst du dir ganz fest vor. Was laber ich mir eigentlich dauernd was von Gewissen vor? Fragt mich ja nichtmal jemand. Keiner da, der überhaupt fragt. Also

Wie war das an der Uni? Du kriegst ein Thema. Brauchst dir da auch keine große Mühe zu machen. „Herr Professor, geben Sie mir ein Thema.“ — „Bitte sehr, bearbeiten Sie die Liebeslyrik des späten Goethe.“ Die hatte er dann auch bearbeitet. So einfach war das. Und nun? Genau dasselbe! Ganz systematisch vorgehen, das war immer das Wichtigste — und nicht verrückt machen lassen. Zunächst Literatur besorgen. Natürlich nicht in so einem Laden an der Ecke, wo man sich umgucken muß, ob einen auch keiner sieht, wenn man reingeht. Nein, von einem, der seinen Goethe kennt, darf man erwarten, daß er sich an die Klassiker hält. Die hat auch noch keiner übertroffen. Alles Folgende nur aufgemotzter Schwachsinn. Also in die Buchhandlung.

Da hätten wir: den göttlichen Donatien Alphonse François, dann Georges, seinen legitimen Nachfolger, ferner Henry aus Amerika, aber Frankreich eng verbunden, noch einen Heiligen: Jean diesmal.

Ja, da erkennt man den Fachmann, Philologe seines Zeichens. Jetzt zur Kasse damit. Vorsicht, nicht wieder rot werden.

Er wird rot. Das Fräulein (sehr hübsch) grinst.

Und jetzt mal sehen.

Die Aufgabe: In Form fiktiver Leserbriefe erotische Geschichten erzählen. So würde man dazu in einem Seminar sagen. Bei der Zeitung nannten sie anders. Nicht dran denken jetzt, wie die dabei lachten. Als ob du selbst noch nie usw. ... Mann, ich weiß doch Bescheid. Mir braucht keiner was zu erzählen. Weiber hab ich immer genug gehabt. Und wenn erst der neue Wagen da ist, krieg ich noch mehr. Brauchen diese Lackaffen in Grau und in Jeans gar nicht so zu tun.

Nee, hab ich mich echt aufgeregt. Wollte ich nicht, tut mir leid.

Ich hab jetzt nen Job. Muß ich machen. Brauch Kohle, verstehst du? Wer ist hier du? Sagt dir ja keiner was, oder? Sagt jemand was? Keiner! Also.

Und jetzt:

„Die Frau wurde immer schärfer! Sie hielt es kaum noch aus! Ich blieb ganz cool! Sagte: ‚Hey, Honey! Mach mir mal die Hose auf. Schätze, ich habe da was Gutes für dich!‘ Sie stöhnte laut. ‚Darling‘ hauchte sie, ‚Darling, bitte!‘ Jetzt kam ich langsam in Fahrt. Diese Puppe machte mich doch tatsächlich scharf wie'n Panther. Ich schob ihn ihr ...“

Mein Gott, wenn das mein alter Professor liest, dieser liebe grauhaarige Mann, der schon bei Goethes später immer verlegen wurde — und dies ist nicht mal Lyrik. Dies ist überhaupt . . . !

Altes Arschloch!

Dein armer alter grauhaariger Professor liest das ganz bestimmt nicht. Wenn es einer nicht liest, dann der. Überhaupt, seit wann denn Mitleid mit dem Knacker? Weißt du nicht mehr, wie der dich im Mündlichen zur Sau gemacht hat? Jawohl, zur Sau. Zur Sau?

„Ja, Mensch“ sagt der Chef, heute wieder in Grau, „Sie wissen wie's läuft. Also ganz ehrlich, das ist große Klasse, wirklich. Sie haben — ähm — Talent, haben Sie. Talent!“

Nur mit den Namen, die er den Briefschreibern gab, war er nicht einverstanden. „Was soll das? D. A. F. Edas? Georg Schlacht? Heinrich Müller? Hans G. Enet? Nehmen Sie doch ganz normale Namen. Fritz Meier und so. Das kann doch nicht so schwer sein, oder?“

Gestern traf er den alten grauhaarigen Herrn wieder. „Arschloch“, dachte er. „Guten Tag, Herr Professor“, sagte er. Jetzt nicht rot werden! Zu spät! Der Professor grinst.

Wolf Brannasky Münchner Songgruppe

Zug-kräftige Canzon auf den Lokführer und Kommunisten Rudi Röder

Lokführer Rudi Röder
soll nicht Beamter sein.
Ein Bundesbahn-Direktor
nennt ihn „Verfassungsfeind“.

Wir meinen, so ein Vorwurf,
das ist ein dicker Hund,
und gehn aus purer Neugier
der Sache auf den Grund.

Irgendwas an dem Rudi
muß nicht geheuer sein (!?!)
Biegt er denn nicht beim Lokfahrn
ausschließlich LINKS ab? Nein?
Auch daß er ROT für Grün hält,
war bislang nicht gehört.
(Was — konsequent betrieben —
den Fahrplan sicher stört.)

Ist Rudis Art zu bremsen
besonders *radikal*?

Noch schlimmer — ignoriert er
nicht jedes Stop-Signal

schlichtweg als „Willkürzeichen
der Bourgeoisie“, und die,
die täglich mit ihm reisen,
beschweren die sich nie?

Springt keiner aus dem Wagen
bei Vollgas, wenn er hört,
daß vorn der Rudi Röder
Lokomotive fährt?

Was sag'n Sie? Nichts dergleichen?
Der Rudi Röder schafft
seit Jahr und Tag sein Tagwerk,
und sehr gewissenhaft.

Weißt Ihr, wie man beim Lokfahrn
das Grundgesetz bedroht?
Wir auch nicht! Doch dem Rudi,
dem blüht Berufsverbot.

Herr Bundesbahn, wo hab'n Sie
die Gründe dafür her?
Vielleicht, daß Rudi Züge
heimlich nach Moskau fährt.

Oder gleich nach Sibirien,
anstatt nach Zell am See.
Denn Rudi ist aktives
Mitglied der DE-KA-PE!

Und *deshalb* soll der Rudi
jetzt nicht Beamter sein?
Ihr sagt, daß Euch das anstinkt.
Da seid Ihr nicht allein!

Da gibt's 'ne
ganze Menge Leute, die sag'n:
„Höchste Eisenbahn,
daß aus unserm Zorn Aktion wird!
Also los, wir fangen an.

Die Berufsverbote gelten
nicht der DE-KA-PE allein,
sondern *allen* Demokraten!

Das muß unser
Flugblatt sein!
Und schreibt auf das
Transparent, das man beim
Demonstrieren trägt:
DIE BERUFSVERBOTE MÜSSEN WEG!!“

Arbeitslos oder
ein Tag im Leben der
Anna Gusböckl, 42,
Ankerwicklerin.

/Das bringt's/schmatzt
sie mit fettigen Lippen/
die Anna/aus dem Trafo-
werk/nimmt graziös
das abgenagte/
Fasanenbeinchen und
/wirft's mit
geübtem Schwung/und
abgequetschtem

Daumen/als wär's
ein eben gewickelter/
Anker/über das
schmiedeeiserne Gitter/
auf den Park-Rasen/
Jawoll/Schabli &
Austern aus Belong für
uns alle/jubiliert
der Wiggerl/

gießt trunken/die
gut zweihundert Jahre
alten/Kelche voll/
und mittlerweil' rumpelt/
unser Gärtner die/
Hügel hinunter zum See/
Aus is'/Aus mit da Sensn/
und nimmt die Kurve/
mit dem

Motor-Mäher/Dann
knattert das Prunkfeuer-
werk/überm Dach/die

ganze Schicht aus
der/Halle Fünf A/
sammelt sich/zum
Faifaglockdie/Schwarz-
wälderkirsch/und
Konfekt/wie Du's magst/

Wir finden uns/
mählich/zurecht
im Palazzo/reden über
unsre Renditen/
Der Anzinger Dschonni/
Brotzeitholer/röhrt den
Morris in die Garage/und
dann klingt/der Tag
aus mit Musik/am Kamin/

Fernab/müht sich zugleich/
die Hundertschaft/mit
Bankdirektoren/Ministern/ausch
die Herrn vom Industrie-
verband/querelen/des
weitern/alles/was
sich mit Geld/Adel oder
sonstwie mühselig/
durch Jahr & Tag/schlägt/

Das brandet/am Zaun und
will/an unsren Besitz/
Neid/Habgier/und Faulheit/
allesineinem/und dann
Sprechchöre/umstürzlerisch'
Gerede/nackte Gewalt/
Terror/und was dir/
sonstnoch/an schlafraubendem
Zeugs/bekannt ist/

Schlaftrig/wenngleich nicht
ohne/Intresse/sehn wir
am/Monitor/wie jetzt
ein/Spruchband entrollt
wird/ARBEITSLOS MÜSSTE
MAN SEIN/buchstabieren wir/
mühsam/und wundern uns/
daß die da draußen/auf
unsere Lage/so scharf sind/.

Peter Maiwald
Madeira ist keine Insel

Aus einem Gedichtzyklus

DER BUS NACH MARTINHO

Der Samstagsbus nach Martinho
riecht wie ein Leichenwagen.
Das kommt, weil alle Leute drin
die Woch zu Grabe tragen.

Die Frauen wiegen Orchideen
in Bündeln auf dem Schoße.
Die Männer halten manchen Strauß
Mimosen, bauschig große.

Die Luft ist schwül, es keucht der Bus
die engen Serpentinen.
Die Leute riechen hochzeitlich
und wir riechen mit ihnen.

Das Fest hält bis zur Endstation.
Wir steigen aus betrunken.
Dann hat der Bus nach Martinho
wieder nach Bus gestunken.

CIRCUS DO BRASIL

Zwei Männer mit sehr starken Händen,
zwei Frauen mit der ausrasierten Scham,
ein Mann und Affe, beide alt und lahm,
ein Seiltänzer mit starken Lenden,
sie alle sieht man lang und viel
im Circus do Brasil.

Den weißen Clown mit ernster Miene,
Senhora Betty, die sehr helle sieht,
Professor Karma, der das Rheuma zieht,
und am Trapez die Ballerine;
sie alle sieht man lang und viel
im Circus do Brasil.

Die Kinder, die sich kopfstechn können,
die Losverkäuferin im roten Haar,

den starken Mann, der fett geworden war,
drei Menschen, die auf Kugeln rennen,
sie alle sieht man lang und viel
im Circus do Brasil.

Die Mütter mit den vielen Kindern,
die schönen Kellner von Funchal,
die Bauernmädchen, klein und schwer und drall,
die Alten mit bald siebzig Wintern,
sie alle sieht man lang und viel
im Circus do Brasil.

IM HAVANNEZA

Schweig du, schreit der Patron.
Die Gäste schweigen.
Der Kellner tut mit Hohn
den Arsch ihm zeigen.

Schweig du, schreit der Patron.
Die Gäste grien.
Der Kellner geht herum
und grient mit ihnen.

Schweig du, schreit der Patron.
Die Fremden rauchen.
Ein Gast sagt: Patronat!
Wir nicht mehr brauchen.

ALTES STADTTOR VON FUNCHAL

Die hier durchgingen ließen alle Hoffnung fahren,
die Gutsherrn in Kaleschen, den Bischof im Gespann,
die Macht fuhr in der Kutsche, das Recht ging hintenan
und hat sich nicht verkehrt in fünf mal hundert Jahren.

Rolf Funke Morgenstund

Die in der Straßenbahn,
die ihr Gesicht
hinter der raschelnd
aufgeschlagenen
Morgenzeitung
verbergen, haben
den gleichen leeren
Blick wie wir,
wir können es deutlich
sehn, wenn sie lustlos
eine neue
Seite aufschlagen.
Als hätten wir uns die neueste
Nachricht vom Tage nicht längst
entgehn lassen, als wir
unsere Wohnung übereilt
und ohne zu grüßen
verließen, von niemandem,
nicht einmal
von unseren Kindern erkannt.
Wortlos treffen wir
vor dem Fabriktor
zusammen. Drinnen,
im Umkleideraum,
schieben wir uns
mit freundlichen Schlägen
auf die Schulter
gegenseitig
sanft zur Seite.

Echo

Es regnet. Ich warte
im strömenden Regen
zusammen mit anderen
auf den Bus.

Aus dem Fenster
einer kleinen
Wäscherei
trifft der teilnahmslose
Blick einer jungen
Wäscherin

in weißem Kittel
ausgerechnet auf mich.

Nachdenklich steckt sie
einen Bleistift
hinter ihr Ohr
und dreht und wendet
ihre zierlichen
Finger zwischen
rot angelaufenen
Handtellern.

Unerwartet
schiebt sich endlich
der Bus
zwischen mich und das Fenster
einer kleinen,
x-beliebigen
Wäscherei

irgendwo draußen
am Stadtrand. Der Regen
saugt die Welt
in sich auf wie ein Schwamm.
Im Bus ist das Reden
mit dem Fahrer
untersagt.

Illumination

Aufgeschlagen wie ein Buch
lag vor uns das blaue Meer,
graugrün verfärbt
im Gegenlicht,
unaufhörlich
sich selbst beschreibend:
unruhig hüpfen
und tanzten die silbernen
Lettern, ruhig
und gleichmäßig zogen
die glitzernden Zeilen
hintereinander
ihre Bahn
vom Horizont
zum Goldschnittrand
der Küste, den öligen

Schwemmsand zwischen
den aalschwarzen Molen mit Licht überschüttend.

Wir lagen in hellen
Scharen am Strand
von Sainte Marie de la Mer,
die meisten von uns wie gefallen,
wie Soldaten
nach einer gescheiterten Invasion,
planlos irrten
spielende junge
Männer, Mädchen
und Kinder kreischend wie Möwen
zwischen uns hin und her, verwirrte
Sanitäter,
die nicht wissen,
wo sie zuerst
anfassen sollen,
kopflose Generäle zwischen
den Linien.

Der gedrungene
Mann Mitte vierzig,
mit rundlichen Schultern
und fleischigen Zehen, in der Reihe
hinter uns
behaglich in den Sand gestreckt,
vielleicht ein mittlerer
Angestellter
aus Lyon,
aus Edinburgh oder
Berlin,
unkenntlich in seiner Badehose
aus Tigerfellimitation,
und unter dem tief in die Stirn gezogenen
Apachen hut,
lag in entspannter Haltung bäuchlings
der Länge nach auf dem Boden und hob
den Kopf aus dem Sand, als läge er
hinter einem Maschinengewehr.
Mit teilnahmslos angespannten
Gesichtszügen las er
ein Taschenbuch:
„Der Mann, der aus Moskau kam“.
Dicht über der Handfessel, dort,
wo ihn gewöhnlich das Gehäuse

der Armbanduhr drückte,
leuchtete
ein nichtssagend heller Fleck
auf der gebräunten Haut.

Dann und wann unterbrach
der kleine Mann
unzufrieden
seine Lektüre,
sah mit trübem
Blick nach dem Stand
der Sonne und fuhr
friedfertig gähnend zu lesen fort.

Als eine kühle
Brise aufkam,
schlüpften die ersten
in ihre eigene
Haut zurück, als die Sonne
unterging,
waren die meisten
bereits auf den Beinen,
als es dunkelte,
riefen die letzten
einander mit lang
gedehnten Vokalen beim Namen.

Waldgang

Stillleben aus der Zeit

1
Die Zeit vergeht.
Aus Kindern werden
Leute. Starke
Winde machen
die sich drehenden
Windmühlenflügel
unsichtbar.

2
Unter der rauschenden
Espe sitzen
dunkelhäutige Hirten. Sie füllen
flüsternd Fragebogen aus.

Was ist Ihre
Lieblingsmusik?

Singend fiedelnd
und purzelbaumschlagend
zieht ein Zug
von Zigeunern vorbei.

Sie sind bereits
erfaßt.

3

Im Herbst im Herbst
fallen die Blätter
übereinander her

Im Frühling sind die Bäume
wieder um einen
Zoll in den Himmel gewachsen

4

Selbst närrisch bunt
herausstaffiert
sind Vogelsteller
als Vogelscheuchen
ungeeignet.

5

Wir können nur hoffen
daß unsere Gegner
das Herz auf dem rechten
Fleck haben. Sagen
die Heckenschützen.

Meßtischblatt im Maßstab 1 : 1

Rings um die blühenden Städte
werden die Wälder
abgeholt:
die Pläne müssen
ein für alle
Mal stimmen. Vergnügt
wandern Wanderer ungehindert
von Bäumen und Buschwerk
durch das Gelände an anderen
ungehinderten Wandern

vorbei und um andre
Wandrer herum
und verlaufen sich rasch
in der rasch sich verlaufenden Menge.

Der Fantasie sind keine
Grenzen gesetzt
sagen nüchtern denkende
Generäle,
sagen, der Fantasie
sind keine Grenzen gesetzt

Ich bin selber fremd hier

In den großen Städten
sah ich viele
meinesgleichen, die gingen
traumhaft sicher
wie Seiltänzer auf dem
Hochseil ihrer
Wege. Ich ging ihnen
unauffällig
nach und verlor
in der quirlenden Menge
im Handumdrehn
den Boden unter den Füßen.

Kaum aber stellte ich radebrechend
den ersten besten zur Rede,
fragte ihn nach dem Weg in eine
x-beliebige
Straße in seiner
Stadt,
schon schlossen sich mehrere
ihresgleichen
dem ortsunkundigen
Fremden bereitwillig
an
und begaben sich freundlich
und überschwenglich
gestikulierend
zusammen mit mir
auf die Suche nach einem
lohnenden, einem
gemeinsamen Ziel.

Ein seriös wirkender Sprecher,
nach der neuesten Mode gekleidet
und frisiert,
berichtet in der ZDF-Tagesschau,
daß der Außenminister jemanden
zu einem Mittagessen eingeladen hat,
Präsident Carter
zugunsten seines Amtes vorläufig
sein Erdnußunternehmen aufgebe,
eine dreiköpfige Familie per Segelboot
aus der DDR geflüchtet ist,
in Rußland und Polen Teuerungen
das Volk auf die Straße trieben,
ein Erdbeben in China
schwere Schäden hervorgerufen habe,
und in Rumänien
jetzt private Handwerker
Wasserleitungen reparieren,
weil die staatlichen Unternehmen
versagten.

Nachdem wir vorher einen Film
über den Kurier des Zaren
gesehen haben,
erhebt sich die Forderung
nach der Wiedereinführung
von Monarchie und Leibeigenschaft.
In diesem Bewußtsein
gehen wir zu Bett.

Ausschnitte aus einer szenischen Dokumentation

UZ vom 13. 1. 1977:

Esslingen, ppa — Die von einer CDU-Mehrheit beherrschte Esslinger Stadtverwaltung weigert sich, der DKP-Kreisorganisation Neckar-Fils einen Sportplatz bzw. die Esslinger Neckarwiese mietweise zu überlassen. Die DKP hat die Absicht, in Verbindung mit der SDAJ und dem MSB Spartakus in der Zeit vom 6. bis 8. Mai 1977 eine Veranstaltung durchzuführen unter dem Motto: „1200 Jahre Esslingen — der Beitrag der Arbeiterbewegung zur Gestaltung der Geschichte unserer Stadt“. Diese Veranstaltung — so schrieb der CDU-Bürgermeister Luithle an den Kreisvorsitzenden der DKP und Kreisrat Friedrich Pospied — „vermögen wir nicht als zweckdienlichen Beitrag zum Stadtjubiläum anzusehen“. Die DKP hat gegen die Entscheidung der Stadtverwaltung Widerspruch eingelegt.

Stuttgarter Nachrichten vom 28. 2. 1977:

ESSLINGEN (bü) — Die Stadt Esslingen hat im Streit um die Belegung der Neckarhalle mit der Deutschen Kommunistischen Partei (DKP) nachgegeben. Die Esslinger Stadtverwaltung hatte sich geweigert, dem DKP-Kreisvorstand die Neckarhalle für eine dreitägige Veranstaltung im Mai zu überlassen. Unter dem Titel „Der Anteil der Arbeiterbewegung an der Gestaltung der Geschichte unserer Stadt“ wollten die Kommunisten ihren Teil zur 1200-Jahr-Feier der Stadt beitragen und das Überlassen der Halle beim Verwaltungsgericht Stuttgart einklagen. Jetzt hat sich die Stadt bereiterklärt, die Halle am 6. und 8. Mai der DKP zu überlassen. Die Verwaltungsgerichtsklage beschränkt sich jetzt nur noch auf den 7. Mai.

Prolog

Du Esslingen! Stadt, wo der Müll
Im Jubeljahr schier überquellen will,
Stadt am verdreckten Neckarfluß —
Dir gilt unser Geburtstagsgruß!
Du Stadt, wo im Gewirr der schmalen Gassen
Sich die Jahrhunderte an Händen fassen,
Du Stadt voll Fach- und andren Werken,
Die halfen, den berühmten Deutschen Geist zu stärken,
Stadt der Gelehrten und der Frömmelei,
(Auch Paracelsus kam einmal vorbei),
Du Stadt, berühmt durch Sekt und Senf und Essig —
Du bist doch sonst nicht so vergeßlich!
Zwölfhundert Jahre wirst du alt:
Hat man dich nicht (en gros!) etwas zu schwarz gemalt?
Hier lebten Arbeiter. Sie bauten all die schönen
Häuser und Kirchen, die den Bürgersöhnen,
Den Bürgertöchtern dienten zur bequemen Wohnung.
Wem, ratet, ward dafür Belohnung?
Hier lebten Arbeiter. Sie wirkten und sie webten,
Sie kelterten den Wein und überlebten
Halt meistens bloß, um sich vor neuen Herrn zu bücken.
Das läßt sich mal, nicht ewig unterdrücken!
Hier ward nicht bloß das erste Buch gedruckt
(Von Württemberg!). Hier ward auch aufgemuckt
Vonseiten derer, die da trat

Ein hochwohlweiser Magistrat!
Hier lebten Arbeiter. Sie bauten die Fabriken!
Vom Reichtum der Besitzer jubeln die Chroniken.
Vom Kampf der Streikenden um ihre Menschenrechte
Erzählen sie weniger. Das warn nur Knechte.

Dem Geist zählen nur die Herrn. Im Stadtarchiv
Gibt's eine Liste. Leute — die ist schief!
Zum Platzen voll ist die mit hochgestellten Namen,
Die in der Stadt zu Rang und Geld und Würden kamen:
Die Stifel, Blarer, Steudel, Keßler, Deffner, Georgii, Hochstetter und Schöllkopf,
Und ganz zum Schluß, als überflüssiger Schwellkopf
Herr Erwin Deuschle, Unternehmer-Stadtrat,
Von dem ich wette, daß die Stadt ihn satt hat!
Von Hochberger, von Morlock, Motteler, Hans Rueß nicht ein Wort.
So spülen sie das andre Esslingen durch Schweigen fort.
Sie wollten durch Schikanen und Verbote
Verhindern, daß in diesem Saal das „Rote
Esslingen“ heut besungen und beklatscht wird.
Wohin so schimmlig-dumme Uralt-Strategie führt,
Könnt, Leute, ihr am eignen Leib erleben,
Ihr tut ja schon gespannt auf euren Hintern kleben
Zum Feiern und zum Klatschen! Welt, nimm deinen Lauf!
Hier leben Arbeiter. Und Vorhang auf!

1919: Generalstreik in Esslingen

(Unter Verwendung eines anonymen Berichts)

Zwei Polizisten wird eine Frau aus dem Dunkel quasi vor die Füße geschmissen.
Da liegt sie nun.

Stimme: Wir haben sie!

2. Polizist: Die Rädelshörerin?

1. Polizist: (sitzt an der Schreibmaschine) Endlich!

2. Polizist: Nach acht Tag.

Stimme: Auf der Flucht ergriffen!

2. Polizist: Das Flintenweib.

1. Polizist: Wie heißt du?

Frau stützt sich auf beiden Armen hoch, schweigt, schaut sich um.

2. Polizist: (geht begutachtend um sie herum) Sie ist immer in vorderster Linie
gestanden. Ich kenn sie wieder. (Faßt Frau unters Kinn) Wie heißt du?

Frau schweigt.

1. Polizist: Ein Protokoll! Sie redet schon. (Spannt Papier in die Maschine)
Wir nehmen ein Protokoll auf.

2. Polizist zerrt Frau auf einen Stuhl, bindet ihr die Hände hinter der Stuhllehne zusammen.

1. Polizist: Wann isch losgangen?

2. Polizist: Was?

1. Polizist: Ha, no — der Generalstreik.

2. Polizist: Am 31.!

1. Polizist: Herrje! (Schreibt) „Am 31. 3. 1919, einem Montag, wurde von einigen subversiven Elementen, die sich selber unabhängige Sozialisten und, noch schlimmer, Kommunisten schimpfen, der ungesetzliche Generalstreik in unserer Stadt Esslingen ausgerufen. (Nimmt ein Flugblatt zur Hand) Ich zitiere: „Zeigt den Herrschenden, daß ihr euch nicht mehr länger am Narrenseil führen laßt.“ Der Wahnsinn! (Schreibt) „Damit wurde viel Leid über unsere Stadt gebracht.“

Frau lacht.

1. Polizist: Gib ihr eins aufs Maul.

2. Polizist tut es.

1. Polizist: Ungezüglich und verbrecherisch.

Frau: Nein! Gerechtfertigt und notwendig!

1. Polizist: Herrje! Sie kann reden!

Frau: Wir haben gestreikt für die Freilassung der politischen Gefangenen! Für die Wiedereinstellung der nach dem Januarstreik gemaßregelten Genossen! Für die Aufhebung des Belagerungszustandes und die Wiederherstellung der Demonstrationsfreiheit!

2. Polizist: Wie heißt du?

Frau schweigt.

2. Polizist schlägt sie.

1. Polizist: (schreibt) „Am Morgen um neun versammelten sich die verhetzten Arbeiter Esslingens, nachdem sie ihre Betriebe und Werkstätten widerrechtlich verlassen hatten, auf dem Marktplatz und bewegten sich nach Anhörung mehrerer Hetzreden in einem Demonstrationszug durch die Stadt.“ Warst du dabei?

Frau: Wir waren nicht verhetzt.

2. Polizist: Sie sagt ‚wir‘. Also war sie dabei. Auch beim Sturm auf die Sicherheitskompanie? (Faßt sie unters Kinn.)

1. Polizist: Allweil der Reihe nach, Schorsch. (Schreibt) „Ein Teil des Zuges begab sich zur Kaserne. Dort wurden wiederum Hetzreden gehalten, unter deren Wirkung sich ein Teil der Soldaten den Streikenden anschloß.“

Frau lacht.

1. Polizist: Was lacht sie allweil?

Frau: Ich frag mich halt, wer da verhetzt ist: die vielen Tausend Arbeiter und Soldaten von Esslingen, die für die Demokratie gestreikt haben, oder die gekauften Söldner der Regierung, die die Demokratie in Blut badeten?

2. Polizist schlägt Frau.

1. Polizist: Allweil der Reihe nach. (Schreibt) „Die Sicherheitskompanie unter Führung des Leutnants Paul Hahn schloß sich dem Streik nicht an, ihr Quartier wurde gestürmt, sie selbst entwaffnet. Ihre Waffen — Maschinengewehre, Ge-

wehre, Revolver und Handgranaten — wurden widerrechtlich ins Streiklokal verbracht.“

Frau: (nachdenklich) Die Volksbewaffnung wär nötig gewesen. Oder? Aber sie waren zu unerfahren und ängstlich, wie kopflos. Es ist immer das Gleiche: der Wunsch, Gewalt zu vermeiden, beschwört sie herauf.

2. Polizist: Sie halluziniert. (Schlägt sie fast sanft auf beide Backen.)

Frau: (lacht) Sie haben die Besetzung der Post aufgegeben und in die Rückgabe der Waffen eingewilligt. Aber ...

1. Polizist: Aber?

Frau: Da wurde nichts draus. (Lacht) Zwar wurden die Waffen in ein Auto geladen, zwar begleiteten zwei angstschlotternde Delegierte des Aktionsausschusses den Wagen, zwar fuhr der Wagen der Kaserne zu, aber ...

1. Polizist: Aber? (Er schreibt mit.)

Frau: Aber nicht lange. Der Fahrer änderte plötzlich die Richtung, und die Delegierten, die aufmuckten, wurden auf die Straße gesetzt. Die Autobesatzung verschanzte sich mit Auto und Waffen auf der Filderhöhe. Die Volksbewaffnung war wieder möglich geworden.

2. Polizist: Wolltet ihr den offenen Krieg? Die Sicherheitskompanie war längst frisch bewaffnet.

Frau: Chancengleichheit!

1. Polizist: Papperlapapp! Diktatur und Terrorherrschaft! Der Wahnsinn.

2. Polizist schlägt Frau.

Frau: Laßt mich reden!

2. Polizist: Auf einmal.

Frau: Unbewaffnet kamen sie am nächsten Morgen wieder am Marktplatz zusammen; der Standort des Autos war noch in der Nacht verraten worden. Unbewaffnet wurden wir von dreißig bis an die Zähne bewaffneten Männern der Sicherheitskompanie umzingelt.

2. Polizist: Umzingelt? Die Soldaten taten nur ihre Pflicht. Die Regierung hatte den verschärften Belagerungszustand verhängt, Mädel, um dem Terror ein Ende zu machen.

Frau: Welchem Terror?

2. Polizist: Dem roten.

Frau lacht.

1. Polizist: Gab es nicht einen Toten?

Frau: Er hatte auf die Streikenden geschossen.

1. Polizist: Als sie ihn entwaffnen wollten.

2. Polizist: Sie wollten alle entwaffnen!

Frau: Sie haben alle entwaffnet. Die Verlesung des Dekrets über den Belagerungszustand wurde verhindert. Zwei Autos mit MGs fuhren vor, schußbereit. Sie waren überrumpelt, ehe sie sich's versahen.

2. Polizist: Terror.

1. Polizist: (aufs Äußerste empört) Die Aufrührer hielten sogar das Rathaus besetzt!

Frau: Sie zogen zum Bahnhof, denn es hatte geheißen, fremde Truppen seien angekommen.

2. Polizist: Regierungstruppen.

Frau: Sie empfingen die vielen Tausende mit Feuer aus ihren MGs. Es gab ein Blutbad; zwei Tote, acht Verwundete.

2. Polizist: Die Aufrührer warfen Handgranaten!

Frau: Sie wehrten sich. Die Sicherheitskompanie verließ die Stadt.

1. Polizist: Ein Zustand äußersten Notstands! Das ganze Land in Gefahr! Überall Aufruhr. 16 Tote. Aber mit fester Hand befriedete die Regierung das Volk. Spartakisten und Kommunisten kamen ins Loch.

Frau: In Esslingen organisierten sich die Arbeiter selbst.

1. Polizist: Allweil der Reihe nach. Erst einmal Stuttgart. Der Wahnsinn! Dann waren die Hände für Esslingen frei.

Frau: Die Regierung hat uns belogen.

2. Polizist: Im Krieg ist alles erlaubt.

Frau: Im Krieg? Es war ein Streik!

1. Polizist: Es war eine Kriegserklärung. Diktatur und Terrorherrschaft. (Nimmt ein anderes Flugblatt) Ich zitiere: „Einem groben Schwindel sind die Arbeiter zum Opfer gefallen ... Besonnene Männer wurden von den Schreien mundtot gemacht ... Die ungeheure Schuld trifft die Streikhetzer. Aber auch die Arbeiter sind schuldbeladen, die gegen den Wahnsinn sich nicht aufgelehnt haben.“

Frau: Nein!!

2. Polizist schlägt sie.

Frau (sehr klar): Am sechsten Streiktag, in der Nacht vom Samstag auf Sonntag, erschienen große Truppenteile in Esslingen, fielen über Stadt und Streikende her, töteten vier Genossen, verhafteten viele.

1. Polizist: Ruhe und Ordnung waren wieder hergestellt.

Frau: Verbrecher.

Frau wird von den Polizisten zusammengeschlagen.

Die Gleichsetzung von Kultur mit Kunst ist passé. Allenthalben stößt man auf Kollegen, die — einem das Wort aus dem Munde nehmend — zitieren: „Kultur ist, wie der ganze Mensch lebt.“ H. P. Piwitt hat im *Literaturmagazin* 5 die Formel gegen etwaige Mißverständnisse erweitert: „... wie der Mensch lebt und arbeitet.“ Vollkommen einverstanden. Das beifällige Kopfnicken zu solcherart Formulierungen sollte aber kein Ersatz dafür sein, aus der Verabschiedung des bürgerlichen Kulturverständnisses in seiner traditionellen Fassung nun auch Konsequenzen zu ziehen.

Eine Sorge ist vollkommen überflüssig: Der Bereich herkömmlicher Kulturarbeit und Kunstvermittlung wird dadurch in seiner Bedeutung nicht gemindert. Für „statt/oder“-Diskussionen ist hier kein Platz. Schließt schon das bestehende Kunst-Publikum Angehörige der Arbeiterklasse nicht aus¹, so gibt es erst recht gute Gründe zur Annahme, daß sich über kurz- und mittelfristig erreichbare Verbesserungen in Inhalt und Struktur der eingeführten Kulturangebote das lohnabhängige Publikum erweitern läßt. Wo Dezentralisierung Kunst und Beteiligungsmöglichkeiten in die Wohngebiete bringt, wo das Engagement der Kulturarbeiter an der Seite der Lohnabhängigen wächst, wo gar solche Tendenzen sich verbinden mit eigenen kulturellen Initiativen der Arbeiterbewegung, da zeichnen sich Perspektiven neuer Beziehungen zwischen professioneller Kunst und Werktätern ab — hierzulande, außer beim UZ-Pressefest, noch kaum vorstellbar, anderwärts schon voller Leben, und das von der Roten Toskana bis nach Finnland.

Aber bleiben wir auf dem Teppich und in der Bundesrepublik! Unsere Museen-tempel dienen vielleicht den Musen nach ihrer Vertreibung aus den Schulen als Fluchttort; sie locken gegenwärtig sicher erst kleine Gruppen von Industriearbeitern an. Soeben meldet der Museumsverband für 1976 neuen Rekord mit mehr als 24 Millionen Besuchern in 2000 Museen. 1972 registrierten allein die 130 Museen in den 12 Gemeinden mit mehr als einer halben Million Einwohnern (einschließlich Westberlin) jedoch über die Hälfte aller Besucher (54 Prozent); jenseits der Großstädte beginnt die Kulturwüste der Provinz, aus der fast nur die aktiven Angehörigen höherer Bildungsschichten ausbrechen. Und die herrschenden Politiker und industriellen Bundesverbände zeigen keine Neigung, die finanziellen und personellen Voraussetzungen für die Breitenarbeit mit Theater, Musik, Bildender Kunst auch nur geringfügig zu verbessern. Wie schön, daß sich da jemand findet — nicht irgend jemand, sondern der Erste Vorsitzende der „Kulturpolitischen Gesellschaft“, Studienleiter der Evangelischen Akademie Loccum und SPD-Bundestagsabgeordnete Dr. Olaf Schwenke —, der uns die guten Seiten solchen Kulturabbaus aufweist. Schwenke legitimiert sich dafür durch sein unerschrockenes Bekenntnis zum Sozialismus — nicht zu irgendeinem abstrakten Sozialismus an sich, sondern ganz konkret zum „Ziel einer freien sozialistischen humanen Gesellschaft“.² Von dieser Warte aus er-

¹ Vgl. Kaspar Maase, Kultur als Politik betrieben, *kürbiskern* 2/1976, S. 52 ff.

² Olaf Schwenke, Die Rolle der Kultur in der Bundesrepublik Deutschland, *Vorgänge* 24, 1976, S. 54.

kennt er: ausgetrocknet wird hierzulande, „in dieser massenhaft kleinbürgerlich bestimmten Gesellschaft, nichts als Bürgerkultur“.³ „Sie ist in ihrer moralischen, intellektuellen und ästhetischen Gestalt für keine Gesellschaftsgruppe mehr relevant.“⁴

Schwenke ist nicht der erste Wunderdoktor, der der Kunst den Totenschein ausstellt. Allerdings ist seine Diagnose der Todesursache dem letzten Trend angepaßt. Denn wer ist schuld daran, daß alternative „eigenständige proletarische Kulturansätze“ bei uns nicht blühen konnten wie weiland 100 Blumen?! Vor allem die „an Kulturprozessen als Emanzipationsmittel offenbar desinteressierten Arbeiterparteien und Gewerkschaften“.⁵ Nun liest Schwenke nicht etwa den reformistischen Kräften die Leviten, die konkret Bildungsprivilegien, Ausbildungsmisere, Lehrstellenabbau oder den Numerus Clausus bei den Volkshochschulen verwalten oder gar verantworten; er bringt vielmehr den gesamtdeutschen Bochumer Initiativsound so richtig zum Klingen, steckt die in DDR und BRD herrschenden Kleinbürger von SED und SPD — ausgenommen selbstverständlich das eigene Abgeordnetenmandat — in einen Sack, schnürt zu mit einigen Mehringzitaten und beweist so aufs Bündigste, daß bis zur Schwenkeschen Kulturwende die Arbeiterklasse von ihren Organisationen stets kulturell verkauft wurde.

Jetzt sollen wir uns vom aufrechten Häuflein „einiger Sozialdemokraten und Liberaler“, die allein linke Kulturpolitik vertreten⁶, ein richtig radikales Rezept verschreiben lassen: „Kommunikation, Sozialisation und Partizipation“ in Kommunikations- und Aktionszentren.⁷ Schämen sollten sich daneben die gewerkschaftlich aktiven Kollegen, die gegenwärtig viel Mühe verwenden auf Erarbeitung, theoretische Verankerung und Praxis einer kulturpolitischen Programmatik, in der Erhalt und Ausbau, Demokratisierung und Popularisierung des bestehenden Kultursystems zusammengehen sollen mit wesentlicher Verstärkung soziokultureller Aktivitäten — unter den Zielstellungen „Persönlichkeitsbildung der Bürger“ und „Kommunikation nicht als Selbstzweck, sondern als notwendige Hilfe bei der praktischen Aneignung und Veränderung der Lebensbedingungen der Bevölkerung“.⁸

Halten wir Schwenkes Fazit fest: Arbeiterparteien und Gewerkschaften haben sich historisch (Franz Mehring!) und gegenwärtig (Ruhrfestspiele!) für den Aufbau alternativer Kultur disqualifiziert, wir müssen die Utopie einer freisozialen humanliberalen Soziokommunikationskultur gegen die Kleinbürger in Ost und West ertrotzen. Das heißt auch: Klassenfronten, Herrschaft und Unterdrückung in der Kultur sind kalter Kaffee, selbst politisch alternativ Gedachtes versinkt im Morast der bürgerlichen Repräsentationskultur. So ergeht es auch Künstlern aus der Arbeiterschaft: ihre Produkte sind gleichfalls „bourgeois“, wenn sie traditionelle Repräsentationsformen wählen, statt sie aufzubereiten „für die

³ Ebenda, S. 44.

⁴ Ebenda, S. 51.

⁵ Ebenda, S. 44.

⁶ Ebenda, S. 52.

⁷ Ebenda, S. 54.

⁸ Beiträge der Gewerkschaft Kunst zu einem kulturpolitischen Programm der DGB-Gewerkschaften, Beilage zu Bühnengenossenschaft 2/1977, S. 5, 10. — Zur Praxis gewerkschaftlicher Kulturarbeit vgl. die Beiträge in *tendenzen* 112 und 113, 1977.

notwendigen Kreativitäts-Innovationsprozesse“.⁹ Also: Nichts ist es mit der Arbeiterkultur!

Erfreulicherweise gibt es hierzulande von seiten der Wissenschaft auch ernstzunehmende Beiträge zur Kultur der Arbeiterklasse. Z. B. Michael Vester¹⁰, der sich allerdings nicht mit den Diskussionsansätzen aus der Bundesrepublik auseinandersetzt, sondern seine Thesen vor allem aus Konzepten der englischen New Left entwickelt hat. In welcher Weise in den letzten Jahren Kulturtheoretiker aus der Sowjetunion und der DDR ihr Interesse auf die Beziehungen zwischen Lebensbedingungen, Lebensweisen und Individualentwicklung richten¹¹, scheint Vester allerdings unbekannt; sonst könnte er nicht immer wieder den Papplkameraden eines „szenitivierten Marxismus“ aufstellen, um ihn als repräsentativ für die Borniertheit der Wissenschaft im Sozialismus abzufertigen. Vester stellt seine Gedanken unter die polemische Losung „Was dem Bürger sein Goethe, ist dem Arbeiter seine Solidarität“.¹² Damit zielt er gegen einen noch immer kunstzentrierten Kulturbegriff auf sozialwissenschaftliches Verständnis: Kultur als eine ganze Lebensweise. Im Mittelpunkt seines Interesses stehen die soziokulturellen Wertesysteme, das Gesellschafts- und Selbstbild der Arbeiter; von deren Produkten sind Organisation und Theorie der Arbeiterbewegung weitaus bedeutsamer als herausgehobene „Werke“. Damit hat Vester hundertmal recht gegenüber allen Versuchen, die Kultur der arbeitenden Menschen allein über ihre Beteiligung an Kunstproduktion und Kunstrezeption zu erfassen. Er hat selbstverständlich auch recht gegenüber allen, die — wie Schwencke — sich keinen Deut um das scheren, was die Lohnabhängigen heute denken und tun („alles kleinbürgerlich!“) und ihnen eine völlig neu zu erfindende „alternative Kultur“ servieren wollen.

Sozialwissenschaftliches Herangehen bedeutet, zunächst einmal empirisch zu konstatieren, wie die Kultur der Arbeiterklasse heute aussieht, wie verschiedene Gruppen und Schichten der Lohnabhängigen heute leben, welche Normen, Werte, Bedürfnisse, Fähigkeiten, Kenntnisse, Erziehungspraktiken sie entwickeln, welche Freizeitaktivitäten für sie welche Bedeutung haben, wie ihre Verhaltensdispositionen gegenüber betrieblichen Erfahrungen, politischen Herausforderungen oder Kunstangeboten aussiehen, wo, wie und worüber sie sich unterhalten.

In der Kultur (Lebensweise) der Arbeiterklasse haben selbstverständlich auch Kunstrezeption und kulturelle Aktivitäten (Literatur-, Grafik- und Fotowerkstätten, Gesangvereine, Laientheater, Song- und Spielgruppen) einen Platz. Und da man es in der Kunstproduktion und -aufnahme mit ideologisch qualifizierbaren Inhalten zu tun hat, liegt es nahe, diesen Bereich bei der Betrachtung in

⁹ Schwencke, a.a.O. S. 44.

¹⁰ Michael Vester, *Was dem Bürger sein Goethe, ist dem Arbeiter seine Solidarität, Ästhetik und Kommunikation* 24, 1976, S. 62 ff.

¹¹ Vgl. etwa Dietrich Mühlberg, *Zur Diskussion des Kulturbegriffs*, *Weimarer Beiträge* 1/1976, S. 5ff.; Irene Dölling, *Biologische Konstitution und sozialistische Persönlichkeitsentwicklung*, *Weimarer Beiträge* 11/1974, S. 97 ff.

¹² Mir scheint diese Parallelsetzung nicht sehr glücklich und letztlich Ausdruck einer Fehleinschätzung der zerstörerischen großbürgerlichen Erbe-Rezeption. Es stünde ja schlimm um die Arbeiter, wenn sie mit ihrer Solidarität so umgingen wie die Bürger (zu denen ja wohl nicht jeder Goethe-Leser als solcher schon zählt!) mit ihrer Klassik!

den Vordergrund zu stellen und daraus scheinbar eindeutige Schlüsse abzuleiten, ob und inwieweit das Kulturverhalten der Arbeiterklasse den Ansprüchen interessenbezogenen Handelns und sozialistischen Bewußtseins entspricht. Dieser Maßstab ist ungenügend; seine alleinige oder vorrangige Anwendung führt zu Fehlschlüssen.

Kritische Wissenschaftler haben das Reaktionäre in den ideologischen und verhaltensorientierenden Botschaften breit aufgenommener Medienprodukte (Fernsehen, Massenlektüre, Werbung) treffend herausgearbeitet; der Irrtum beginnt dort, wo solche Erkenntnisse mechanisch auf das Bewußtsein der Rezipienten projiziert werden — so, als habe die Bewußtseinsindustrie Allgewalt im Hirn der Arbeiter und Angestellten. Die Gleichsetzung von isoliert herausgefilterter Medienideologie mit Massenbewußtsein wird nicht nur durch die diesbezügliche Abstinenz der etablierten Wirkungsforschung gefördert, sondern auch durch unsere mangelhafte Kenntnis der Funktion einzelner Elemente im Gesamtkomplex der Lebensweise der Lohnabhängigen. Aus dem ersten Irrtum folgt die verbreitete pauschale Qualifizierung des Verhaltens und Bewußtseins der Arbeiterklasse als kleinbürgerlich — von „links“ meist verbunden mit dem ausdrücklichen oder eingeschlossenen Vorwurf, an sich müßten die Ausgebeuteten ja ganz anders denken und handeln.

Solche Kritik ist zwiespältig. Sie kann Veränderung der Verhältnisse anstreben; sie kann aber auch bloß folgenloses Ergebnis einer ziemlich voluntaristischen und idealistischen Einschätzung dessen sein, was im Rahmen der gegenwärtigen, letztlich durch die entwicklungshemmenden Bedingungen kapitalistischer Lohnarbeit bestimmten Lebensweise und beim gegebenen Stand der Klassenkämpfe für große Teile der Klasse realisierbar ist.¹³ Theater, Konzert, Besuch einer Buchhandlung und Auswahl guter Lektüre stehen aus vielen Gründen, vor allem aus objektiven Gründen, oft noch außerhalb ihrer Lebensweise. Was kann man als solche Faktoren nennen, deren Wirkung möglichen bewußten Entscheidungen des einzelnen vorausgeht? Die jeweils nachwachsende Generation wird in der Familie sozialisiert in eine Lebensweise, zu der die genannten Verhaltensformen nicht oder kaum gehören. Wo die Schule (für Arbeiterkinder: Haupt- und Berufsschule!) überhaupt noch Erfahrungen, Orientierungen, Verhaltenshilfen für diese Kulturbereiche zu vermitteln versucht, findet dies meist unter Bedingungen statt, die die Ausbildung eines positiven inneren Bezugs nicht fördern, sondern blockieren: Pflichtlektüre als Teil gehaßten Leistungsdrucks.

Schulische und familiäre Sozialisation perpetuieren aber nicht einfach Unkenntnis, die bei gutem Willen von allen Seiten zu überwinden wäre. Lebensweise der Eltern wie der in die Berufstätigkeit Nachrückenden sind Reaktion auf den Druck außerordentlich hoher psychophysischer Arbeitsbelastungen. Unter diesen Bedingungen ist die konstruierbare Alternative „Fernsehen oder Theaterbesuch“ überhaupt nicht real — vor allem, wenn man sie genauer betrachtet. Fernsehen erfordert keine weitere körperliche Mühe, es ist in der bekannten Umgebung

¹³ Die Arbeiterklasse ist in sich stark differenziert. Je nach Qualifikation, Bildungsstand, Art der Arbeitstätigkeit, konkretem beruflichem und sozialem Milieu ist auch das Kulturverhalten unterschiedlich. Die folgenden Überlegungen beziehen sich auf Arbeiter und einfache Angestellte, die den Großteil der Klasse bilden und weitgehend aus dem etablierten Kulturreislauf herausfallen.

mit anderen Tätigkeiten (Mahlzeiten, Unterhaltung, Zeitunglesen, Rauchen, Trinken, Abschlaffen) zu verbinden und verspricht für den nächsten Tag Gesprächsstoff mit Arbeitskollegen und Nachbarn. Der Theaterbesuch (normalerweise in der Innenstadt) kostet Geld, Mühe, Fahrzeit, Zurechtmachen, Konfrontation mit nicht vertrauten Verhaltensvorschriften (Kleidung, Applaus), die zugleich eine Absonderung von der eigenen Bezugsgruppe bedeuten.

Von den Inhalten war noch gar nicht die Rede: Selbst von den Angeboten, denen objektiv ein Nutzen für arbeitende Menschen innewohnt, greifen die wenigsten ihre unmittelbaren Probleme und Verständnisgewohnheiten auf. Ausnahmen bestätigen die Regel: Franz Xaver Kroetz und Therese Giehse haben mit „Weitere Aussichten“ Millionen Fernsehzuschauer erreicht. Aber auch dann: Wie soll der Arbeiter, der nicht die UZ liest, erfahren, daß auch ein Theaterabend mit Kroetz' „Sterntaler“ etwas für ihn sein könnte? In den von Lohnabhängigen vorwiegend genutzten Kreisen massenmedialer und persönlicher Kommunikation wird ein Bild von Gegenwartskunst gezeichnet, das nur das Vorurteil bestätigen kann: „Was soll das? Das ist doch nichts für uns!“ Nicht ohne Grund wird hier immer noch „Picasso“ als Inbegriff für die Unverständlichkeit „moderner Kunst“ vorgestellt — und bald wird Beuys dank der bürgerlichen Medien diesen Platz einnehmen. Wenn ein Arbeiter zufällig oder aus Interesse ins Feuilleton der großen Presse oder an ein TV-Kulturmagazin gerät, wo über Brendels Anschlag oder de Marias Documenta-Loch Tiefsinn verbreitet wird — was sollte ihn abbringen von der Einstellung, die Gegenwartskunst sei großenteils Mißachtung und Verhohnepipelung seines gesunden Menschenverstandes, zumindest aber völlig unzugänglich für ihn? Dort wird selbst Realismus sterilisiert.

In Anbetracht dieser Umstände muß man sich vor eindimensionalem Urteil hüten. Dieses „Das ist nichts für uns!“ widerspiegelt ja in gewisser Weise die kulturelle Klassenspaltung, konfrontiert — in unentwickelter Form — kulturelle Angebote mit der Frage, wem sie nützen, und ist Ausdruck eines Bildes der Gesellschaft als in oben und unten geteilt, wobei es keine für beide Teile verbindlichen und verbindenden „ewigen Kulturgüter“ gibt.

Ich will nicht die Enthaltung von allem etablierten Kunstangebot zum Ausdruck von Klassenbewußtsein aufwerten; das einfache Faktum kann mit verschiedensten Einstellungen zusammengehen — auch mit relativ hoch entwickeltem politischem Klassenstandpunkt, der dann früher oder später über Zeitungslektüre und Veranstaltungsbesuch doch auch die Kunstabstinent aufbricht. Der Verweis darauf, daß wichtige Lebensbedingungen und Sozialisationsergebnisse der Lohnabhängigen anspruchsvolle Kunstrezeption hemmen, legt also keineswegs Bedeutungs- und Erfolglosigkeit oder gar negative Wirkung von Versuchen nahe, arbeitendes Publikum mit fortschrittlicher realistischer Kunst zusammenzubringen. Schon in der gegenwärtigen Lebensweise der Arbeiterklasse spielt die Befriedigung ästhetischer Bedürfnisse eine nennenswerte Rolle (Romanhefte, Fernsehspiele, „Volkstheater“, Filme); es gibt also Voraussetzungen, für Persönlichkeitsentfaltung und Realitätsbewältigung Produktives sich anzueignen. Und auch die Hindernisse für die Teilnahme an anspruchsvollen Kunstformen sind ja

nicht als auswegloser Zirkel zu verstehen — etwa im Sinn einer soziologischen 5-Prozent-Klausel für den Arbeiteranteil am Kunstmobilum. Wenn auch die großen Proportionen nur im Prozeß grundlegender sozialökonomischer Umgestaltungen sich verschieben werden — in jedem Einzelfall ist die Erweiterung des Handlungsräums möglich, und die Herausforderungen dazu mehren sich.¹⁴

Unter diesem Gesichtspunkt scheint es mir nicht erlaubt, wie Vester die Rolle von Kunst bei der Entwicklung der Kultur der Arbeiterklasse auszuklämmern. Wir gewinnen vielmehr realistische Maßstäbe für die Bewertung dessen, was auf diesem Gebiet schon stattfindet. Mit Tourneen und Schallplatten erreichen Floh de Cologne und Lokomotive Kreuzberg, Süverkrüp, Degenhardt und Kittner zigtausende Arbeiterjugendliche. Die Lesungen von Lutz Görner und Rolf Linnemann mit Texten von Heinrich Heine und Roman Ritter, Brecht oder Tucholsky sind in den Gewerkschaften auf Monate hinaus ausgebucht. Die Lektüre von Werkkreis-Bändchen, sozialistischen Klassikern und Gegenwartsautoren der Kleinen Arbeiterbibliothek macht immer mehr Kollegen zu Propagandisten für Nutzen und Genuss solcher Literatur.

Schon beim gegenwärtig niedrigen Stand der Klassenkämpfe hat sich ein recht vielfältiges Spektrum produktiver Kunstrezeption vor allem in den fortgeschrittenen Teilen der Arbeiterklasse herausgebildet; unter veränderten Lebensbedingungen — das heißt in erster Linie: verbesserten Kampfbedingungen — können wirklich erhebliche Teile der Klasse hier aktiv werden. Denn die Frage, wie weit fortschrittliche Kunstrezeption in die Lebensweise einbezogen wird, hängt in gewissen Grenzen von Faktoren ab, die die Arbeiterbewegung und ihre Organisationen mittelbar und unmittelbar beeinflussen können: Die Ausbildung produktiver Rezeptionsfähigkeiten im Bildungssystem oder die bessere Zugänglichkeit und demokratische Profilierung der öffentlichen und betrieblichen Kultureinrichtungen beispielsweise sind Ziele gewerkschaftlicher Kulturpolitik.

Vor allem jedoch sind die Arbeiterorganisationen äußerst wirkungsvoll in der Erweiterung des Handlungs-, Erfahrungs- und Bedürfnisraums auch gegenüber Kunst — gerade, wo sie in der Vertretung der ökonomischen, sozialen und politischen Interessen der Lohnabhängigen als eigene und hilfreiche Einrichtungen akzeptiert werden. Konkret: Wieviele der 4000 Besucher der Arbeiterkonzerte der DKP 1976 wären in ein Konzert gegangen, das nicht von dieser Partei veranstaltet, nicht von Genossen und Kollegen propagiert wurde? Wieviele der Kollegen, die über den DGB eine geschlossene Vorstellung der „Gewehre der Frau Carrar“ am Vorabend des 1. Mai 1976 in München besuchten, gingen sonst ins Theater? Wieviele Arbeiter trauten sich an Tiepolo oder Altdorfer heran bevor die Gewerkschaft mit großem Anklang Führungen durch die Pinakothek organisierte?

Entscheidend ist nicht die einmalige Veranstaltung, sondern die Tatsache, daß die Organisation aufgrund der Identifikation und des „Vertrauensvorschusses“ der Mitglieder Barrieren überwinden und ein Kunsterlebnis herbeiführen kann, das in nicht wenigen Fällen Vorurteile abbaut, Spaß macht, Interessen

¹⁴ Zur Funktion der Auseinandersetzung mit dem Erbe vgl. jüngst Richard Hiepe, Die Aktualität des Erbes, in: Richard Hiepe, Die Taube in der Hand, München 1976, S. 115 ff.

weckt. Auch weiterhin spielen dann mit der Organisation verbundene Zugangsformen wie die Ruhrfestspiele, Pressefeste, Organisationsveranstaltungen, Kartonverkauf im Gewerkschaftshaus, Empfehlungen in der Organisationspresse, Büchertische bei Tagungen, Einbeziehung in Bildungsveranstaltungen eine wesentliche Rolle, damit sich Bedürfnisse stabilisieren und schließlich selbständige, bewußte Wahl kultureller Aktivität stattfindet.

Über die Rezeptions- und Aktivitätsformen hinaus, die das Bürgertum allein als kulturell anerkennt, erschließt sich eine Vielzahl von Tätigkeiten mit eindeutig ästhetisch-künstlerischer Funktion in Kreisen der Lohnabhängigen. Um noch in der Nähe des Gewohnten zu bleiben: In Hunderten von Amateurbands und Tanzmusikkapellen musizieren Tausende junger Arbeiter und Angestellter; weit höher noch ist die Zahl derer, die ein Instrument wie Gitarre oder Akkordeon beherrschen und bei den verschiedensten Gelegenheiten (Feiern, Beisammensein, Wandern) spielen — Schlager, Folklore, aber auch Lieder, die zum Teil kollektives Produkt der Arbeiterklasse sind.¹⁵

Bei entsprechenden Ausstellungen von Betrieben oder Gewerkschaften zeigt sich plötzlich die Vielzahl der Laienkünstler. Das Heer der Steckenpferdrei, Sammler und Tüftler, Heimwerker und Bastler verfügt über eine breite Palette von Kenntnissen und Fähigkeiten, die auf beruflichen Leistungen aufbauen oder/und deren Einseitigkeit kompensieren und viele positive und produktive Funktionen haben: Anlaß zu Kommunikation und Austausch, selbstbestimmte Nutzung der eigenen Fähigkeiten, bedürfnisgerechte Gestaltung der eigenen Umwelt, Erweiterung der Erfahrungen, des Wissens und der Fähigkeiten in neuen Bereichen als Grundlage für Sachautorität und Selbstbewußtsein, auch für ein intensiveres und ästhetisch sensibleres Verhältnis zu bestimmten Bereichen der Umgebung (Materialkenntnis, technisches und naturwissenschaftliches, heimatkundliches und historisches Verständnis, angemessene Würdigung fremder Leistungen usw.).

Nehmen wir ein Beispiel, den Arbeiter, der sich zum Fachmann für die Geschichte der Dampflokomotiven entwickelt, Zeugnisse sammelt, Modelle baut. Die Beschäftigung mit den technischen, wirtschaftlichen, sozialen und ästhetischen Aspekten dieses kulturhistorischen Gegenstands kann doch den Blick auf die Schöpferkraft der arbeitenden Menschen und die geschichtlichen Entwicklungskräfte in einer Weise öffnen, die — an ihrem Material — sicher nicht hinter der des akademischen Theaterplatzabonnenten zurücksteht, der jeweils seinem Feuilleton entnimmt, was er von der letzten Aufführung zu halten hat. Solche Kontrastierung muß jedoch insgesamt in Frage gestellt und überwunden werden. Im Rahmen eines statischen und rein technokratisch-funktionalistischen Gesellschaftsmodells kommt man sonst zu folgender Konsequenz: Wenn beispielsweise die Fußballfachsimpelei zweier Arbeiter für sie die gleichen Effekte in Richtung Kommunikation, Erwerb und Vorführen von Kenntnissen, Befriedigung von Schönheitsbedürfnissen, Selbstbestätigung hat wie für Leute aus anderen Schichten das Party-Geplauder über die letzte Entdeckung von Jo-

¹⁵ Vgl. „Über meinen Opa und Lieder, die wir im Ruhrgebiet sammeln“, UZ vom 23. Dezember 1976.

achim Kaiser, dann kann doch jeder mit dem zufrieden sein, was er hat und tut; kein intellektualistischer Kulturkritiker soll die Arbeiter unzufrieden machen mit dem, was sie unter ihren Lebensbedingungen brauchen und woran sie sich erfreuen!

Kultur ist aber keine Frage der Freizeit-Befriedigung. Ihr Maßstab ist letztlich, wie es den Menschen gelingt, die eigenen Lebensbedingungen bewußt so zu gestalten, daß sie die Individuen zur Ausbildung und Betätigung einer Vielfalt von Bedürfnissen, Fähigkeiten, Beziehungen und Genüssen anregen. Da in unserer Gesellschaft Gestaltung und Entwicklung der Arbeits- und Lebensbedingungen primär an den Kriterien von Profit, Konkurrenz und kapitalistischer Systemerhaltung orientiert werden, ist das kulturelle Kernproblem die Erringung der politischen Macht der Arbeiterklasse, um Wirtschaft und Politik entsprechend ihren Bedürfnissen zu lenken. Die Befähigung zu Erkenntnis und Verwirklichung der eigenen Interessen erweist sich als wesentlicher Maßstab für die Kultur der Arbeiterklasse. „Kultur hat, wer Herr seiner Sinne, seines Interesses, seiner Werkzeuge ist.“¹⁶

Wo werden denn in den Lebensverhältnissen der Lohnabhängigen die Qualifikationen vermittelt, die dafür verlangt sind? Hier wird ein Gebiet entscheidend, das in den freizeitorientierten Beglückungsmodellen ausgeblendet bleibt: Arbeit und Betrieb. In der kapitalistischen Lohnarbeit und für sie werden die entscheidenden Qualitäten, Kenntnisse, Fähigkeiten und Einstellungen erworben, die die Arbeiterklasse spezifisch charakterisieren. Über die Vernichtung und Fehlleitung von Persönlichkeitsentwicklung durch Entfremdung und Ausbeutung gibt es eine Menge einschlägiger Untersuchungen;¹⁷ sie zeichnen das kulturerstörende Wesen des heutigen Kapitalismus in erschreckender Weise nach. In der Wirklichkeit durchdringen sich diese Tendenzen jedoch mit anderen, entgegengesetzten: die Lohnabhängigen erwerben konkrete berufliche und soziale Qualifikationen als produktiv Tätige, hochentwickelte technische Systeme Bedienende und Kontrollierende, in der Arbeit Kooperierende.

Die Solidarität, die Vester als Kernpunkt der Kultur der Arbeiterklasse heraustellt, basiert doch gerade auf der Erfahrung der wesentlichen Gleichheit der Situation der Lohnabhängigen gegenüber dem Kapital und auf der im Kampf und Zusammenschluß mühsam und stets neu zu gewinnenden Einsicht, daß nur gemeinsam Verbesserungen durchzusetzen sind. Damit wird es möglich, der Entfremdung gezielt entgegenzuwirken. Denn in dem Maß, in dem der Arbeiter „zu echtem Klassenbewußtsein gelangt, nimmt er sein Los nicht mehr passiv hin, sondern verbindet sein individuelles Geschick bewußt mit dem seiner Klasse. Sein Leben ist für ihn nicht mehr etwas Fremdes, von außen Aufgezwungenes; er wird nach und nach selbst zum Erbauer, zum wahren Herren seines Lebens. Klassensolidarität und persönliche Freiheit gehen somit Hand in Hand.“¹⁸

¹⁶ Hermann Peter Piwitt, Anstelle eines Vorworts: 11 Thesen zum Vergehen von Hören und Sehen, Literaturmagazin 5, Reinbek 1976, S. 9.

¹⁷ Vgl. jüngst Leithäuser/Heinz (Hrsg.), Produktion, Arbeit, Sozialisation, Frankfurt/M. 1976.

¹⁸ Der staatsmonopolistische Kapitalismus, Frankfurt/M. 1972, S. 161.

Die Gleichheit der Abhängigkeit, die Disziplin gegenüber dem Maschinenregime, die vom Kapitalinteresse organisierte Kooperation, die zur optimalen Ausbeutung der Arbeitskraft vermittelten Kenntnisse und Fähigkeiten bis hin zu Einblicken in die Produktionsleitung, das ausgeprägte Gefühl für berufliche Leistung und soziale Nützlichkeit, das Wissen um die Unverzichtbarkeit ihrer Arbeit werden — je mehr sie für die eigene Organisation und im eigenen Kampf eingesetzt werden — zu entscheidenden Elementen des Selbstbewußtseins und der Kraft der Arbeiterklasse: sie stellen Grundmomente ihrer Kultur dar. Verwendet man den Begriff im wertenden Sinn, dann ergibt sich die spezifische Leistungsfähigkeit des Proletariats nicht einfach als Summierung der (äußerst bedeutsamen!) Qualitäten der Klassenindividuen, sondern letztlich durch die kollektive Potenz zur Bewältigung ihrer Lebensbedingungen. „Die Herausbildung der Ideologie, der solidarischen Wertmuster und der Organisationen der Arbeiterbewegung ist die unmittelbare Konsequenz ihrer Stellung als herrschaftlich unterdrückter Produzent des gesellschaftlichen Reichtums.“¹⁹

Gerade vom Standpunkt der Unterdrückten aus geht es nicht um Verklärung des bestehenden Zustands, sondern um seine historische und materialistische Analyse als Vehikel seiner Überwindung. Die führt unter anderem zur Erkenntnis der über Jahrtausende ausgebildeten Trennung und Entgegensetzung von Kopf- und Handarbeit; von den verschiedenen Klassen wurde in ihren Kulturauffassungen jeweils der eine oder andere Arbeitstyp positiv normiert. Intellektualismus und Sensualismus herrschender Ideologie stellen daher ebenso wenig das geschichtliche Endziel dar wie Elemente der Intellektfeindlichkeit im spontanen Verhalten der Arbeiterklasse. Die optimale Entwicklung der modernen Produktivkräfte erfordert einen neuen Typ von Produzenten, der die Kluft von Hand- und Kopfarbeit tendenziell ebenso aufhebt wie den Widerspruch von Sinnlichkeit und Produktion.

Dem stehen die Prinzipien kapitalistischer Rentabilität und Systemerhaltung als massenhafte Qualifikations- und Wissensverweigerung entgegen. In ihrem Emanzipationskampf versucht also die Arbeiterklasse, durch Ausweitung der geistigen Elemente ihre Arbeitskraft zu verbessern und die Kompetenzen zum erfolgreichen Einsatz ihrer Mittel zu erwerben. Das hat schon jetzt Folgen für die produktive Aneignung des von den Herrschenden jahrhundertelang isoliert entwickelten Reichs der geistig-sinnlichen Kultur; die Bedingungen für einen massenhaften Vollzug dieses Prozesses werden aber erst auf dem Weg zum Kommunismus geschaffen. Unter dieser Perspektive zeigt sich jedoch im Festschreiben von Fußball-Fachsimpelei einerseits, Theater-Abo andererseits die Wirkung herrschenden Klasseninteresses.

Michael Vester konzentriert seine Überlegungen auf die Herausbildung soziokultureller Wertmuster bei den Klassenindividuen — beginnend mit der frühkindlichen Sozialisation. Dieses Erklärungsmodell stellt der Autor dem „orthodoxen Marxismus“ entgegen, der „zum Begreifen von Klassenlernprozessen“

¹⁹ Wulf D. Hund, Dieter Kramer, Für eine materialistische Theorie der Kultur, SOPO 29, 1974, S. 15. „Unmittelbar“ ist hier wohl nicht im Sinn von automatisch, unvermittelt gemeint, sondern betont die unaufhaltsame Notwendigkeit des andauernden, auch Rückschläge überwindenden Prozesses der Entwicklung zur „Klasse für sich“.

angeblich „vom Idealbild rationalen Klassenbewußtseins“ ausgeht.²⁰ Vester hätte recht gegen Vorstellungen, die den Erwerb von Klassenbewußtsein mit der Aneignung naturwissenschaftlicher oder technischer Kenntnisse parallelisieren — unter Leugnung der Einsicht, daß Klassenbewußtsein erwerben normalerweise für den Lohnabhängigen heißt: sein Leben ändern. Der Marxismus als Theorie und Praxis des proletarischen Klassenkampfs kann jedoch nicht durch angewandte Sozialpsychologie ersetzt werden.

Im „Idealbild rationalen Klassenbewußtseins“ sind die handlungs- und erkenntnisleitenden Grundsätze zusammengefaßt, die die klassenbewußten Lohnabhängigen zur erfolgreichen Führung des Kampfs für die Überwindung des Kapitalismus brauchen. Sie stellen das Ziel aller Überzeugungsprozesse dar, die in ihrem Verlauf und ihrer Anlage selbstverständlich durch komplexe soziokulturelle Gegebenheiten beeinflußt und gesteuert sind. Für die Brechung der Kapitalmacht zählt aber nur das — wie immer motivierte — politisch wirksame Handeln — gleich, unter welchen (auch deformierten) persönlichkeitsstrukturellen Bedingungen. Das heißt nicht, daß die Arbeiterbewegung im Kampf um Bildungsreform und in den Bildungs- und Erziehungsprozessen der eigenen Organisationen darauf verzichtet, autoritären Sozialisationsmodellen entgegenzutreten. Aber sie strebt keine Sozialisationsreform, sondern die politische Macht an; und daher bildet die politische Kultur der Arbeiterklasse (Organisationen, Klassenstandpunkt, Kampferfahrungen, politisches Wissen, Einsatzbereitschaft und Disziplin, solidarisches und kluges Kampfverhalten, Lernfähigkeit) das Herzstück ihrer gesamten Kultur.²¹

Die Herausbildung politischer Kultur ist aber praktisch nicht zu isolieren von der alltäglichen Lebensweise der arbeitenden Menschen, mit der die Bedingungen für Persönlichkeitsentfaltung gesetzt sind. Neben einer Vielzahl von Einzeluntersuchungen zu Sektoren des Arbeiterbewußtseins und des Freizeitverhaltens gab es in den letzten Jahren Bemühungen, die Einheit von Arbeiten, Wohnen und Freizeit als Ausdruck relativ geschlossener Arbeiterkultur zu untersuchen. Vor allem in älteren Wohnsiedlungen des Ruhrgebiets lassen sich solche Lebensformen noch nachweisen: man geht gemeinsam zur Arbeit, wuchs zusammen auf, besuchte die gleiche Schule, ist im gleichen Sportverein, es findet intensive Kommunikation statt; ein relativ ausgeprägtes Bewußtsein vom eigenen Arbeitersein, Klassenbewußtsein und klassenmäßiges Verhalten bis hin zur Entscheidung für die Wahl der Arbeiterpartei und zum antifaschistischen Widerstand haben hier ein festes Fundament über Generationen.²²

In diesen Untersuchungen, die zum Teil mit Kämpfen zur Erhaltung von Arbeitersiedlungen entstanden, wird jedoch klar ausgesprochen, daß solche relativ geschlossenen, homogenen Lebensverhältnisse dem teils politisch gezielten, teils naturwüchsigen Auflösungsdruck kapitalistischer Stadtentwicklung nicht gewachsen sind. Die große Masse der Lohnabhängigen lebt heute unter anderen Bedingungen. Auch in den Neubaugebieten gibt es ausgesprochene Arbeiter-

²⁰ Vester, a.a.O. S. 66.

²¹ Vgl. Dieter Ulle, Kulturtheoretische Imperialismusforschung, Weimarer Beiträge 8/1976, S. 20.

²² Vgl. Projektgruppe Eisenheim, Rettet Eisenheim, Bielefeld 1973; Schalke — Untersuchungen in einer Arbeiterstadt, Westberlin 1974; Heinrich Th. Breuer, Rolf Lindner, Sind doch nicht alles Beckenbauers, Ästhetik und Kommunikation 24, 1976, S. 6 ff.

wohnviertel — aber man kennt die Nachbarn nicht aus Kindheit, Schule und gemeinsamer Arbeit, mit der wachsenden Mobilität ist die Fluktuation groß, die Anlagen sind kommunikationsfeindlich, Möglichkeiten des Zusammenkommens beschränkt. Während die Arbeitsämter der Weimarer Zeit Kristallisierungskerne für Klassenaktionen waren, an denen jeweils Tausende sich versammelten, wird das Arbeitslosengeld heute aufs Konto überwiesen, die Arbeitslosen treffen sich kaum mehr. Oder: Die staatliche Konzentrationspolitik entzieht sozial relativ homogenen Sportvereinen die Basis und drängt gerade die Industriearbeiter heraus.²³

Die Beispiele ließen sich fortsetzen, die auf ein gemeinsames Zentralproblem verweisen: die Schaffung einer unmittelbaren Arbeiteröffentlichkeit. „Die Herstellung solcher Art von Räumen, in denen die gemeinsamen Interessen wahrgenommen werden können, indem die Möglichkeit besteht, über die Erfahrungen eines jeden zu sprechen und sie austauschbar auszudrücken, ist an sich schon eine wichtige Aufgabe, die die Organisationen der Arbeiterbewegung lösen müssen.“²⁴ Das betrifft die Kommunikationsmöglichkeiten in Betrieb und Gewerkschaft, Jugendverbänden und Parteien. Darüber hinaus aber gilt es zu sehen, wo Arbeiter und Angestellte, vor allem aber die Arbeiterjugendlichen, heute überhaupt zusammenkommen: In Freizeitheimen, Kneipen, Vorstadtkinos, Beatlokalen und -veranstaltungen, Sportvereinen und -veranstaltungen, in sonstigen Vereinen und Clubs, Motorradfangruppen, informellen „Blasen“ und Cliques, aber auch in Schulen, Berufsschulen und sonstigen Bildungseinrichtungen.

Viele Arbeiterhaushalte kämen finanziell nicht über die Runden, gäbe es nicht die gegenseitige Hilfe unter Arbeitskollegen und Nachbarn: Autoreparatur, Wohnungsinstandhaltung, Hilfe beim Umzug, Babysitting usw. In Neubausiedlungen tun sich Bewohner spontan zusammen und setzen Kommunikationsmöglichkeiten durch, z. B. durch Umbau für andere Zwecke vorgesehener Räume in eigener Regie für sich oder die Kinder, sie organisieren einen Betreuungsdienst usw. Damit sind solche Errungenschaften keineswegs schon automatisch Orte des klassenmäßigen Austauschs von Problemen, Erfahrungen, Initiativen und von proletarischer Bewußtseinsbildung, Orte, von denen direkt politische Aktivitäten im eigenen Interesse ausgehen — aber die Klasse deutet ihre Bedürfnisse und die Potenzen zu eigenständiger Befriedigung an. Man muß nur an die breite Bewegung für Jugendzentren oder an die Proteste der Motorrad-Fans gegen die jüngsten Prämierhöhungen der Versicherungskonzerne denken, um zu sehen, wie überall Möglichkeiten zur Erkenntnis und Wahrnehmung gemeinsamer Interessen liegen.

Klarer wird, worin der Aussagewert von Untersuchungen zur alltäglichen Lebensweise der Lohnabhängigen bestehen kann: Sie weisen hin auf die großen Proportionen in den Verhaltensweisen, die unter den gegenwärtigen Bedingungen möglich sind; sie zeigen reale und mögliche Kommunikationsformen

²³ Vgl. Heinz Laufer, Wer hat, dem wird gegeben, kürbiskern 3/1976, S. 114 ff.

²⁴ Johannes Henrich von Heiseler, Zum gesellschaftlichen und politischen Bewußtsein der arbeitenden Jugend in der Bundesrepublik, in: Arbeiterjugend — Bewußtsein und Aktion, hgg. vom Institut für Marxistische Studien und Forschungen, Dortmund 1976, S. 22.

und -gelegenheiten. Bei gewerkschaftlich und politisch Aktiven sehen das Zeitbudget für engagierte Aktivitäten und die Inhalte der Kommunikation (teilweise!) anders aus — im Rahmen der grundsätzlich übereinstimmenden Lebensweise. Das verweist darauf, wie mit der Entfaltung der Kämpfe gegen kapitalistische Bedrohung und Zerstörung der Lebensbedingungen auf allen Gebieten äußerlich gleichbleibende Strukturen der Lebensweise inhaltlich im Klassensinn geprägt und gefüllt werden.

Weil die Ausbildung der politischen Kultur der Arbeiterklasse nicht durch eine Mauer von der alltäglichen Lebensweise getrennt ist, weil sich die Lebensweise der Arbeiterklasse durch die Anforderungen der modernen Produktion und durch den Kampf um Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum ständig verändert, weil die Organisationen der Arbeiterbewegung wichtige Sozialisationseinrichtungen mit Auswirkung auf das gesamte Verhalten darstellen — deshalb sind, bei allem materialistischen Verständnis der Grenzen, die Schranken der gegenwärtigen Lebensweise überwindbar, deshalb wirkt sich die Ausweitung der Erfahrungen, Kenntnisse, Fähigkeiten, Bedürfnisse, Ansprüche, Beziehungen und Genüsse in einem Lebensbereich auf die gesamte Persönlichkeit und ihr Verhalten aus, deshalb richtet sich fortschrittliche Kulturarbeit keineswegs nur auf die Entwicklung der politischen Kultur der Arbeiterklasse.

Die Frage, welche Elemente in der gegenwärtigen Lebensweise der Arbeiterklasse kapitalistischer Unterdrückung und Enteignung der eigenen Interessen geschuldet sind und welche schon einer produktiven, das Morgen meisternden Klasse zugehören, ist nicht rein theoretisch zu entscheiden. Die vorwärtsweisenden Züge klassenbewußter Normsetzung und zukunftsgerichteter Selbstverständigung sind vor allem zu finden, wo gegen das staatsmonopolistische System und seine persönlichkeitsbedrohenden Folgen gekämpft wird, wo die arbeitenden Menschen sich für ihre Interessen organisieren und an ihren Organisationen orientieren, sie zu wesentlichen selbstbestimmten Lebensbedingungen machen, wo sie das für Interessenvertretung und politischen Kampf nötige Wissen erwerben und austauschen. Wo in einer von solchen Elementen bestimmten Lebensweise künstlerische Mittel und Produkte schöpferisch oder rezeptiv einbezogen werden, zeichnet sich die Entwicklung eines neuen, produktiven Verhältnisses von Arbeiterklasse und Kunst ab.

In diesem Prozeß ist die Kunst kein passiver Partner: „Die spezifischen, sozialen Qualitäten der Arbeiterklasse sind die herrschenden Qualitäten von morgen. Diese zu erkennen, darzustellen und zu verstärken, auch in den Bereich des Mittelstands hinein . . ., ist eine wichtige politisch-ideologische Funktion von fortschrittlichen Künstlern und fortschrittlicher Kunst.“²⁵

²⁵ Schalke . . ., a.a.O. S. 236. Im Original steht: „Um diese zu erkennen . . .“.

1. Soll und Haben

Sein Nachruhm hängt an einem Buch, das seinen Ruhm auf das Gründlichste zerstört hat. Wie Heines Wolfgang Menzel, wie Nietzsches David Strauß, fristet Pierre Joseph Proudhon das Dasein einer Karikatur in den Seiten jener Polemik, mit der Marx gegen *La Philosophie de la Misère* Einspruch erhob. Seitdem hat der leibhaftige Proudhon die Züge angenommen, die ihm Marx verlieh. Die Geschichte hat sie bestätigt: dieser Revolutionär war eben doch der Inbegriff kleinbürgerlicher Bärbeißigkeit, dieser Autor dickebiger Bücher ein — wenn es hochkam — Meister des Epigramms, dieser Denker, schließlich, der Verfechter einer zweigeteilten, manichäistischen Moral. In seiner Entgegnung schreibt Marx drei lapidare Sätze, die seitdem unkassierbar zu Proudhons Porträt gehören: „Die Wissenschaft reduzierte sich für ihn auf den zwergenhaf-ten Umfang einer wissenschaftlichen Formel: er ist der Mann auf der Jagd nach Formeln. Er will die Synthese sein, und er ist ein zusammengesetzter Irr-tum... Er will als Mann der Wissenschaft über Bourgeois und Proletariern schweben; er ist nur der Kleinbürger, der beständig zwischen dem Kapital und der Arbeit, zwischen der politischen Ökonomie und dem Kommunismus hin- und hergeworfen wird.“¹ Die letzte Definition hebt Proudhon aus dem Figürlichen in die gesellschaftliche Kategorie. Denn in seinen Schriften kommt eine Kleinbourgeoisie zu Wort, die ihr Hin und Her als Philosophie der Wider-sprüche verstanden wissen will, und das mit einer Streitbarkeit, die mitunter an Klassenbewußtsein denken läßt. Dabei handelt es sich, das steht außer Zweifel, um eine optische Täuschung, die Proudhon ebenso hervorzurufen wußte wie er ihr verfiel. Erklären kann sie der Hinweis auf den historischen Umstand, daß zu seiner Zeit die sozial zwitterhaften Handwerker und Kleinhändler noch auf die tätige Seite getrieben wurden: sie hatten an zwei Revolutionen, der von 1830 und, ein Jahr nach Erscheinen von Proudhons *Das Elend der Philosophie*, an der von 1848 teilgenommen, sie hatten die Bourgeoisie erst, dann Louis Philippe stürzen und schließlich die Republik herstellen geholfen. Aber gleichzeitig wurde es ihnen zu diesem Zeitpunkt klar, daß die neuen Herren, der Großhandel, die Banken und die Industrie, geradewegs ihren Ruin betrieben. Der Schirmhändler Bourras in Zolas *Au bonheur des dames* kann nicht be-greifen, warum das Kaufhaus gegenüber zu Erfolg kommt; das Ende des Klein-handels jedoch muß er, was seinem Starrsinn keinen Abbruch tut, eingestehen. Zola läßt ihn gegen den Kaufhauseigner Mouret, der Meterware neben „Seife und Galoschen“ verkauft und damit gegen eine ihm, Vater Bourras, vertraute Geschäftsmoral verstößt, seitenlange Hetzreden schwingen: so hätte, gewitzter zwar und mit versierterer Rethorik, Proudhon sprechen können. Marx hat Proudhon sowohl Brillanz wie einen Instinkt für Wirkungen zugebilligt und damit die Streitbarkeit dieses Kleinbürgertums gewürdigt. Allein, wo eine Analyse fällig war, verlor sich Proudhon in Platiüden; seine Pointen und Paradoxe wurden stets von langen Strecken schadhafter Philosopheme abge-

läst. Das Seitenstück zu Proudhon dem Polemiker, ist Proudhon der Ideologe jener Shopkeeper, deren Horizont die Schwelle der Ladentür nicht überstieg. So fatal eine solche Engstirnigkeit, das, was Heine einmal die Werkeltagsgesin-nung nannte, auch war, sie trug nicht wenig zu Proudhons fast fieberhaftem Selbstgefühl bei. Nur zeichneten sich die kleinbürgerlichen Werte auch in sei-nem Fall in keiner Weise durch ihren Höhenflug aus. Ihr Kennzeichen war viel-mehr die Übersichtlichkeit: links steht das Soll, rechts das Haben. Über die ein-fache These und Antithese hinaus, schreibt Marx, habe es Proudhon nie ge-bracht, und selbst dabei sei er auf den Rücken gefallen. Seine Antinomien, mit einem Wort, bleiben rudimentär, und ihre Folgenlosigkeit verbirgt sich hinter den Besetzungen einer ebenso rudimentären Moral. Der „Ungeduld der Industrien“ und der „Lüsternheit des Wuchers“ zum Beispiel stellte er die „ehr-bare Mittelmäßigkeit“ entgegen, die Nützlichkeit dem, was er unter „kostspieligen Bagatellen“ verstand. Das letzte wäre eine Selbstverständlichkeit und keiner Erwähnung wert, hätte Proudhon mit kostspieligen Bagatellen nicht die bildenden Künste gemeint.

2. Die brave Ignoranz

1863 bat ihn der Maler Courbet um einen Vorspruch für den Katalog einer Ausstellung in England. Der Text sollte vier Seiten umfassen; als er fertig war, hatte Proudhon statt einer Reklame einen hundertzwanzig Seiten langen Traktat geschrieben. Stücke daraus sind zu seinen Lebzeiten erschienen und haben beträchtlichen Ärger erregt; vollständig steht die Abhandlung, mit Zusätzen aus dem Nachlaß, im elften Band der Gesamtausgabe von 1939. Courbet hatte sich einiges von Proudhons Scharfblick versprochen, zu Unrecht, wie sich bald herausstellen sollte. Denn schon zu Beginn seiner Schrift macht ihr Verfasser kein Hehl aus seiner Ignoranz in Kunstfragen: „Ich weiß nichts, weder auf-grund eines Studiums noch aufgrund einer Lehre, über die Malerei, die Plastik und die Musik.“² Gleich darauf aber schlägt er einen Haken, indem er ver-sichert, Ignoranz sei etwas anderes als Inkompétence. Wer etwas nicht wis-sen, könne es durch Analyse und Überlegung herausfinden, nicht aber, wie er sich hervorzuheben beeilt, durch ästhetische Intuition, die ihm fehle. Im zwölften Kapitel fällt deutlicher noch die Äußerung: „Ich will weder über die Noblesse, die Eleganz, die Pose, den Stil, die Geste noch über all das streiten, was die Her-stellung eines Kunstwerks ausmacht und der alten Kritik den Stoff zu liefern pflegt. Ich bin sogar bereit zu erklären, daß ich absolut nichts von diesen Dingen verstehe und daß ich stolz darauf bin.“³

Zieht man einmal den marktschreierischen, selbstlobhudegenden, den renom-mistischen Ton ab, wie Marx es nannte, so drängt sich der Verdacht auf, Proudhon wende den polemischen Kunstgriff an, Unkenntnis dort vorzutäuschen, wo es in Wahrheit darum geht, den Kaiser, ums der alten Kritik zu zeigen, nackt anstatt in den neuen Kleidern zu sehen. Gerade in Hinblick auf die Kün-ste verfehlt er seine Wirkung nie, weil jedes Zeichensystem, sobald man es als

¹ J.-P. Proudhon: „Du principe de l'Art et sa destination sociale“, in: „Oeuvres complètes“, Rivière, Paris 1939, Seite 47.

² Proudhon, a.a.O. Seite 166.

¹ Karl Marx: „Das Elend der Philosophie“. Dietz, Berlin 1971, Seite 128.

Umgangssprache wörtlich nimmt, unweigerlich zusammenfällt. Aber der Verdacht ist falsch: es handelt sich bei Proudhon nur nebenbei um eine polemische Geschicklichkeit. Sämtliche Äußerungen, seinen Kunstverständ betreffend, lassen an Ehrlichkeit nichts zu wünschen übrig. Ihre Borniertheit ist keine rhetorische Formsache, denn Kunstfeindlichkeit hat unter Kleinbürgern stets als Synonym für moralische Standfestigkeit gegolten. Über einen Biedermann spottete Heine: kein Talent, jedoch Charakter. Ganz unverstellt sagt Proudhon in einem anderen Zusammenhang, daß der Vorwurf, er habe von dieser oder jener Tatsache keine Ahnung, nichts an seiner Beweiskraft ändere, ebensowenig wie die Grammatik- und Syntaxfehler, von denen es in seinen Büchern wimmele, seinem Stil etwas anhaben könnten.⁴

Das in dieser Selbstentlastung versteckte Zweckdenken gibt überall dort, wo Proudhon im Verlauf seiner Darlegungen die ehrbare Mittelmäßigkeit verficht, oft genug also, den Ton an. Was sollen uns diese Fiktionen, die Posen, die antiken Helden, von denen man kaum etwas weiß, die Feen, Engel, Götter, kurz die Produkte der Phantasie und des Aberglaubens? Was tragen sie bei zu unserer Wirtschaft, zu unserer Regierung, zu unseren Sitten? Was leisten sie für unser Wohlbefinden, für unsere Fortbildung? „Wir anderen, Leute der Praxis und des gesunden Menschenverstands, die wir nicht eingeweiht sind in das Mysterium der Kunst, haben das Recht, so, genau so, die Künstler zu befragen, nicht um ihnen zu widersprechen, sondern zu dem Zweck, Bescheid darüber zu erhalten, was sie von sich selber denken und was sie von uns erwarten. Aber darauf hat, seit sich die Künstler herumstreiten, genus irritable, offenbar niemand eine klare Antwort gewußt.“⁵

3. Die Idealisten

Die Antwort liefert nun Proudhon, und wie sie ausfällt, läßt sich bereits aus der Fragestellung erraten. Er legt, wie gewohnt, eine Formel vor, die den Charakter einer Unterweisung trägt: „Die Kunst ist eine idealistische Darstellung der Natur und unserer selbst, in Hinblick auf die physische und moralische Vervollkommenung der Gattung.“⁶ Damit postuliert er ein Nützlichkeitsprinzip, wie es in seiner extremsten Form bei jenem Jeremias Bentham zutagetritt, über den Marx gesagt hat, er sei ein Genie der bürgerlichen Dummheit gewesen. Bentham unterstellte, so Marx, den modernen Spießbürger, speziell den englischen, als den Normalmenschen schlechthin; was diesem und seiner Welt nützlich ist, ist an und für sich nützlich. Nützlich zum Beispiel sei die christliche Religion, weil sie die Missetaten verpönt, die der Strafkodex ahndet, schädlich zum Beispiel sei die Kunstkritik, weil sie ehrbare Leute im Genuß von Schundromanen stört.⁷

Aber Proudhon ist nicht Benthams Double: sein Nützlichkeitsprinzip folgt einer Umleitung. Er setzt, als Soll, das Ideal voraus, als Haben dagegen die Materialität der Dinge, in denen allerdings, schattenhaft, Ideales steckt. Das

im Ding verborgene Ideal dem hohen anzunähern, ist, laut Proudhon, die Aufgabe des Künstlers. Doch damit kann es nicht sein Bewenden haben. Denn ein vom Ideal besetztes und ein Ideal verkörperndes Ding wäre noch immer keine Kunst, sondern etwas, das in der Poetik und der Rethorik eine Figur heißt. Die Frage, wozu eine solche gut ist, was sie zu Wissenschaft, Regierung und Sitten beiträgt, bliebe ohne Antwort. Also bringt Proudhon statt Figuren einen neuen Begriff ins Spiel, die Idealisten. Schon die Bezeichnung weist darauf hin, daß sie Bestandteile dessen sind, was er „unser moralisches Leben“ nennt. Für Proudhon bleibt Kunst eine untergeordnete Angelegenheit, das ausführende Organ der Gerechtigkeit und der Wahrheit, beide, wie er sagt, die Hauptfunktionen des menschlichen Lebens. Am Schluß des Buches, in der Zusammenfassung, setzt er entsprechend unter Punkt eins fest: „In diesem Kunstwerk muß man in erster Linie die Idee des Werkes und seinen praktischen Zweck in Rechnung ziehen und erst in zweiter Linie die Ausführung: die Wirkung also vor den Mitteln, den Inhalt also vor der Form, den Gedanken also vor der Verwirklichung.“⁸

4. Der Geschenkartikel

Natürlich stritt Proudhon gegen die Ideen einer reinen Kunst, gegen die von Victor Cousin 1836 aufgestellte Lösung: wir brauchen eine Religion um der Religion willen, eine Moral um der Moral willen und eine Kunst um der Kunst willen. Aber der aristokratischen Allüre von l'art pour l'art antwortete er mit der kleinbürgerlichen. Sie fußt auf einer gleichermaßen besessenen wie kurzentschlossenen Berechnung, derzufolge einer jeden Kunst von vornherein das Stigma der Untauglichkeit anhaftet: erst der moralbewußte Beschauer ist imstande, sie ihrem Zweck zuzuführen. So gesehen, wäre Kunst ein Rohzustand, analog zur Natur. Die Natur ist vernunftlos, meint denn auch Proudhon, sie hat nicht alles gesagt, sie hat nicht alles gedacht, sie weiß nicht alles, was unser gesellschaftliches Leben angeht. Das trifft ohne Zweifel zu, nur mißt Proudhon, indem er sie förmlich „naturalisiert“, der Kunst ähnlich bewußtlose Züge bei: er verdammt sie zur Untätigkeit. Untätig vor allem, was immer er auch tun mag, bleibt der Künstler. Ganz gleich, welche Anweisungen er ihm erteilt, welche Rolle er ihm im Balanceakt zwischen Ding und Ideal zuschreibt: imgrunde sieht Proudhon ihn als reinen Konsumenten, der sich in nichts von seinem ökonomischen Gegenteil, dem Kunstsammler, unterscheidet. „Der erste“, so schreibt er, „der über die physische Attraktion und seine materiellen Bedürfnisse hinaus die Natur als ein angenehmes, interessantes, einzigartiges, wunderbares oder schreckliches Objekt wahrzunehmen wußte, der sich mit ihm befaßte und aus ihm einen Zeitvertreib, einen Putz oder ein Souvenir machte, der dem Gast, dem Bruder oder der Geliebten seine Bewunderung dadurch mitteilte, daß er ihnen dieses Objekt als kostbares Zeichen seiner Wertschätzung, seiner Freundschaft oder seiner Liebe überreichte, war der erste Künstler.“⁹

⁴ Proudhon, „Notes et Pensées“, a.a.O. Seite 420.

⁵ Proudhon, a.a.O. Seite 43.

⁶ Proudhon, a.a.O. Seite 68.

⁷ „Das Kapital“, Dietz, Berlin 1961, Band 1, Seite 640–641.

⁸ Proudhon, a.a.O. Seite 279. Hervorhebungen nach dem Original.

⁹ Proudhon, a.a.O. Seite 229.

Der Doppelsprung von der Natur zum Objekt und vom Objekt zum Geschenkartikel läßt die Tatsache außer acht, daß bereits der primitive Künstler beileibe nicht, als Nahrungssammler gleichsam in Sachen Kunst, rohe Naturstücke aufgelesen und weitergereicht hat. Plechanov zum Beispiel hat auseinandergesetzt, in welchem Maß das primitive Kunstgefühl mit einer ökonomischen Tätigkeit zusammenhing. Das nächste ethnologische Museum hätte Proudhon vor Augen führen können, daß solche Naturstücke nicht allein verziert worden sind, keine Naturstücke also, sondern Werkzeuge waren, deren Verzierung sich unmittelbar auf ihre Verwendung bezog. Nur dürfte ein solcher Augenschein für jemanden, der den Satz verficht, Kunst sei „eine weibliche, eine zum Gehorsam berufene Begabung“, kaum ins Gewicht fallen. Stattdessen bringt Proudhon die Passivität des ästhetischen Sinns, egal ob er ihn beim Künstler oder beim Kunstsammler voraussetzt, mit dem Unterton moralischer Verstimmung auf den Terminus „Asthesie“. Er meint damit das Gegenteil des in der Medizin als Anästhesie üblichen Begriffs für Unempfindlichkeit und Betäubung, eine Erregbarkeit also, die sich von einer wie immer gearteten Sensibilität dadurch unterscheidet, daß sie sich aufs bloße neurophysiologische Wahrnehmen beschränkt. Sie schließt den Übergang von der Wahrnehmung zum Bewußtsein in einer Weise aus, daß für Proudhon ein jeder, der sich mit Kunst abgibt, untauglich wird zum gesellschaftlichen Verkehr, es sei denn, er hielte sich, bevor er sich mit Kunst einläßt, an die Deckformeln fürs moralische Leben, an die Gerechtigkeit und an die Wahrheit.

5. Im Streckbett

Über den Ökonomen Proudhon sagte Marx, er sei ein rechter Philosoph, der die Dinge auf den Kopf stellt und in den wirklichen Verhältnissen nur die „Fleischwerdung jener Prinzipien“ sähe, „jener Kategorien“, die, seiner Meinung nach, „im Schoß der ‚unpersönlichen Vernunft‘ schlummerten“. Proudhon, dem Kunstabrecher, ging es nicht viel anders. Den Unterschied zwischen Bild und Wunschbild, zwischen Prinzip und Beleg hat er, sonst jeder Antinomie nachhängend, nicht erkannt. Courbet geriet ihm zu einem Thesenmaler, der nicht, wie das Bild es zeigt, einen betrunkenen Priester vorführte, sondern „das radikale Unvermögen der religiösen Disziplin, im Priester jene Tugend aufrechtzuerhalten, die sie ihm abverlangt“. Es sieht so aus, als habe sich Courbet über solche Interpretationen beschwert, denn im selben Buch zieht Proudhon in einer geharnischten Fußnote über ihn her, die in dem Ausruf gipfelt: „Man kann sich mit einem Philosophen verständigen, mit einem Gelehrten, mit einem Unternehmer, einem Soldaten, einem Juristen oder einem Ökonomen, mit jedem also der kalkuliert, argumentiert, kombiniert oder plant: mit einem Künstler jedoch ist es unmöglich.“¹⁰

Anderen ist er gleich mit Argwohn, ja mit Groll gegenübergetreten. So hält er Delacroix vor, er habe keine persönlichen Eindrücke mitzuteilen, vielmehr müsse er im Beschauer jene Eindrücke, Bewegungen und Entscheidungen erwecken, die zum allgemeinen Glück und zur Perfektion der Gattung führen.

¹⁰ Proudhon, a.a.O. Seite 229.

Die Bilder eines Ingres, so heißt es, gehörten ins Feuer, weil er eine Madonna genauso male wie eine Odaliske. Auch David, ein Mann immerhin der Revolution, gibt ihm Anlaß zur Sorge. Warum hat er einen Brutus, die Sabinerinnen, die Horatier gemalt? War es ihm nicht bewußt, daß eine jede Historie, der der Künstler nicht beigelebt hat und die das breite Publikum nicht kennt, eine Phantasmagorie und, vom hohen Standpunkt der Kunstaufgaben her gesehen, ein Unsinn bleibt? Proudhon stößt sich überdies an einem bestimmten Bild, *Der erste Konsul zieht über den Sankt Bernhard*. Denn David malt Bonaparte auf einem feurigen Roß unterwegs nach Marengo; der Wind hebt, so Proudhon, als trüge Fortuna die Gestalt, seinen Mantel, und angesichts dieser Größe schrumpfen die Alpen zu Maulwurfshügeln zusammen. Die Geschichtsschreiber aber, so lautet seine Kritik, haben etwas anderes berichtet. Ihnen zu folge sei der General Bonaparte mit der Nachhut über den Paß gezogen und zwar auf einem Maultier, eingemummt in einen grauen Überrock und von Zweifeln geplagt angesichts der Festung, die am Fuß der Alpen den Weg versperrte.

Überhaupt zeigt Proudhon eine Vorliebe, Bilder als das Gegenteil dessen zu beschreiben, was er vor Augen hat. Roland Barthes zufolge gibt es einen Bericht des Ethnologen Ombredan, der schildert, wie archaische Menschen, als sie zum ersten Mal vor einen Film gesetzt wurden, statt der Vorführung nur das Huhn sahen, das gerade den Dorfplatz überquerte. Und an Ancelles schrieb Baudelaire voller Bosheit, Proudhon habe die Lyrik des von ihm gehaßten Victor Hugo nie gelesen, jemand aber habe ihm *Les misérables* geliehen, deren erste zwei Bände er Zeile für Zeile mit Randbemerkungen versah. Leider seien die Exemplare verlorengegangen, denn das, so schreibt Baudelaire, muß ein Spaß sondergleichen gewesen sein: die Logik korrigiert die fehlende Logik. Die Korrigierwut nun schlägt zuweilen ins Disparate um. So erwähnt Proudhon ein Bild von Leopold Robert, das er als Stich kannte und, eine Zeitlang zumindest, schätzte. Die Schnitter der Campagna, die es darstellt, sind, so räumt er ein, wahr, volkstümlich, gleichermaßen schön und moralisch: sie haben gerade eine Arbeit geleistet und feiern sie. Trotzdem beunruhigt ihn etwas. Er kennt Italien nicht, also muß er sich, was den Wahrheitsgehalt betrifft, an Robert halten. Nur: kann man so ohne weiteres einem Maler Glauben schenken? „Mich packt ein Zweifel, ein peinlicher Zweifel, der mich umso hartnäckiger quält, je öfter ich ihn abzuschütteln versuche. Ich frage mich, ob diese so kräftigen, romantischen und verwegenen Burschen imstande sind, zeitweilig ihre Landarbeit mit dem Soldatenhandwerk in Einklang zu bringen und ebenso gut mit dem Gewehr umzugehen wie mit dem Dudelsack, zu dessen Melodien sie tanzen. Denn warum rufen sie, um eine Fremdherrschaft abzuschütteln, nach fremder Hilfe? ... Wenn die Mehrheit des italienischen Volkes einen derartigen Widerwillen gegen das Waffenhandwerk hegt, so ist es klar, daß es sich dabei um eine natürliche und institutionelle Eigenart handeln muß, die irgendwie in der Physiognomie zutage tritt und die auszudrücken der Maler von Berufs wegen verpflichtet ist.“¹¹

¹¹ Proudhon, a.a.O. Seite 136—137.

6. Kunst ist Gift

Eines allerdings muß man Proudhon zugutehalten. Seine Schrift war darauf angelegt, die bildenden Künste aus jener Mystifikation zu lösen, mit der sie, um den Kleinbürger zu erschrecken und die Neugier des Großbürgers anzustacheln, die Verfechter des Geistesadels damals schon derart gebieterisch umgaben, daß zuguterletzt das Groß- und Kleinbürgertum Mystifikation als einen der Kunst eigenen Wesenszug akzeptierten. Wo immer in der Folge dieser Umhang einer Kritik unterzogen wurde, die mit einer utopistischen Kritik der bürgerlichen Gesellschaft einherging, tauchten Proudhons Ideen auf. So, zwangsläufig fast, auch am Rand der Studentenproteste, als Anarchisten, Situationisten oder schlichte Avantgardisten, ohne daß Proudhons Name fiel, ihr Unbehagen an Geistesadel und Kunstabtrieb den Künsten selbst überschrieben. Damit kamen die alten Proudhonschen Mängel, die angenommene Priorität von Wirkung und Zweck, die vorgesetzte Moral, die Pauschalisierung eines geschichts- und körperlosen Prinzips, abermals ans Licht, sachlicher formuliert jetzt, in einem bald von Marx, bald von Breton entliehenen Vokabular. Ein selbstgebasteltes Agitationsmaterial machte die Runde, meist in Form von Parolen wie *Die Kunst ist tot, Die Kunst ist Gift oder Demolish serious culture*.

Als Ableger, der sie war, wog die Kunstbeschimpfung innerhalb der Studentenbewegung nicht sonderlich schwer. Ihr theoretischer Ansatz war konfus, ihre Guerilla-Asthetik ein Spuk. Wer gegen Ölgemälde und Bilderhandel protestierte, machte sich bei denen lächerlich, die wegen Vietnam auf die Straße gingen, wer Vietnam als Fangwort in Happenings einbrachte, setzte sich zu Recht dem Vorwurf der Frivolität aus. Was allein eine nachhaltigere Wirkung zu standebrachte, war die alte Frage, wozu Kunst eigentlich gut sei. Sie beschränkte sich, das ist wahr, auf Kunsthändlungen, Kulturredaktionen oder Privatvillen mit Kunst an der Wand, dort aber löste sie Verlegenheit aus. Kunst, so schien es eine Saison lang, ist gesellschaftlich zu garnichts gut.

In einer Kleinigkeit allerdings wich die Anklage von Proudhons Rentabilitätsrechnung ab. Die ehrbare Mittelmäßigkeit gab kein Ideal mehr her, für das selbst ein Kleinbürger einstehen möchte; die Frage nach dem Beitrag der Kunst zu Wirtschaft, Regierung und Sitten mußte wie ein fauler Witz klingen. Der Zweck hieß folglich nicht mehr Gerechtigkeit und Wahrheit, er hieß, nicht minder schemenhaft, Revolution. Es ist ehrenwerter, so heißt es in einem Statement aus Paris, ein Straßenkämpfer zu sein als ein Künstler und nützlicher obendrein.¹² Solche und andere Einwürfe hat der Kunstabtrieb mit einiger Betroffenheit zur Kenntnis genommen. Schon die Demontagen, die er selbst, als Antikunst oder Non Art, an die Öffentlichkeit brachte, zeigten, in welchem Maß er von einem Bildtyp abzurücken begann, der er seine Rechtfertigung aus der stofflichen oder, wie das Fachwort lautete, aus einer bildnerischen Beschaffenheit zog. Zola noch konnte Proudhon widerlegen und Courbet Beistand leisten, indem er auf den Inhalt hinwies, der sich Proudhons Prinzipien entziehen mußte, auf ein Darstellungsverfahren anderseits, das diesem Inhalt einen Körper gab. Dergleichen aber fiel weg, sobald man nach der Sinngebung der Bilder

¹² Zitiert nach Wolf Vostell: „Aktionen“, Rowohlt, Reinbek 1970, ohne Seite.

fragte, die lediglich ihre Materie darstellten oder, tautologisch, das, was Ma- lewitsch den Selbstinhalt nannte.

7. Die Gewissensfrage

Solange im Kunstabtrieb Ruhe herrschte und nichts ferner lag als der Gedanke, in solchen Bildern äußere sich die ideologische Erschöpfung des Bürgertums, nahm niemand daran Anstoß. Erst als der Kunstmärkt in Bewegung geriet und Gegenstände gleich welcher Herkunft als Tauschfetische in Erscheinung traten, deren Wertschätzung in keinem Verhältnis zu dem stand, was sie als Selbstinhalt oder Materialprobe zum Ausdruck brachten, erhob sich ein Widerspruch in Form von Happenings oder Aktionen, die derselbe Kunstabtrieb stehenden Fußes in seinen Güterverkehr einbezog: als Selbstinhalt oder als Materialprobe. Folglich konnte die Kunstbeschimpfung, die ganz am Schluß der sechziger Jahre einsetzte, mühe los auf die Passivität und den Dingcharakter solcher Stiläußerungen verweisen und, Proudhon folgend, nicht allein die Abschaffung dieser Kunst, sondern der Kunst überhaupt fordern. Alain Jouffroy, ein Berufspatetiker, der angesichts des Pariser Mai als Vierzigjähriger förmlich aus dem Häuschen geriet, hat es so formuliert: „Wir können jetzt beginnen, Reales zu diskutieren — reale Dinge, Formen, Absichten und Einflüsse. Wir brauchen sie jedoch nicht mehr zu rechtfertigen und mit Hilfe von Argumenten zu erklären, die aus der Kunstgeschichte stammen, weil allein ihre momentane Wirkung und Bedeutung uns interessieren und erhellen. So fallen die meisten ‚Werke‘, welche die Galerien der ganzen Welt noch anbieten, mit einem Mal in das Grab toter Ideen, selbst wenn es die toten Ideen der recht lebendigen Greise sind, die sich darauf versteifen, uns noch für eine Weile zu regieren.“¹³

Zwar ist der Ausdruck „kostspielige Bagatellen“ wörtlich nicht gefallen, das Proudhonsche Stempelsystem gab jedoch in den politischer klingenden Ausrufen den Ausschlag, in den Denkzetteln eines Maciunas ebenso wie in den Flugblättern der New York Guerilla Art Action Group, im Sprachgut der Yippies ebenso wie im 1968 veröffentlichten Papier der Berliner SDS-Gruppe „Kultur und Revolution“. Welches Beispiel man auch immer nimmt: allen war ein merkwürdig nebelhafter, trotzdem aber stets wiederkehrender Vorwurf eigen, der sich bis zum moralisierenden Klagegesang steigern konnte: wer sich mit Kunst befaßt, beschmutzt sein Gewissen. Der Tod der Kunst, schreibt Jouffroy im Stakkato, „bedeutet den Tod der Ideologie der moralischen, ästhetischen und merkantilen ‚Werte‘. Mit Hilfe dieses Todes können wir mit unseren Gedanken, bevor wir es mit Taten tun, in einen ‚wirklichen Lebensraum‘ eintreten.“¹⁴ Die Hervorhebungen sowie die Anführungszeichen sind von Jouffroy selbst, der, ohne es zu wissen, noch einmal die Destruktion vorschlägt, die Carl Einstein bereits in den dreißiger Jahren mit seinem Pamphlet „Die Fabrikation der Fiktionen“ an der Kunst und an sich selbst verübt hat. Es liegt auf der Hand, daß dergleichen stets von der Voraussetzung ausgeht, Kunst

¹³ Alain Jouffroy: „Was tun mit der Kunst“, in „Kunst und Revolution“, DuMont Schauberg, Köln 1969, Seite 180.

¹⁴ Jouffroy, a.a.O. Seite 181.

korrumptiere und sei zugleich nichts anderes als das Ergebnis einer Korruption. Eine Großdrucksache des Künstlers Agentzia sagt es auch ausdrücklich, und der Satz des Konzeptkünstlers Daniel Buren, Kunst entfremde die Dinge und lasse uns ihrer nicht bewußt werden, meint das gleiche. Den Vogel schießt natürlich Jouffroy ab, der vor lauter Tatendrang alle, wie er sagt, moralischen, ökonomischen und politischen Trennwände einreißen und sich in einen Bereich — wörtlich und kursiviert — „*außerhalb jeder Klasse*“ stürzen will: „Der Gedanke kann alles erschaffen: eine Verfassung, ein Manifest, ein Evangelium, ein bürgerliches Gesetzbuch oder eine neue Gleichung des Universums. Er kann auch durch genau das, was er als allgemeingültige Gewißheit vorschreibt, alles zerstören.“¹⁵ Bei Einstein, der offenbar ohne Hormonspritzen an die Arbeit gegangen ist, hört es sich zwar nüchtern an, die Macht der Idee jedoch und die Korruption werden auf den gleichen Nenner gebracht. „Die Intellektuellen“, so heißt es, „hatten gefährliche Privilegien fixiert, als sie die Symbole und Abstraktionen zu primären Faktoren (Werten) erhoben.“ Oder, wenig später: „Die Intellektuellen ließen den Kampf um die Freiheit zum idealen Abstraktum werden, d. h. sie behaupteten die Unabhängigkeit des Intellekts, der Formen und Intuitionen von den Fakten.“ Schließlich diese Feststellung: „Jetzt durfte man ungehemmt imaginativ oder abstrakt kombinieren; die überschätzten Ideologien konnten durch Tatsachen kaum noch widerlegt werden.“¹⁶ Proudhon hätte es nicht anders sagen können, und er hat es auch nicht anders gesagt: „Die Künstler, die Literaten, zu denen sich ein paar Frömmel und Philosophen gesellen, bilden eine Kaste für sich, eine zuchtlose und servile, korrupte und korrumptierende Kaste, die ohne sonderliche Mühe, dafür aber stetig, zu allen Zeiten mehr Schlechtes als Gutes hervorgebracht hat.“¹⁷

8. Lüge und Wahrheit

Nicht der gewaltsame Egalitarismus, der in solchen Äußerungen an den Tag kommt, zählt, was zählt sind die nicht weniger drakonischen Verallgemeinerungen. Ob man sich an Proudhon hält oder an seine Nachfolger, man hat es in einem fort mit begrifflichen Schattenrisen zu tun. Bewegt werden sie von einem moralischen Anspruch, der als Reflexion kläglich, als Gebrauchsanweisung umso spektakulärer wirkt. Im Zusammenhang mit den Künsten wirkt er vollends absurd, nicht etwa deshalb, weil Kunst jenseits einer jeden Moral steht, sondern umgekehrt, weil diese Sorte von Kunstfremdheit nur der Ausdruck einer tiefer liegenden Wirklichkeitsfremdheit bleibt: die Moral soll den Tatsachen, denen man offenbar anders nicht beikommen kann, das Gewicht nehmen. Der Schirmhändler Bourras setzt immer wieder auf eines: er ist der bessere Mensch, und das „besser“ eine ewige Kategorie. Daß sie nur in seinem Kopf und dort nur aufgrund von Negationen zustandekommt, fällt ihm eben-

¹⁵ Jouffroy, a.a.O. Seite 178.

¹⁶ Carl Einstein: „Die Fabrikation der Fiktionen“, Rowohlt, Reinbek 1973, Seite 176. Noch einmal: das Buch ist fraglos ein Selbstporträt und eine Selbstzerstörung dazu, denn es nimmt Einsteins realen Selbstmord auf literarischer Ebene vorweg. So unrichtig die Thesen auch sind: ihr Verfasser war weder frivol noch ein Fachmann des 6. Arrondissements in Sachen Inbrunst. Diesem Antifaschisten gebührt, wie Tucholsky, Toller und anderen, immerhin die Achtung derer, die auch über Hitlers indirekte Menschenjagden Bescheid wissen.

¹⁷ Proudhon, a.a.O. Seite 270.

sowenig ein, wie es Proudhon, seinem Sprecher, eingefallen ist. Die Urenkel verfahren in gleicher Weise. Denn die Kunst bietet sich als Beweisstück geradezu an: ist sie nicht der Inbegriff des Scheins? Ist der Schein nicht ein Herrschaftsattribut? So unsinnig diese Verkürzung auch anmuten mag, sie hat ein zähes Leben. Proudhon spricht von einer korrupten Kaste, Einstein sogar von einer herrschenden Klasse der Fiktionshersteller. Milder, aber in der gleichen Verkürzung, steht es im SDS-Papier: „Die Kunst ist für das herrschende System zur wesentlichen Stütze geworden, mit der die Machtstellung sich demonstrieren läßt.“¹⁸ Der eine Bock, der hier geschossen wird, besteht in den drei Wörtern: zur wesentlichen Stütze. Der andere in zweien: die Kunst. Die alte wie die neue Kunstbeschimpfung steht und fällt mit der These von einer unwiderruflich verdorbenen Kunst. Sämtliche Darstellungsfragen werden, infantil, in die simple Antinomie von Lüge und Wahrheit gefaßt. Das ist das eine. Als zweites gilt für Proudhon und seine Erben nicht der Satz, daß die Kunst der herrschenden Klasse in jeder Epoche die herrschende ist, es gilt dessen Verschnitt, daß nämlich Kunst überhaupt zur herrschenden Klasse gehört, genauer: daß es außer der herrschenden keine Kunst gäbe. Courbet, Daumier oder nur Pisarro, um drei beliebige Beispiele zu nennen, hätten demnach nie existiert, es sei denn als Wahnvorstellung habgieriger Kunsthändler. Obendrein wäre in dieser Sicht die herrschende Klasse ein für allemal die Bourgeoisie. Das Proletariat kommt lediglich als Reizwort ins Spiel oder als Angsttraum abrutschender Schirmhändler. So entstellt ist Kunst allerdings das Inbild der Autorität, des Schlechten zuviel und folglich abzuschaffen. Nicht zufällig stammt der Ausdruck antiautoritär von niemanden anderem als von Proudhon.

¹⁸ „Kunst als Ware der Bewußtseinsindustrie“, in: „Die Zeit“ vom 29. November 1968. Daß so etwas auch ohne Linksfärbung, ohne „Bewußtseinsindustrie“ und Adornos nachgestelltes „sich“ auf gut Proudhonisch geht, zeigt Jean Gimpels „Contre l’Art et les artistes“, Editions du Seuil, Paris 1968.

In Umkehrung eines Satzes von H. M. Enzensberger aus dem Jahre 1968 läßt sich heute in unserer Lage für Kunstwerke sehr wohl eine wesentliche gesellschaftliche Funktion angeben.¹ In der vergangenen Zeit hat sich in der Bundesrepublik eine breite Diskussion über Kulturpolitik und Kulturarbeit entwickelt, und insbesondere für die demokratische und sozialistische Kultur haben sich neue Perspektiven eröffnet, vor allem seit der stärkeren Hinwendung der Gewerkschaften zu kulturellen Fragen. Die kulturpolitische Diskussion und Praxis hat allerdings auch Tendenzen hervorgebracht, die die fortschrittliche Kulturbewegung hemmen. Hier soll nicht die Rede sein von den diversen rechtssozialdemokratischen Formierungsstrategien, sondern von einer anderen, der ultralinken Variante des kulturpolitischen Opportunismus. Wenn er sich für die Öffentlichkeit noch vorwiegend publizistisch äußert und sich dabei relativ unabhängig darstellt, wobei ihm selbst die eindeutig bürgerlichen Massenmedien, Verlage und Periodika als Plattform dienen (für linksradikale Kulturthesen ist selbst die Bourgeoisie zu haben, solange jene partiell mit ihren politischen Zielsetzungen übereinstimmen), so haben einige ultralinke Gruppen mittlerweile auch eigene Positionen und Organisationsformen für eine Kulturarbeit mit entsprechenden praktischen Ansätzen verwirklicht.

Da das ultralinke Spektrum ein äußerst instabiles politisches Gebilde ist, das sich durch Spaltung, Auflösung und Neugründung von Gruppen ständig verändert – abgesehen von den häufigen ideologischen Umorientierungen –, spiegelt sich dieses Wesen der linkssektiererischen Politik genauso in der betriebenen Kulturarbeit wider. Ein vollständiger Überblick ist fast unmöglich; bekannt werden zumeist die Kulturinitiativen, die in die Öffentlichkeit getreten sind, einigermaßen kontinuierlich arbeiten, programmatische Vorstellungen erarbeitet und sich durch Publikationen einen Namen gemacht haben. In der Regel sind das solche kulturellen Positionen und Organisationen, die sich eindeutig einer der zahlreichen linkssektiererischen „Parteien“ oder sonstigen festen Gruppierungen zugehörig fühlen. Wegen des besonderen Einflusses im ultralinken Sektenunwesen spielen hier vor allem die regional oder bundesweit wirkenden maoistischen Kulturaktivitäten eine Rolle. Sie sind vor dem Hintergrund der ihnen zugrundeliegenden politischen Programmatik zu sehen und stellen ihren inhaltlichen Aussagen und ihren Organisationsformen nach eine direkte Fortführung der sektiererischen Ideologie und Politik der jeweiligen Gruppierung mit anderen, nämlich künstlerischen Mitteln dar. Die Kenntnis dieser verschieden ausgeprägten Linien des Maoismus erleichtert natürlich ein kritisches Verständnis. Eine umfassende Darlegung der vorhandenen Richtungen ultralinken und maoistischer Politik ist jedoch an dieser Stelle nicht möglich, weil das den Rahmen der Untersuchung sprengen würde. Sie reduzieren sich aber bei näherem Hinsehen etwa auf: Ablehnung einer Friedenspolitik, wie sie auch von den sozialistischen Staaten vertreten wird; Verunglimpfung der Sowjetunion; Unverständnis für die Kampfformen und -forderungen der Arbeiterklasse in der Bundesrepublik (z. B. Mitbestimmung); Kampf gegen die Einheitsgewerkschaften und die marxistische Partei in der BRD, die DKP – d. h. auf Positionen, die dem Antikommunismus Tür und Tor öffnen und den Weg zur sozialistischen Zukunft versperren. So verschieden die Erscheinungsformen maoistischer Kultur-

arbeit also auch immer sind: das ist ihr gemeinsamer reaktionärer Nenner, und entsprechend sind sie, trotz künstlerisch-formaler und organisatorischer Vielfalt, politisch zu bewerten:

Die kulturelle Tätigkeit ultralinker Gruppen wird durch die Besonderheit bestimmt, daß sich die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer kontinuierlichen und organisatorisch gefestigten Arbeit erst seit drei bis vier Jahren durchsetzt. Teilweise hängt das natürlich damit zusammen, daß die entsprechenden Gruppen noch nicht lange existieren, ist aber nichtsdestoweniger allgemeiner Ausdruck der gesamten Sektenbewegung und ihres desolaten Zustandes. Ausgehend von den schlechten Traditionen der Studentenbewegung, die die Kunst nicht als eine besondere und für die Klassenauseinandersetzungen wichtige Erscheinungsform gesellschaftlichen Bewußtseins – sprich Ideologie – auffaßte, sondern diesen Bereich des Überbaus schlichtweg zu Grabe trug und wenn überhaupt, dann durch agitatorische Formen zu ersetzen suchte, konnten die nachfolgenden „Studentenparteien“ mit Kunst und Kultur lange Zeit nicht mehr anfangen, als sie als überflüssigen Luxus abzutun. Selbst als man dann in den maoistischen Kreisen endlich die Unhaltbarkeit einer solchen Einstellung bemerkte – u. a. berichtet durch Mao Tse-tungs „Reden bei der Aussprache in Yenan über Literatur und Kunst“ (1942), auf die man sich in den Diskussionen der ultralinken Kulturszene auch heute wie auf ein Dogma beruft² –, dauerte es noch einige Zeit, bis praktische Konsequenzen folgten.

Seit einiger Zeit versuchen nun einige maoistische Gruppen, die alten Versäumnisse um so schneller wettzumachen. Sie gehen dabei oft mit dem ihnen eigenen Eifer vor, kündigen groß an, überstürzen vieles, prahlen herum – um hinterher kleinlaut das Scheitern ihres „revolutionären“ Versuchs feststellen zu müssen. Viele Initiativen haben bisher so ihr Ende gefunden. Doch es gibt auch Ansätze, die aufgrund großer Anstrengungen über das Eintagsfliegendasein hinausgekommen sind. – Unter den ultralinken Gruppierungen spielt der „Kommunistische Arbeiterbund Deutschlands“ (KABD) eine gewisse Rolle, weil er relativ früh die Notwendigkeit einer eigenständig zu organisierenden Kulturarbeit auf die Tagesordnung setzte. Bisher wurden zwei „Konferenzen für proletarisches Kulturschaffen“ abgehalten, die letzte bekanntgewordene 1973, wo auch ein einheitliches Konzept für diese „massenpolitische Aufgabe“ entwickelt worden ist.³ Der „Kommunistische Bund Westdeutschlands“ (KBW) ist demgegenüber bisher nicht durch eine organisierte Kulturarbeit hervorgetreten, abgesehen natürlich von den spontanen Agitprop-Initiativen auf lokaler Ebene (ähnlich wie die KPD/ML, die ebenfalls keine kulturpolitische Konzeption vorweisen kann). Allerdings fand Ende 1974 ein erstes „Treffen zur Beratung unserer Aufgaben in der Kulturarbeit“ statt, das der Zusammenfassung von Erfahrungen diente und „die Grundlagen für eine breite Diskussion im KBW und seinen Massenorganisationen und den bestehenden revolutionären Kulturguppen und Künstlern, die mit uns zusammenarbeiten wollen“, legen sollte⁴; es hat sich aber bisher praktisch kaum ausgewirkt. Zusammenfassend kann man sagen, daß die genannten maoistischen Gruppen (und auch die nicht erwähnten) an der Kulturfront eine bedeutungslose Rolle spielen und mit ihren Aktionen keine größere Öffentlichkeit erreichen.

Anders verhält es sich mit der maoistischen Gruppierung, die sich widerrechtlich den

Namen der KPD angeeignet hat. Obwohl sie erst seit 1973 den Aufbau einer systematischen Kulturarbeit anstrebt, hat sie heute im ultralinken Spektrum das größte Gewicht und entfaltet die meisten kulturellen Aktivitäten, weshalb sie in diesem Zusammenhang ausführlicher behandelt werden soll. – Am 20. Mai 1973 fand in Dortmund der „Kultukongreß“ der „KPD“ statt. Zur gleichen Zeit wurden in dieser Stadt die Auslandskulturtage mit der Sowjetunion durchgeführt, gegenüber denen sich die Veranstaltung der Maoisten als „eindeutige Kampfansage“ verstand.⁵ Hauptinhalt und -aussage dieser Zusammenkunft galten denn auch der antizonalistischen und antisowjetischen Propaganda und der Hetze gegen die DKP und ihre Vorstellungen zur Kulturpolitik. Geht man von den im Protokoll niedergelegten Diskussionen aus, muß man zu dem Schluß kommen, daß bis zu dieser Zeit die kulturelle Tätigkeit dieser Gruppe unbefriedigend war, und als quasi „Leistungsschau“ dokumentierte die Tagung sicherlich den damaligen Stand der Kulturarbeit der „KPD“. Demzufolge versuchte man, die Initiativen, die der Kongreß begonnen hatte, organisatorisch umzusetzen „und noch in diesem Jahr einen revolutionären Kulturbund zu schaffen, und zwar auf nationaler Grundlage“.⁶ Diese Ankündigung eines Spitzenfunktionärs wurde jedoch 1973, im Jahr des Kongresses, nicht verwirklicht.

Erst im Mai 1974 legte eine „Initiative zur Gründung einer Vereinigung Sozialistischer Kulturschaffender“ (ISK) ein „Manifest“ vor, auf dessen Grundlage die Gründung einer „Vereinigung Sozialistischer Kulturschaffender“ (VSK) vorbereitet werden sollte. Es wurde von 42 Personen unterzeichnet. Das Manifest besteht aus fünf Abschnitten: 1. der Charakter des Imperialismus, 2. Arbeiterklasse und imperialistische Kulturindustrie, 3. Kultur der Arbeiterklasse, 4. die Rolle der Kulturschaffenden als Verbündete der Arbeiterklasse, 5. Aufgaben einer Vereinigung sozialistischer Kulturschaffender: a) Kampf gegen die imperialistische Kultur und Kunst, b) Entwicklung, Förderung und Verbreitung fortschrittlicher Kunst, c) Kampf gegen Zensur, politische Disziplinierung und Unterdrückung, d) Organisierung der internationalen Zusammenarbeit. Wider Erwarten und ganz im Gegensatz zu den Ausführungen auf dem „KPD“-Kongreß über den Zweck einer solchen Kulturorganisation enthält das Manifest keine offenen Angriffe gegen die sozialistischen Länder und gegen die DKP, obwohl der politische Standpunkt der Unterzeichner selbst eindeutig im Dunstkreis der „KPD“ festzumachen ist. Dahinter mochte die Absicht gestanden haben, möglichst viele indifferente fortschrittliche Künstler anzusprechen. Insgesamt wird sehr vorsichtig formuliert, und nur eine genauere Kenntnis maoistischer Positionen und Redewendungen erlaubt eine kritische Einschätzung des Manifestes. Man kann unterstreichen, was die Dortmunder Werkstatt im Werkkreis Literatur der Arbeitswelt in einem Diskussionspapier für die VII. Delegiertenversammlung des Werkkreises festgestellt hat: „Das Manifest ist eine Mischung aus falschen und richtigen Aussagen. Richtige oder einigermaßen richtige Aussagen finden wir immer dann im Manifest, wenn Lehrbuchweisheiten oder Allgemeinplätze verkündet werden. Falsch und unsinnig werden die Manifest-Sätze meist dann, wenn die Manifest-Autoren eigene Gedanken entwickeln, wenn sie sich um konkrete Probleme bemühen, die nicht mit Hilfe stehender Formulierungen zu Papier gebracht werden können. Eine solche Mischung aus falschen und richtigen Aussagen ist leider bestens geeignet,

ungeschulte Kolleginnen und Kollegen aus den Betrieben, Kulturschaffende usw., die sich um eine fortschrittliche Lösung der anstehenden kulturpolitischen Probleme bemühen, falsch zu orientieren.“⁸ Ein Beispiel dafür ist die Gleichsetzung: „Berufsverbote und Gewerkschaftsausschlüsse – das ist das Gesicht der kapitalistischen Wirklichkeit“.⁹ Ganz abgesehen davon, daß der undemokratische Ministerpräsidentenbeschuß auf einer anderen Ebene liegt als das Recht jeder freiwillig zusammengeschlossenen Arbeiterorganisation, Abwehrmaßnahmen gegen ihre Gegner zu ergreifen (wobei hier nicht für die Methode der Unvereinbarkeitsbeschlüsse plädiert wird), erscheinen die Gewerkschaften im Zitat als Organisation des Kapitals und seines Staates. Letztlich erklärt eine solche These den Gewerkschaftsmitgliedern, daß sie ihre Organisation abschreiben können.

Nach der Veröffentlichung des Manifestes wurden Ortsgruppen aufgebaut, die die Grundlage der ISK sind. Im Herbst 1974 existierten in der Bundesrepublik und in Westberlin 8 Ortsgruppen und 2 Aufbaugruppen, wobei sich die einzelnen ISK-Gruppen in Arbeitskreise gliedern, die sich mit verschiedenen künstlerischen Medien beschäftigen. Auch publizistisch traten die ersten Ortsgruppen hervor. Der Westberliner Arbeitskreis „Musik im Klassenkampf“ gab die Broschüre „Kriselkreisel – Lieder und Texte“ heraus (Thema u. a.: Steglitzer Kreisel-Skandal), in der auch ein „Lied der revolutionären Gewerkschaftsopposition“ („Hinein in die Gewerkschaft – stärkt die RGO!“) vorgestellt wird – eine gradlinige Fortsetzung der im Manifest angelegten gewerkschaftsfeindlichen Tendenz.

Seit Januar 1975 erscheint monatlich bzw. zweimonatlich die Zeitschrift *Kämpfende Kunst*, das zentrale Organ der ISK bzw. VSK. Die Zeitschrift bietet thematisch eine relative Bandbreite: Berichte über die Aktivitäten der Ortsgruppen, Kritik des bürgerlichen Kulturbetriebes, internationale Berichte, theoretische Artikel, Kunstkritik – und natürlich fehlt nicht der massive Kampf gegen DKP und SEW und die sozialistischen Länder und ihre Kulturpolitik. Gleichzeitig wird mit der Herausgabe der Zeitschrift bis dahin geübte Zurückhaltung bezüglich der Propagierung der „KPD“-Politik aufgegeben. Bereits in der ersten Ausgabe wird der „KPD“-Kultukongreß, auf den vorher nie Bezug genommen wurde, der aber den „Kampf gegen die revisionistische Kulturpropaganda der heutigen KPdSU, gegen die bürgerliche Linie der Kulturpolitik von DKP/SEW eröffnete“¹⁰, als wichtiger Anstoß für die Gründung des ISK bezeichnet. In der Februar-Nummer ruft der Zentralvorstand der ISK in einer Stellungnahme zu den Wahlen 1975 zur Stimmabgabe für die „KPD“ auf. In den folgenden Nummern der *Kämpfenden Kunst* werden dann ständig Beispiele einer Unterstützung der „KPD“ durch die ISK/VSK hervorgehoben. An dieser Sachlage hat sich bis heute nicht nur nichts verändert, sondern man kann bei der Lektüre der Zeitschrift ab Sommer 1975 eindeutig feststellen, daß die Vereinigung auch alle politischen Richtungsänderungen dieser maoistischen Gruppierung mitvollzogen hat. – Mit ihrer schließlichen Etablierung hat die VSK auch die *Sozialistische Zeitschrift für Kunst und Gesellschaft* übernommen, die als theoretisches Organ vierteljährlich erscheinen soll. Sechsmal jährlich wird von der VSK seit Frühjahr 1976 der „Theaterbrief“ herausgegeben, der sich „vor allem an die Theaterschaffenden in den bürgerlichen Instituten wendet“.

Am 18./19. Mai 1975 ging mit dem Gründungskongreß der „Vereinigung Sozialistischer Kulturschaffender“ in Düren/Rheinland die einjährige Aufbauphase der ISK

zu Ende. Insgesamt markierte diese Zusammenkunft offen und bewußt die prinzipielle ultralinke Festlegung der Organisation. Bereits im offiziellen Einladungsschreiben vom 3. 4. 1975 wurde verbreitet, bei allen bisherigen Aktivitäten der ISK hätte sich gezeigt, „daß wir nicht nur gegen die Kulturpolitik der herrschenden Parteien, sondern auch gegen die zutiefst bürgerlichen Winkelzüge der DKP/SEW-Führung und der von ihr beeinflußten Organisationen kämpfen müssen, wenn wir wirklich für die Interessen der Werktätigen eintreten wollen“. Damit war die Marschrichtung der VSK festgelegt; sanktioniert wurde sie auf der 2. Delegiertenkonferenz, die während des Gründungskongresses tagte.

Zur 2. Delegiertenkonferenz kamen Vertreter aus 11 Gruppen mit 25 Arbeitskreisen (Musik, Theater, Videofilm, Bildende Kunst usw.). Insgesamt hatte sich der Einfluß der ISK seit der 1. Delegiertenkonferenz, die im Oktober 1975 stattgefunden hatte und auf der die „Gründung einer sozialistischen Kulturorganisation auf der Basis eines revolutionären Programms“ vorbereitet worden war¹¹, kaum vergrößert. (Zum Vergleich: im März 1977 kann die VSK nur noch 7 Ortsgruppen aufführen.)¹² Im Rechenschaftsbericht an die Delegierten wurde vor allem hervorgehoben, daß das ISK-Manifest „einer klaren Auseinandersetzung mit dem Sozialimperialismus und seinen besonders aggressiven Hegemoniebestrebungen sowie der Notwendigkeit einer entschiedenen Kampfansage an die revisionistische Kunst und Kultur ausweicht“. ¹³ Dementsprechend beherrschte die Auseinandersetzung über dieses Thema die Versammlung. Sie entzündete sich besonders an der „Ersten politischen Resolution zur Frage der imperialistischen Supermächte“. Darin wurde die im Frühjahr 1975 plötzlich von der „KPD“ übernommene neue maoistische Variante vom „sowjetischen Sozialimperialismus als der aggressiveren und gefährlicheren Supermacht“ genau kopiert. Es war auch der offizielle Vertreter der „KPD“ auf der Delegiertenversammlung, der den Anwesenden in einem längeren Beitrag, der von hahnebüchenen Behauptungen und unmarxistischen Einschätzungen nur so strotzte (was der Redner selbst unfreiwillig zugeben mußte), die neue Linie schmackhaft machen wollte. Angeblich – und so wurde es nach der Delegiertenkonferenz öffentlich bekanntgegeben¹⁴ – soll sie „auf der Grundlage eines demokratischen Konsultations- und Diskussionsprozesses in den Ortsgruppen“ vorbereitet worden sein. Während der Diskussion des Referates stellte sich jedoch heraus, daß die Resolutionsvorlagen erst wenige Tage vor der Konferenz den Ortsgruppen zugegangen waren und dort – wenn überhaupt – nur äußerst oberflächlich behandelt werden konnten (so die Kritik der Delegierten). Daher wurden die meisten Vertreter mit diesem unvermittelten und überraschenden ideologischen Schwenk unvorbereitet konfrontiert und reagierten durch Unsicherheit oder offene Ablehnung. Der Vorschlag, die erste Resolution noch einmal in den Ortsgruppen intensiv zu diskutieren, wurde aber von der VSK-Führung nicht angenommen. Auch die Einwände gegen die neuen maoistischen Thesen über die Sowjetunion fanden keine Berücksichtigung. Schließlich wurde die Auseinandersetzung über diese Frage abgebrochen und über die „Erste politische Resolution“ abgestimmt. Ein Fünftel der Delegierten enthielten sich der Stimme. Dieser demonstrative Akt löste im Zentralvorstand Unmut aus, weil die Stimmehaltung in dieser Situation als Opposition aufzufassen war. Man darf diese Gegnerschaft jedoch nicht als grundsätzliche Ablehnung der maoistischen Linie der VSK auffassen;

vielmehr waren diese Kritiker in der Mehrzahl nur nicht bereit, die neue maoistische Variante zu unterstützen, die ihnen nun doch etwas zu abenteuerlich vorkam. Es handelt sich hier um Widersprüche innerhalb des ultralinken Lagers, und es wäre falsch, allein daraus eine potentielle Bündnisfähigkeit für die demokratische und sozialistische Kulturarbeit zu interpretieren, solange sich die Kritiker nicht von ihrem Antikommunismus und Antisowjetismus befreien. Dazu sind sie aber zur Zeit nicht bereit, wie ihre Zustimmung zur „Dritten politischen Resolution zur revisionistischen Kulturpolitik“ zeigte. Diese Beschußvorlage richtet sich gegen die DKP als „Agentur des sowjetischen Sozialimperialismus“, die ihren geringen politischen Einfluß und ihren Revisionismus durch verstärkte kulturelle Arbeit verdecke. Degenhardt, Hüsch, Kittner und der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt beispielsweise würden für die DKP „eingespannt“. Die gewerkschaftliche Orientierung der Kulturschaffenden wird als „Festlegung auf ständische Forderungen“ gefälscht, der „Kampf zwischen Kulturschaffenden und der Arbeiterklasse gegen Kapital und Gewerkschaftsführung“ als Alternative propagiert. (Der antigewerkschaftliche Standpunkt der VSK kommt auch in der einstimmig angenommenen „Zweiten politischen Resolution zur verschärften politischen Unterdrückung in der BRD und Westberlin“ zum Ausdruck.) Insgesamt hebt die Kulturresolution den umfassenden Kampf gegen die DKP und die Kommunisten und die mit ihnen zusammenarbeitenden Organisationen und Publikationen (auch der *kürbiskern* bekommt sein Fett) zu einer Hauptaufgabe mit dem Ziel ihrer Isolierung, wobei allerdings zum Ausdruck kommt, daß man die Auseinandersetzung – wohl wegen der eigenen Schwäche – vor allem durch „Entlarvung“ (etwa in den Gewerkschaften) und „Gegenpropaganda“ (z. B. bei Veranstaltungen) führen will; entsprechende Beispiele folgen noch. Diese Haltung wird auch zukünftig eine wesentliche Grundorientierung der VSK sein, die allerdings um so wirkungsloser wird und langfristig zum Scheitern verurteilt ist, je überzeugender und volksverbündener sich die fortschrittlichen Kulturbestrebungen entwickeln. Es ist übrigens bezeichnend für die „Kulturorganisation“ VSK, daß sie auf ihrer Gründungsversammlung kein einziges Hauptdokument über die Notwendigkeit einer eigenen künstlerischen Praxis verabschiedete. Auch ihre kulturpolitische Zwecksetzung, hauptsächlich formuliert durch die „Dritte politische Resolution“, muß man vornehmlich als Kampf gegen die gewerkschaftlich orientierte Kultur einschätzen. – Zusammen mit dem Manifest bilden die drei politischen Resolutionen die programmatiche Grundlage der VSK.

Angesichts solcher sektiererischer Positionen taucht die Frage auf nach der Mitgliederbasis der VSK, die ihrem eigenen Anspruch nach „hauptsächlich kleinbürgerliche Kulturschaffende organisiert“. In den Ortsgruppen sind Studenten scheinbar die stärkste Gruppe, hinzu kommen einige Wissenschaftler, Künstler und andere Intellektuelle; Arbeiter fehlen. Die ISK/VSK hat es nicht geschafft, zu einem Sammelbecken für fortschrittliche Künstler zu werden. Nach eigenen Aussagen auf der 2. Delegiertenkonferenz muß die Bündnisarbeit verbessert werden. Man kann aber annehmen, daß die eindeutige politische Ausrichtung der Vereinigung dieser Absicht diametral entgegensteht. Die angestrebte Bündnisfähigkeit der „KPD“-VSK erscheint selbst im maoistischen Bereich als sehr fraglich. So distanzierte sich beispielsweise bald nach dem Gründungskongress die Gruppe um den Kölner Verlag

Gaehme-Henke („Produktion Ruhrkampf“), die das Manifest mitunterzeichnet hatte, von der VSK, weil sie zu „KPD“-gelenkt sei und daher in ultralinken Kreisen keine Bündnisfunktion erfüllen könnte. Wahrscheinlich um von der eigenen Unfähigkeit abzulenken und die selbst zugegebene „KPD“-Nachbarschaft zu kaschieren, verleumdet die VSK demokratische Bündnisorganisationen wie etwa den Werkkreis Literatur der Arbeitswelt. Man hört so lächerliche Unterstellungen wie: seine Sprecher seien „an der Erhaltung imperialistischer Ausbeutungsverhältnisse aktiv interessiert“, natürlich seien sie „Agenten des Sozialimperialismus“, sie unterstützten „die ideologische Konterrevolution“ und trügen „wissenschaftlich und zielbewußt zur Verwirrung, zur ideologischen Entwaffnung der Arbeiterklasse und der mit ihr verbündeten Schichten bei.“¹⁵ Andererseits offenbart die VSK ständig ihr eigenes gebrochenes Verhältnis zur Arbeiterklasse und zur Einheitsgewerkschaft und unterstrich es beispielhaft zum 1. Mai 1976. Sie unterstützte offen die von der „KPD“ gegen den DGB gerichteten Spalterforderungen und -demonstrationen, distanzierte sich von den demonstrierenden Arbeitern und Angestellten mit der Parole „Der Bonzen-Mai – ohne uns!“, und wollte das Ganze dann noch als besonders gelungenen Beitrag zur „Aktionseinheit von Demokraten und Kommunisten“ verkaufen.¹⁶ Ein wahrhaft gutes Lehrstück zur „Bündnisarbeit“!

Die auf der 2. Delegiertenversammlung im Mai 1975 festgeschriebene Linie setzte der dort neu gewählte Zentralvorstand mit Vehemenz in die Tat um, wobei die folgende Episode nur ein Beispiel ist für die sich übertrumpfende ultralinke Absurdität. In der *Kämpfenden Kunst* Nr. 8/9 – 1975 erschien ein Artikel über den US-amerikanischen Kulturimperialismus. In der nächsten Ausgabe polemisierte ein Mitglied des Zentralvorstandes in einem dreiseitigen Leitartikel scharf gegen den Abdruck dieses Aufsatzes. Seine Kritik: „Die VSK geht doch davon aus, daß man Supermacht nicht gleich mit Supermacht setzen kann. Die Sowjetunion ist die gefährlichere von beiden, denn sie befindet sich im Aufstieg . . . Unsere Linie ist (im kritisierten Artikel, K. E.) so zumindest falsch entwickelt, denn ihr hätten zunächst ein Bewußtsein über die Vormarschpläne und -aktivitäten des Sozialimperialismus schaffen müssen, um dann klarzumachen, daß die USA keineswegs wie höfliche Gentlemen das Feld räumen, um es dem Nebenbuhler zu überlassen, sondern daß sie allerdings zäh um die Aufrechterhaltung ihrer Herrschaftsposition ringen. So aber siehts halt doch nach „Hauptfeind USA-Linie“ aus, eine Vorstellung, die wir bekämpfen, weil sie die Revisionisten begünstigt . . .“ In einem Vorwort stellt sich die Redaktion der *Kämpfenden Kunst* vollinhaltlich hinter diese „Kritik“: „Seine Argumente – der Artikel verschweigt die größere Gefährlichkeit des Sozialimperialismus auch auf kulturellem Gebiet . . . sind im Kern richtig und haben Gewicht.“ Für die Praxis heißt das: Der Kampf gegen den US-Imperialismus wird VSK-offiziell ausgesetzt . . .

Um so eifriger organisiert die Vereinigung entsprechend ihrer programmatischen Grundlage von ihr selbst so genannte „Gegenveranstaltungen“, die sich als „revolutionäre Alternative“ gegenüber wichtigen Kulturangeboten verstehen und parallel durchgeführt werden. Abgesehen von einigen kleineren Aktionen seien hier erwähnt: eine Gegenveranstaltung zu den Ruhrfestspielen Recklinghausen 1975 und eine Veranstaltungsreihe während der fortschrittlichen „Westberliner Kulturtage“ im November/Dezember desselben Jahres.¹⁷

Anlässlich der Debatte um das 14. Strafrechtsänderungsgesetz (§ 88a) rief die VSK zu einem „Forum gegen politische Unterdrückung in den Kulturinstitutionen und Massenmedien“ auf. Es wurde im Februar 1976 in Hamburg durchgeführt. Diese Veranstaltung fand etwas mehr Resonanz als andere Aktionen der Gruppe, weil sie eine zentrale bundesweite Manifestation mit großer Mobilisierung war, außer von Maoisten der § 88a von keiner anderen Seite in dieser Weise als Hauptthema aufgegriffen wurde, andererseits die Kulturschaffenden davon unmittelbar betroffen waren, was eine gewisse und zeitweilige Einflußnahme, gleichwohl Desorientierung auch durch die VSK in diesem Bereich möglich machte; weil man schließlich zwei bekannte Persönlichkeiten zur Mitwirkung an diesem Kongreß gewinnen konnte: Jan Myrdal und Prof. Ernst Bloch, der die Schirmherrschaft übernommen hatte. Außerdem stellte die VSK in dieser Zeit und im Aufruf zum Meeting vor allem ein Interesse an der Verteidigung demokratischer Rechte und am demokratischen Kampf in den Vordergrund und verschwieg ihre tatsächliche Zielsetzung. Die während der Vorbereitungskampagne aufgenommene Forderung, „Kräfte in der DKP“ in das proklamierte breite Bündnis mit einzubeziehen, wurde freilich – wie schon vorher – prompt zurückgewiesen: „Mit Antidemokraten kann es keine Einheit geben“¹⁸, wie denn auch die Ausführungen während des Forums selbst an gewohnter ultralinken Klarheit nichts mehr zu wünschen übrig ließen. – Ein Sonderdruck der *Kämpfenden Kunst* dokumentiert die Hamburger Veranstaltung.

Theorie und Praxis der VSK belegen eindeutig ihren extremen und bewußten Antikommunismus. Auf welche perfiden Methoden sie zur Erreichung ihres Ziels verfällt, soll ein weiteres Beispiel zeigen. Sie besaß die Stirn, es sogar noch selbstgefällig zu veröffentlichen. – Bekanntlich kreierten die Linkssektierer vor gut zwei Jahren die Devise der „Vaterlandsverteidigung“, wobei sie sich natürlich auch gegen Abrüstung und Entspannung aussprachen, und im Zusammenhang mit dem Fall Guillaume gab die „KPD“ die Lösung aus, alle „revisionistischen Agenten und Spione“ – gemeint waren alle Kommunisten – in den Betrieben, Organisationen und Gewerkschaften zu „enttarnen“. Das nachstehende Beispiel folgt voll und ganz dieser Aufforderung. – Nach dem VS-Kongreß (Verband deutscher Schriftsteller in der IG Druck und Papier) in Stuttgart 1975 schrieb das VSK-Sekretariat einen „Offenen Brief“ an den neu gewählten Vorsitzenden, den „geehrten Herrn Kollegen Amery“. Darin heißt es: „Mit Befriedigung haben wir ebenfalls zur Kenntnis genommen, daß Sie sich gegenüber dem Ansinnen, die berechtigte Forderung nach Durchsetzung unserer sozialen Forderungen an die Propaganda für Senkung der Rüstungskosten zu koppeln, widersetzt haben. Spiegelt dieser Antrag mit seiner spezifischen Demagogie doch die wachsende Fremdsteuerung des VS durch Kräfte der DKP wider, die wir voller Sorge beobachten . . . Sie unternehmen den Versuch, den VS ebenso wie andere kulturelle, gewerkschaftliche und berufsständische Gremien und Organisationen für die zutiefst antidemokratischen Ziele ihrer Auftraggeber in Moskau auszunutzen . . . Wir halten es für eine elementare Notwendigkeit, dieser Bedrohung in der Einheitsfront von Demokraten, Sozialisten und Kommunisten (gemeint sind natürlich Maoisten, K. E.) entgegen zu treten . . . In der Hoffnung, daß Sie durch Ihre entschiedene demokratische Haltung einen Teil dazu beitragen werden, dieser Überzeugung auch im VS Gehör zu verschaffen, verbleiben wir hochachtungsvoll . . .“¹⁹ Einmischung in die inneren Angelegen-

heiten autonomer gewerkschaftlicher und anderer Organisationen, Denunziation und Anbiederung, die uralte antikommunistische Märe von den fortschrittlichen Kräften als Agenten der Sowjetunion – in diesen tiefsten reaktionären Sumpf muß die ultralinke Politik der VSK zwangsläufig führen, weil sie getreulich nachahmt, was die „KPD“-Führer ihr am maoistischem Unsinn vorexerzieren. – Einen ähnlichen „Offenen Brief“ schickte die VSK übrigens an Max Frisch anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 1976. Darin behauptete sie neben anderen Ungereimtheiten die angebliche Virulenz einer „deutschen Frage“ und charakterisierte die DDR als einen Staat, in dem „die Arbeiter und Werktätigen, das gesamte Volk einer menschenverachtenden Diktatur ausgeliefert sind“.²⁰

In diesem Sinne hat sich die VSK auch in die Biermann-Kampagne eingeschaltet, die ihr genauso wie den offen reaktionären Kräften Gelegenheit gab, alte Vorurteile gegen die DDR aufzuwärmen und den sozialistischen Nachbarstaat zu diffamieren. In Biermann selbst und seinen antisozialistischen Äußerungen vermutete sie zu Anfang einen der „aktivsten und raffinieritesten Roßtäuscher“,²¹ quasi den Exponenten einer besonders geschickt getarnten „5. Kolonne der SED“, und erst im Verlauf der Debatte erkannte sie ihn als einen „aufrechten und demokratischen Oppositionellen in der DDR“ an.²² Die ambivalente Haltung der VSK zur Person Biermann ist charakteristisch für den ganzen Vorgang: er liegt zwar nicht auf ihrer (maoistischen) Linie, ist aber nützlich für die Anti-DDR-Propaganda. Unter dem Motto „Gegen politische Unterdrückung in beiden deutschen Staaten“ stellten in einem Interview die VSK und der Initiator der Bochumer Biermann-Resolution „relative Gemeinsamkeiten hinsichtlich der Hegemonialbevormundung beider deutscher Staaten“ fest, behaupteten „Freiheitsberaubung“ und Nichtexistenz demokratischer Grundrechte in der DDR im Gegensatz zur BRD, um, wie die VSK meinte, auf dieser Grundlage „gegen die Heuchler der DKP die Aktionseinheit mit Kräften der Sozialdemokratie“ herbeizuführen.²³

Ein besonderes Thema, das gerade heute wieder aktuell wird, ist die Haltung der VSK zur chinesischen Politik und speziell zur Kulturpolitik. Denn was die offizielle chinesische Kulturpolitik jeweils als richtig dekretiert, betet das kulturelle Sprachrohr der „KPD“, die VSK, in der Regel ungeprüft nach und versucht, es in unserem Land als nachahmenswerte revolutionäre Errungenschaft anzubieten. Bei solchen Vorgehen widersprüchliche Aussagen an der Tagesordnung. – Ein Beispiel: Der Spielfilm „Frühlingssprossen“ (Gesundheitsversorgung auf dem Lande durch „Barfußärzte“) wurde im Herbst 1976 in einer Besprechung als der weitverbreitetste chinesische Film gelobt und von einem Vertreter des „KPD“-nahen Filmverleihs „Neue Welt“ als einer der „wichtigsten chinesischen Spielfilme der letzten Zeit“ bezeichnet, den man in der Bundesrepublik schnellstens veröffentlichen wollte.²⁴ Ein halbes Jahr später erfuhr der Leser der *Kämpfenden Kunst* das genaue Gegenteil. Beim Film „Frühlingssprossen“ sollte es sich nach der neuen Interpretation um eines der schlimmsten Machwerke zur Durchsetzung einer „reaktionären Linie“ in Partei und Staat handeln; er verfälsche die Handlung gegenüber der ursprünglichen Vorlage (einer Peking-Oper); die Funktionäre der KPCh würden grundsätzlich als „bürgerliche Machthaber“ dargestellt, die Partei selbst als verbürgerlicht gekennzeichnet; hinzu komme eine Vergötterung Mao Tse-tungs.²⁵ Die Ursache für diese überraschende Wendung, bei deren Begründung man sich auf chinesische Quellen

bezog, war die Entmachtung der sogenannten „Viererbande“ um die Witwe Maos, Djing Tjing, die in den chinesischen Massenmedien und im Kulturwesen (einschließlich der Kulturberichterstattung auch für das Ausland) vor ihrem Sturz großen Einfluß hatte. Die VSK stellte nach der Entmachtung der „Viererbande“ (die sie natürlich genauso heftig verurteilte wie es die derzeitigen chinesischen Führer und ihre Publikationen tun) zwar allgemein fest, daß sie sich oftmals Fehlinformationen wie „schlechte Propagandisten“ kritiklos einverleibt hätte, ohne allerdings auf so konkrete Widersprüche wie die Einschätzung des Films „Frühlingssprossen“ einzugehen, und anhand eines eigenen, und nicht eines im Augenblick opportunen chinesischen Maßstabes zu untersuchen, was richtig und was falsch ist. Das Rezept, das die VSK vorschlägt, um solche offensichtlichen Bauchlandungen zu verhindern und eine eigene kritische Einstellung zu entwickeln: „gründliche Beschäftigung mit den jüngsten Veröffentlichungen in der ‚Peking Rundschau‘, ‚Chinese Literature‘ und anderen chinesischen Veröffentlichungen . . .“²⁶ Dort kann man die augenblicklich gültige Wahrheit wenigstens im Original nachlesen . . .

Die theoretische Ratlosigkeit der Maoisten an der Kulturfront wird sich nicht in Untätigkeit ausdrücken. Wenn ihre Aktivitäten auch langfristig kaum eine Chance haben, das Terrain der demokratischen und sozialistischen Kultur in ihrem Sinne zu beeinflussen, sind sie doch ernsthaft zu beobachten. Ob ihre Kräfte gar für eine Spaltung der fortschrittlichen Kulturbewegung ausreichen, muß stark bezweifelt werden. Sie können aber den einen oder anderen verunsichern, denn teilweise knüpfen die ultralinken Kulturansätze geschickt an vorhandene richtige Standpunkte im Umkreis der fortschrittlichen Kulturschaffenden an, teilweise an dubiose Auffassungen, die auch noch in den Köpfen einiger wohlmeinender engagierter Künstler kursieren, so daß die sich von den angeblich offenen Programmen dieser Falschmünzer angezogen fühlen könnten. Das heißt: Eine Stellungnahme zu den sektiererischen Positionen ist gleichzeitig auch als Kritik falscher Ansichten in den verbündeten Reihen aufzufassen. Inwieweit es gelingt, die Maoisten und andere Linkssektierer in die Bedeutungslosigkeit zurückzudrängen, hängt letztlich von der Aufklärungsbereitschaft und der praktischen Entfaltung der demokratischen und sozialistischen Kulturarbeit ab.

¹ Kursbuch 15, S. 195.

² Eine marxistische Analyse der Reden gibt Jürgen Reusch: Kunst und Kultur bei Mao Tse-tung; in: facit 26, März 1972.

³ Vorwärts mit der kulturellen Offensive der Arbeiterklasse, Hrsg. KABD, Verlag Neuer Weg, Stuttgart 1973, Aktuelle Reihe Nr. 4.

⁴ Zur Debatte über unsere Aufgaben in der Kulturarbeit, und: Zu einigen Problemen bei der Organisierung einer kommunistischen Linie in der Kulturarbeit; in: Kommunismus und Klassenkampf – Theoretisches Organ des KBW, 3. Jg., Nr. 1, März 1975, Mannheim.

⁵ Die Kunst gehört dem Volk – Nieder mit der revisionistischen Kulturpropaganda, Protokoll des Kultukongresses der „KPD“, Verlag Rote Fahne, Dortmund 1973, S. 7.

⁶ Ebd. S. 186 f.

⁷ Hrsg.: Sekretariat der ISK, Köln 1974.

⁸ Horst Hensel/Werkstatt Dortmund: Die ISK – kritische Anmerkungen zu einem Gegner des Werkkreises, Mai 1975, verv. Manuskript. – Eine Entgegnung der ISK/VSK auf diese bislang erste Kritik aus ihrer Initiativphase ist veröffentlicht in der Zeitschrift *Kämpfende Kunst* (KK), Nr. 8/9, 1975, S. 20 ff. „Der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt, der Klassenkampf und wir“.

⁹ Manifest, S. 5.

¹⁰ KK, Nr. 1, 1975, S. 4.

¹¹ Ebd.

¹² KK, Nr. 3, 1977, S. 2.

¹³ KK, Nr. 6/7, 1975, S. 3.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ KK, Nr. 8/9, 1975, S. 22.

¹⁶ KK, Nr. 4, 1976, S. 2 f.

¹⁷ KK, Nr. 10/11, 1975 und Nr. 1, 1976.

¹⁸ KK, Nr. 1, 1976, S. 2 und Nr. 2, 1976, S. 4.

¹⁹ KK, Nr. 2, 1976.

²⁰ KK, Nr. 9/10, 1976, S. 27.

²¹ KK, Nr. 11/12, 1976, S. 9.

²² KK, Nr. 1/2, 1977, S. 21.

²³ KK, Nr. 11/12, 1976, S. 6.

²⁴ KK, Nr. 7/8, 1976, S. 15 f.

²⁵ KK, Nr. 3, 1977, S. 19.

²⁶ Ebd. S. 18.

Im Bewußtsein der breiten Öffentlichkeit unseres Landes wurde der Begriff „Pressefest“ stets mit Presseball übersetzt. Mit der Vorstellung eines Galaabends, dem Aufmarsch von Prominenz in Frack und Smoking, mit Politikern und Industriemagnaten, weit ausgeschnittenen Dekolletées und der aufgesetzten Fröhlichkeit einer Mainzer Karnevals-Prunksitzung. Die plattgedrückten Nasen des einfachen Volkes an den Butzenscheiben höfischer Bälle vergangener Jahrhunderte übernehmen heute die elektronischen Objekte der Fernsehkameras, die dem bundesdeutschen Volk die gelifteten Tränensäcke des Peter Boenisch, die polierten Schneidezähne des Kanzlers, das Doppelkinn des Außenministers und die Schweißperlen des Franz-Josef Strauß samt den obligaten Batterien von Champagner-Kübeln ins Wohnzimmer tragen.

Es ist das Verdienst der UZ – der Zeitung der DKP –, daß der Begriff „Pressefest“ einen neuen Inhalt bekommen hat. Nicht mehr die Oberen Zehntausend und die ihnen verbundene Halbwelt stellen die Akteure, es ist das Volk selber, das diese Feste gestaltet. 250 000 Teilnehmer im Jahre 1974 auf den Düsseldorfer Rheinwiesen, 1975 waren es 400 000, und in diesem Jahr wird die Ruhrfestspielstadt Recklinghausen das Fest der Arbeiterpresse vom 1. bis zum 3. Juli erleben. Und dort, wo das Volk zuhause läuft, befreit von kommerziellen Zwängen und vorgestanzten, sterilen Unterhaltungsindustrien – dort entwickeln sich neue Formen der Massen- und Volkskultur, dort werden die von der Konsumgesellschaft verschütteten nationalen Traditionen wieder freigelegt, dort mischt sich Freude mit Solidarität, Zuschauen mit Selbertun, dort ist man sofort auf Du und Du.

Das Erfolgsrezept der UZ-Pressefeste ist denkbar einfach. Berufskünstler, Liedermacher, Songgruppen, Theatergruppen, Volkskunstensembles, Sportler, Schriftsteller aus dem In- und Ausland stellen die eine Komponente des Programms. Die andere wird von den arbeitenden Menschen selber gestaltet. Da steht der weißblaue Bayernstadel neben dem Niedersachsenhaus, da präsentiert sich der Hamburger Hafen neben dem Flöz Sonnenschein von der Ruhr, da isst man unter den Saarbrücker Brückenbögen saftigen Schwenkbraten, da bieten Schleswig-Holsteiner frisch geräucherten Aal an, da gibt es Pfälzer Spießbraten, Bremer Eiswette, Nürnberger Zwetschgenmännla. Aus allen Bundesländern das Beste aus Küche und Keller, selbst zubereitet, zum Selbstkostenpreis angeboten.

Ich kann mich noch an den erstaunten Ausruf eines Reporters der NRZ auf dem ersten UZ-Pressefest erinnern: „Da fährt man seit Jahren nach Spanien oder Griechenland und muß nun ausgerechnet von Euch Kommunisten erfahren, wie schön die Bundesrepublik ist.“ Oder da waren die betont leger gekleideten Damen der Düsseldorfer Schickeria, die vor dem Flöz Sonnenschein den Bergleuten mit dem Finger über das geschwärzte Gesicht führten, ob denn der Kohlenstaub auch echt sei. Doch nicht die Überraschung der bürgerlichen Presse, auch nicht das exotisch prickelnde Gefühl mancher Snobs, auf Tuchfühlung mit arbeitenden Menschen zu gehen, machte das Besondere der UZ-Pressefeste aus – es war für Hunderttausende das ungewöhnliche Erlebnis, selbst Mittelpunkt zu sein, dabei nicht geschröpft zu werden und ganz neue kulturelle und politische Eindrücke zu gewinnen. Man kann getrost feststellen, daß die bisherigen UZ-Pressefeste zu den größten

Volkskunst-Festivals in der Geschichte der Bundesrepublik wurden. Auf sechs Bühnen traten Liedermacher, Solisten, Songgruppen, Jazzer, Beatgruppen, Folkloregruppen aus vier Kontinenten auf, vor weit über hunderttausend Menschen. Von den Kinderbühnen der UZ-Pressefeste katapultierte der Süverkrüp-Song vom Baggerführer Willibald zu einem Klassiker des bundesdeutschen Kinderliedes. Oder die Begegnung von Arbeitern, die noch nie in ihrem Leben eine Kunstausstellung besucht hatten, mit Malern, Grafikern und ihren Werken. Die Diskussionen zwischen Schriftstellern und Lesern. Das Kennenlernen der Nationalkultur von sozialistischen, afrikanischen oder lateinamerikanischen Ländern. Die Selbstdarstellung von Kulturgruppen ausländischer Arbeiter in der Bundesrepublik. Und immer wieder die überraschende Vielfalt an spontanen Aktionen Einzelner, ob auf dem Flohmarkt, an den Ständen der Bezirke, auf dem Kinderfest oder den Sportbühnen.

Warum vermag die DKP ein solches kulturpolitisches Ereignis auf Anhieb mit großem Erfolg auf die Beine zu stellen, und warum nehmen sich dagegen vergleichbare, aber kommerzielle Feste inhaltlich so kläglich aus?

Die UZ-Volksfeste sind Ausdruck jener Solidarität mit den arbeitenden Menschen, der sich die DKP zutiefst verpflichtet fühlt. Und so wie die DKP aktive politische Solidarität übt, so erfährt sie Solidarität, auch und gerade bei solchen Massenveranstaltungen wie den UZ-Pressefesten. Was steckt dahinter? Freiwillige und kostenlose Arbeitseinsätze der Genossen. Die Stände werden selbst gebaut. Die Delikatessen selbst zubereitet. Die Programme selbst entworfen. Künstler stellen ihr Können kostenlos in den Dienst der Sache. Tausende Helfer besorgen Quartiere, stellen Zelte auf, dekorieren den Festplatz, sind Parkwächter, verlegen Wasser- und Elektroleitungen, rammen Flaggenmaste ein, stellen den Ordnungsdienst, gehen nachts Wache. Das alles spielt sich schon Tage und Wochen vor dem Fest ab. Dafür nehmen manche ihren Urlaub oder fahren nach der Schicht zum Einsatzort. Ich kenne viele Genossen, die auch während des Festes bereitwillig eine bestimmte Aufgabe übernahmen, ob Ordner- oder Fahrdienst, ob Elektrodienst oder Nachtwache, und so vom eigentlichen Fest gar nicht so viel erleben konnten, und die dennoch keinen dieser Tage missen mochten. Diese selbstlose Solidarität und Kreativität vieler Kommunisten ermöglicht überhaupt die UZ-Pressefeste. Gewiß, die DKP ist, gemessen an der Größe unseres Landes, eine noch zu kleine Partei – aber welche Kraft, welcher Ideenreichtum, welches Organisationstalent und welche Anziehungskraft in dieser Partei vorhanden sind, das haben die UZ-Pressefeste bewiesen.

Man stelle sich nur einmal vor, die CDU veranstalte ein Fest der *Bild-Zeitung*. Nicht möglich, nicht vorstellbar.

Ein anderer Grund für die Ausstrahlungskraft der UZ-Volksfeste sind die kulturellen und politischen Inhalte. Wo Profitmacherei fehlt, wo nicht das Verschaukeln der Menschen als Unterhaltung angeboten wird – da ist der Bergmann aus Recklinghausen ebenso Akteur und Star wie der Schriftsteller aus München oder die Sängerin aus Paris. Lebensfreude verbindet sich mit der solidarischen Anteilnahme für den chilenischen Sänger, zum Vergnügen kommen Erkenntnisse über die Ziele der UZ und der DKP, dem Gespäch mit den Besuchern stellen sich die Redakteure ebenso wie der Vorsitzende der DKP.

Schließlich sind die UZ-Pressefeste Tage des Internationalismus. Es gibt keine vergleichbaren Ereignisse in unserem Land. Sänger aus dem fernen Sibirien kommen von der Bühne und kippen neben Kumpel Anton an der Theke einen „Klaren aus Kohle“. Ein Botschafter sitzt außerhalb des Protokolls vor dem Maßkrug im Bayernstadel. Studenten umringen den Chefredakteur der portugiesischen Zeitung „Avante“, und Mädchen erfragen von Karin Janz, Goldmedaillengewinnerin von München, Tips fürs Bodenturnen. Internationale Foren neben Solidaritätsmeetings, in vielen Sprachen gibt es Debatten über Berufsverbote. Auch das gehört zum Fest. Nach dem ersten UZ-Pressefest 1974 auf den Düsseldorfer Rheinwiesen verschlug es den Herrschenden die Sprache. Wo sie ein sektiererisches Treffen vermutet hatten, stand ein Volksfest mit ganz neuem Charakter. Wo sie Chaos prophezeit hatten, verlief ein kulturelles Massenereignis in vorbildlicher Ordnung. Und am tiefsten traf die Herrschenden: trotz Totschweige-Taktik kamen Hunderttausende. Nach der Devise, daß nicht sein kann, was nicht sein darf, begann die Politik der Nadelstiche gegen das Fest, man bemühte Verwaltungsgerichte, schickte kleinkarierte Kommunalpolitiker ins Feld, und als alles nichts mehr half, mußte in Düsseldorf auf höhere Weisung eine neue „Nutzungsordnung“ für die Rheinwiesen verabschiedet werden, eine Lex-Pressefest, um die UZ von den Rheinwiesen zu verbannen. So fiel das Fest 1976 aus. Das Fest 1977 findet in Recklinghausen statt. Nicht ohne Schwierigkeiten. Interessant ist in diesem Zusammenhang nicht das Vorgehen der herrschenden politischen Kräfte gegen die DKP (Berufsverbote, Wahlbehinderungen, Ausschluß aus den Massenmedien, Unvereinbarkeitsbeschlüsse und so weiter und so fort belegen zur Genüge den verhängnisvollen Antikommunismus) – interessant ist der Gegenstand, eben das Volksfest. Da veranstaltete die UZ ein Volksfest, auf dem sich das Volk wohlfühlte, nicht geneppt wurde, auf dem der Gedanke der Solidarität und der internationalen Verständigung Triumphe feierte, mit dem bislang reichhaltigsten kulturellen Angebot in unserem Lande – und das sollte verhindert werden. Von jenen, denen Begriffe wie Pressefreiheit, Menschenrechte und Menschenwürde unaufhörlich von den Lippen tropfen.

Übrigens, gelegentlich ist zu hören, daß man sich mit den Kommunisten im eigenen Lande politisch auseinandersetzen sollte. Auch wir sind dieser Meinung. Wohl an denn: treten wir mit der Welt und ihrem „Pressefest“ in Konkurrenz. Lassen wir Reich-Ranicki ein Programm machen oder Löwenthal. Geld haben sie doch, Plätze bekommen sie sicherlich auch – nur wer wird kommen? Wir jedenfalls fürchten diese Konkurrenz nicht.

Das UZ-Volks- und -Pressefest 1977, zu dem diesmal die DKP-Kreisorganisation Recklinghausen einlädt, findet vom 1. bis 3. Juli statt. Im Kohlenpott, ein Fest der Menschen von Rhein und Ruhr, das kulturpolitische Ereignis des Jahres für alle, die Kultur an der Seite der arbeitenden Menschen suchen und finden.

Es sei zunächst darauf hingewiesen, daß *gewerkschaftliche Kulturarbeit* hier in einem engeren Sinne gemeint ist, denn richtig verstanden bedeuten auch Tarifpolitik, die Arbeit der Betriebsräte oder der Kampf der Gewerkschaften um Mitbestimmung Kulturarbeit.

Unverkennbar haben gerade in den letzten beiden Jahren die kulturellen Aktivitäten der DGB-Gewerkschaften erheblich zugenommen, also in der Zeit der stärksten wirtschaftlichen Krise seit den 50er Jahren. Dabei könnte leicht der Eindruck entstehen, die Gewerkschaften wichen vor den verstärkten Widerständen der Unternehmer und der widrigen politischen Entwicklung auf eine kulturelle Spielwiese aus.

Das Gegenteil ist der Fall.

Angesichts der verschärften ökonomischen und politischen Situation bedarf es des verstärkten Widerstandes, mehr politischer Fantasie und eines gefestigten Selbstbewußtseins. Kulturarbeit ist nowendiger Bestandteil gewerkschaftlicher Arbeit, die auf Veränderung der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse abzielt. Die Ziele der Gewerkschaftsbewegung gemäß den Interessen der Lohnabhängigen beruhen nicht einseitig auf der rationalen Analyse des gesellschaftlichen Interessengegensatzes, sondern ganz wesentlich auch auf der emotionalen Betroffenheit abhängig arbeitender Menschen. Gewiß darf die emotionale Betroffenheit nicht überbewertet werden, sie zu vernachlässigen bedeutet aber, wesentliche humane Qualitäten außer acht zu lassen. Schließlich sind die Bedürfnisse der Kollegen nach Entspannung, Unterhaltung, Spaß, kurz: nach einer befriedigenden Erlebnissphäre Momente gewerkschaftlicher Arbeit und Zielsetzung. Gewerkschaftliche Kulturarbeit greift die Interessen, Bedürfnisse und Hoffnungen der Kollegen auf, entwickelt sinnlich wahrnehmbare Ausdrucksformen der Selbstdarstellung und Kommunikation. Sie ist damit ein wichtiges Medium zur Übermittlung von Inhalten, deren bloße theoretische Darstellung kaum erfolgreich sein kann. Wie wichtig gemeinsame Kinobesuche, Beschäftigung mit Literatur, darstellender Kunst und Musik sind, zeigt allein die Praxis gewerkschaftlicher Jugendarbeit. Kulturarbeit unterstützt dabei auch die emotionale Integration und solidarische Verbundenheit der Kollegen. *Gewerkschaftliche Kulturpolitik* muß einen Beitrag liefern zur vielseitigen Persönlichkeitsentwicklung der Arbeitnehmer, wobei das nicht im bildungsbürgerlichen Sinne verstanden werden darf. Persönlichkeitsentwicklung im gewerkschaftlichen Sinne bedeutet vielmehr: Entwicklung eines umfassenden Bewußtseins der eigenen gesellschaftlichen Lage als Lohnabhängiger und der Notwendigkeit, sich gewerkschaftlich und politisch zu engagieren; Erkennen und Entwickeln der oft verschütteten eigenen schöpferischen Fähigkeiten auf vielen Gebieten; also Entwicklung eines individuellen und kollektiven Selbstbewußtseins als unerlässliche Voraussetzung für den gewerkschaftlichen und politischen Kampf. Indem sich gewerkschaftliche Kulturarbeit mit den Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeitnehmer auseinandersetzt, gesellschaftliche und persönliche Interessen aufzeigt, das Schöne zeigt und das Erstrebenswerte deutlich

macht, den Menschen als ganzen Menschen und nicht nur als „funktionierendes Rädchen“ sieht, „ist gewerkschaftliche Kultur — humanistische Kultur“ (Oswald Todtenberg, Abteilung Kulturpolitik beim DGB-Bundesvorstand).

„Dem sozialen Auftrag der Gewerkschaften entspricht die Forderung, künstlerische Werke aus Vergangenheit und Gegenwart allen zugänglich zu machen“ (DGB-Grundsatzprogramm). Freilich geht es dabei nicht um eine fiktiv-neutrale Vermittlung von Kunst, sondern um deren aktive Aneignung vor dem entsprechenden historischen gesellschaftlichen Hintergrund. Dies ist ein Teil umfassender gewerkschaftlicher Bildungsarbeit.

Kulturarbeit zielt endlich ebenso wie die gesamte gewerkschaftliche Arbeit auf die Selbstentfaltung und Eigeninitiative der Kollegen. Die zeichnerische Darstellung von gesellschaftlichen Zusammenhängen, Fotografieren, Schreiben etc. sind hier als Formen der aktiven Auseinandersetzung mit der sozialen Entwicklung und als Teil eines politischen Lernprozesses zu sehen. Kollegen, die Berichtshefte, Bewerbungsbriefe und Akkordzettel schreiben können, warum sollten die nicht noch anderes fertigbringen? Die autobiografischen Aufsätze von jungen Textilarbeiterinnen, die während einer Schulung entstehen und zum Gegenstand dieser Schulung werden, machen ihre Leser betroffener als mancher autobiografische Roman großer Schriftsteller. Gemeinhin gelten sie nicht als Literatur, weil darüber weithin Verlagskonzerne und bezahlte Literaturkritiker entscheiden, trotzdem sind sie es auf ihre Weise. Die Zeichnungen, mit denen junge Kollegen während eines Seminars den Produktionsprozeß und ihre Position darstellen, sind sicher nicht für Galerien gemacht, aber sie sind Teil eines Lernprozesses und beste Beispiele gewerkschaftlicher Kulturarbeit. Diese Arbeit ist kaum spektakulär (sie hat keine Zeitungsfeuilletons, keinen Kunstmarkt, keine Kunstpäpste usw.), sie geschieht meistens im Verborgenen (zumindest unbeachtet von den Massenmedien), aber sie braucht sich keinesfalls zu verbergen. Falsch wäre es, mit dem etablierten Kunstbetrieb zu konkurrieren, sondern es geht darum, eine echte Alternative von und für die abhängig arbeitenden Menschen zu schaffen.

Verschiedene bisher praktizierte Beispiele sollen im folgenden einen Ausschnitt gewerkschaftlicher Kulturarbeit und deren Probleme beschreiben. Ausgeklammert bleibt hier die zentrale Kulturarbeit des DGB wie die „Ruhrfestspiele“, das „junge forum“ Recklinghausen, die Vergabe des DGB-Kulturpreises u. a. m. Vielmehr sollen einige Beispiele der alltäglichen Kulturarbeit „vor Ort“, also in den DGB-Kreisen, angeführt werden.

Zwei Beispiele aus der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit wurden schon genannt. Darüber hinaus werden in einigen Seminaren Lesungen und Gespräche mit Schriftstellern angesetzt, die sich inhaltlich mit den Seminarthemen verbinden sollen. Das ist auch in vielen Jugendgruppen Teil des Programms. Zunächst tauchen hier meist einige Schwierigkeiten auf. Die Vorbehalte vieler Kollegen sind nicht allein durch forschrittlche Literatur oder Schriftsteller abzubauen. Im Hintergrund steht oft das Gefühl, Literatur sei halt etwas sehr Anspruchsvolles und „Hohes“, von dem nicht so genau zu sagen sei, wozu es eigentlich nütze. Schriftsteller werden oft als recht fremdartige Menschen angesehen, die eben begabt seien, eigentlich in einer andern Welt für andere Menschen

schreiben und von den Lebensverhältnissen der Kollegen kaum etwas wissen. Und dem entsprechen ja auch ganz reale Erfahrungen, die bei solchen Gesprächen oder Lesungen miteinbezogen werden müssen. Die sehr berechtigte Frage nach dem Nutzen eines Wortes, nach seinem Gebrauch oder Mißbrauch, muß gestellt werden. Oft besteht seitens der Kollegen aber doch wieder zu großer Respekt vor dem fremden Wesen „Künstler“ oder gar die Furcht, sich zu blamieren. Schriftsteller ihrerseits haben wohl oft auch gewisse Schwierigkeiten, offen mit den Kollegen zu sprechen. Am besten gelingt die gegenseitige Verständigung, wenn das Handwerkszeug, die Arbeitsweise, die Schwierigkeiten, Vorstellungen und Zielsetzungen schonungslos dargestellt werden. Dies ist ein schwieriger Prozeß, der sicher nicht immer auf Anhieb gelingt. Vielleicht liegt unter anderem eine Möglichkeit darin, Zusammenhänge zwischen ganz direkt „nützlicher“ Literatur (Gesetzeskommentare, Nachschlagewerke, Berichte von gewerkschaftlichen Aktionen) und forschrittlche politischer Unterhaltungsliteratur herzustellen (evtl. in einer Art Buchausstellung). Zwei Aspekte erscheinen mir besonders wichtig: einerseits muß die vorgestellte Literatur in Verbindung mit der Lebenssituation der Kollegen stehen, sollte zur Reflexion darüber anregen, ohne andererseits in einem engen Sinn belehrend wirken zu wollen. Sie sollte vielmehr in unterhaltsamer Form die Hoffnungen der Kollegen auf Alternativen aufgreifen, entwickeln und bestätigen. Vor einigen Jahren noch wurde hie und da versucht, junge Kollegen vom „Heftler“-Lesen abzubringen und an politisch forschrittlche Literatur heranzuführen, indem die Kultur- und Freizeitindustrie analysiert und kritisiert würde. Dieser Weg ist falsch. Erst im Rahmen einer gewerkschaftlichen (Bildungs-)Arbeit, die aus den Erfahrungen der Kollegen die Erkenntnis der eigenen sozialen Lage und der Veränderungsmöglichkeiten sowie ein entsprechendes Selbstverständnis entwickelt, kann auch eine solche Literatur ihre Funktion erfüllen.

In vielen DGB-Kreisen, insbesondere in der DGB-Jugend werden in gewerkschaftlichen Aktionen kulturelle Veranstaltungen eingebaut: Musikalische Darbietungen, Auftritte von Songgruppen, Lesungen und Theaterveranstaltungen. In einigen DGB-Kreisen werden zum 1. Mai ganztägige kulturelle Programme oder Vorveranstaltungen durchgeführt. Ausstellungen politisch engagierter Fotografie, Malerei und Grafik in Gewerkschaftshäusern und Schulungshäusern sind an der Tagesordnung. Besonders erwähnt sei hier nur die Ausstellung der IG-Metall „Arbeiter in der Kunst“, die bereits an mehreren Orten gezeigt wurde.

Der DGB Kreis München führt seit einiger Zeit Führungen in Museen und aktuellen Ausstellungen durch, so z. B. in der Alten Pinakothek oder in der äußerst fragwürdigen, den Faschismus verharmlosenden Ausstellung „Die 30er Jahre in Deutschland“. Damit wird einerseits zu desorientierenden Führungen anderer Institutionen eine Alternative für die Kollegen geboten und ein kulturelles Angebot geschaffen, das viele erstmals die Schwelle der Musentempel überschreiten und Besitz ergreifen lässt von historischen Kulturgütern. Stellvertretend für viele sei ein Betriebsrat zitiert: „Ich wollte schon immer mal in die Alte Pinakothek gehen, hab's aber doch nicht gemacht, weil ich davon halt nichts verstehe. Aber der Kollege erklärt das richtig spannend!“

Die Funktion von Bildern, der historische, politische und gesellschaftliche Hintergrund und der Zusammenhang mit den Kunstwerken ist Gegenstand dieser Führungen am Sonntagvormittag. Viele Kollegen rücken mit Frauen und Kindern an. Von vielen kamen begeisterte Reaktionen, und sie brachten das nächste Mal weitere Kollegen mit. Ein solcher Ansturm wurde nicht erwartet. Nun sollen weitere Führungen zur lokalen Geschichte der Arbeiterbewegung und einige Exkursionen in die Umgebung (zum Bauernaufstand von 1705, Kirchenbauten, Macht und Rolle der Kirche u. a. m.) hinzukommen.

Seit einigen Jahren bestehen in vielen Städten DGB-Songgruppen. Historische Arbeiterlieder gehören zu ihrem Repertoire ebenso wie selbst getextete und vertonte Lieder mit aktuellem politischen Bezug oder politisches Kabarett. Wichtig erscheint dabei vor allem, daß Darbietungen der Songgruppen nicht nur schmückendes Beiwerk zu gewerkschaftlichen Versammlungen darstellen, sondern unterhaltsame Programme mit aktuellen politischen Themen ausgearbeitet werden.

Darüber hinaus sollen Songgruppen die Eigeninitiative musikalisch interessierter Kollegen anregen und fördern, sei es durch regelmäßige Treffen oder „Workshops“, sei es auf Seminaren mit den Schulungsteilnehmern. Schließlich müssen es ja nicht immer nur Schlagerimitationen oder Wandervogellieder sein, die ein Gitarre spielender Kollege singt. Welche Möglichkeit besteht sonst zur musikalischen Betätigung im politischen Rahmen? Auch dies kann ein Weg sein zur Entwicklung politischen Bewußtseins. Freilich traut sich mancher mit seinen Fähigkeiten und Interessen nicht so recht ans Tageslicht.

Besonders deutlich wurde dies bei einem vom DGB-Kreis München für Münchner Arbeitnehmer ausgeschriebenen Foto- und Malwettbewerb zum Thema „Blickpunkt Arbeitswelt“. Der Erfolg ist von der Anzahl der Einsendungen her gesehen bescheiden, die Qualität der eingesandten Arbeiten ist jedoch erstaunlich. Als eines der Hauptprobleme erscheint mir die Scheu der Kollegen, sich öffentlich zu dem zu bekennen, was sie im Verborgenen in ihrer Freizeit tun und wovon sie dann angeblich „keine Ahnung“ haben. Mancher fragte sehr zaghaft an, ob er mal etwas zeigen dürfe, er sei nicht sicher, ob seine Bilder geeignet wären. Andere spielten ihr Engagement herunter, sie hätten das halt mal so gemacht, es sei nichts besonderes, nur so ...

Nur sehr wenige erklärten, es mache ihnen Spaß zu malen oder zu fotografieren, das sei für sie eine Auseinandersetzung mit der Umwelt auf andere Art, und sie wollten gerne mit anderen zusammen weitermachen und Erfahrungen austauschen. Dem meisten gilt Malerei oder Fotografie als ein Bereich, der begabten Künstlern vorbehalten ist, auf den man sich als Laie nicht vorwagen darf, ohne sich zu blamieren. Kein Wunder: Ermutigungen und Anregungen, diese Neigungen und Fähigkeiten zu pflegen, erfährt ein Kollege in der Regel sein Leben lang nicht. Entweder gilt das als unnütze Beschäftigung oder eben als hehre Kunst begabter Genies, für die ein Arbeiter höchstens gebührende Bewunderung zeigen kann (wenn er dessen überhaupt für fähig gehalten wird). Selbst liberale Kulturpolitik will die Arbeiter höchstens als passives Publikum gewinnen für eine Kultur, von der sie in ihrer sozialen Lage als Lohnabhängige mit ihrem Selbstverständnis und ihren Hoffnungen kaum ernst genommen

werden. Bestenfalls werden sie als Mitspieler zu einem Spiel eingeladen, dessen Spielregeln vorher von anderen festgelegt wurden.

Mit diesem Foto- und Malwettbewerb wurde immerhin ein Anfang gemacht, die Eigeninitiative der Kollegen zu fördern. Illusionen helfen nicht weiter: sicher verstehen die meisten Arbeiter Fotografie und Malen als ausschließliche Freizeit- und Urlaubsbeschäftigung, die nichts mit dem Arbeitsalltag zu tun hat. Vielleicht war der beabsichtigte Schritt zu groß, vielleicht ist es notwendig, ohne enge thematische Grenzen also auch das Urlaubsfoto einzubeziehen. Immerhin verbergen sich darin die alternativen Hoffnungen zu einer als grau und belastend empfundenen alltäglichen Wirklichkeit. Es ist Aufgabe gewerkschaftlicher Kulturarbeit, diese Hoffnungen zu erhalten und als Alternative zur gegenwärtigen gesellschaftlichen Realität zu konkretisieren. Die Gewerkschaften fördern damit eine spezifische Volkskunst, die nicht wie üblich auf ländliche oder religiöse Motive zurückgreift, sondern die soziale Situation der Lohnabhängigen, ihre Hoffnungen und Ängste thematisiert und an Traditionen der Arbeiterkultur vor dem 2. Weltkrieg anknüpft. Ähnliche Wettbewerbe wurden in Hamburg und Braunschweig erfolgreich abgeschlossen. Zur Zeit besteht die Überlegung, ob daran anknüpfend eine Art Werkkreis ins Leben gerufen werden kann. Ein Kollege z. B., der das zweite Bild seines Lebens für den Münchner Foto- und Malwettbewerb in sechswöchiger Arbeit am Küchentisch malte, trug sich mit dem Gedanken, einen Kurs an der Volkshochschule zu belegen. Soll er dort lernen, Gipsfiguren in akademischer Art auf die Leinwand zu pinseln? Im Anschluß an die Ausstellung der eingesandten Arbeiten sind Werkstattgespräche mit politisch engagierten Malern und Grafikern geplant.

In einigen Städten existieren DGB-Fotogruppen. Gerade hier eröffnet sich ein sehr breites Feld. Kaum ein anderes Hobby dürfte in den letzten Jahren einen ähnlichen Aufschwung genommen haben wie die Fotografie. Die DGB-Fotogruppe München verfügt bereits über ein beachtliches Archiv und kann schon viele sehr gute Fotografien von gewerkschaftlichen Aktionen und aus der Arbeitswelt vorweisen. Sie wird demnächst eine Ausstellung gestalten und plant, einen Kalender zu entwerfen.

Verschiedene Aufführungen engagierter Theatergruppen fanden im Gewerkschaftshaus statt. Daneben organisieren insbesondere Jugendgruppen gemeinsame Theaterbesuche. Beides setzt die Schwelle, die ein Kollege oft überbrücken muß, um ins Theater zu gehen, entscheidend herab. Ein reichhaltiges kontinuierliches Kulturprogramm bieten gewerkschaftliche Jugendgruppen an: Filme, Lesungen, Musikabende, Theaterbesuche werden mit der Vorbereitung von Jugendvertreterwahlen, der Diskussion zur beruflichen Bildung und der Durchführung gewerkschaftlicher Aktionen eng verbunden.

Ein weiteres Beispiel gewerkschaftlicher Kulturarbeit: In einigen Seminaren im Erwachsenenbereich arbeiten wir mit Rollenspielen, ausgehend von konkreten betrieblichen Konfliktbeispielen, und nehmen dieses Spiel mit der Videokamera auf. Anschließend wird das ganze Seminar nochmals durchgesprochen und die Aufnahme abgespielt. Dabei lernen die Kollegen unter anderen Aspekten das Medium Fernsehen und einige Einsatzmöglichkeiten kennen. Nach anfänglichen Hemmungen gehen sie meist sehr schnell und ganz selbstverständlich

damit um. Sicher haben wir beileibe noch nicht die Möglichkeiten des Spiels und der Filmaufnahme voll entwickelt, aber wir erleben hier sehr deutlich, wie Informationsaustausch und Lernen unterhaltsam gestaltet werden können, die Kollegen spielerisch ihre reale Situation darstellen, an Gestaltungsmöglichkeiten Interesse finden und ihre Scheu davor überwinden.

In vielen Bereichen stehen wir erst ganz am Anfang oder betreten auch Neuland. Vieles ist insbesondere noch in der kommunalen Kulturpolitik und in der Zusammenarbeit mit kulturellen Einrichtungen zu tun. Ich halte es z. B. für völlig verfehlt, wenn ein kommunales Jugendtheater schon allein von der baulichen Voraussetzung her zu einer Vorschule für die Staatsoper gemacht wird, private Theater, die wirkliche Alternativen für Jugendliche bieten, aber am Rande des Existenzverlustes dahinvegetieren müssen, wie das in München der Fall ist.

Es gibt aber auch in diesem Bereich erfolgreiche Kulturarbeit der Gewerkschaften, wie das Beispiel Frankfurt zeigt.

Mit ihrer Kulturarbeit leisten die Gewerkschaften einen sehr wesentlichen Beitrag zur Demokratisierung der Gesellschaft. Die bisherigen Erfolge geben ihnen recht. Kulturarbeit ist keineswegs nur eine Spielwiese neben den eigentlichen gewerkschaftlichen Aufgaben, sondern sie ist damit engstens verbunden. Viele Künstler haben das bereits verstanden und arbeiten mit, aber — auch das sei gesagt — es gibt noch viele unbeschrittene Wege, die wir in Zukunft gemeinsam werden beschreiten müssen.

Antifaschistische Kaffeetassen und ein systemkonformer Volksempfänger Ausstellungsgedanken von BoKo

Zwischen den „goldenem Zwanzigern“ und den wirtschaftswunderlichen fünfziger Jahren gibt es für Leute, die mit Kunst handeln und für Leute, die sich „ihre“ Kunst nicht von der Politik verriesen lassen wollen, eine ärgerliche Diskontinuität der goldenen Jahre. Die vierziger Jahre müssen weitgehend ausgeklammert werden: immerhin war da erst einmal Krieg, dann ein Trümmerhaufen.

Was aber ist mit den dreißiger Jahren — jetzt mal davon abgesehen, daß da eben der Nationalsozialismus wucherte und Faschisten für Ordnung im Staate sorgten, und daß es da Judenverfolgungen gab und Konzentrationslager und Kommunistenjagd und Terroraktionen der SA und SS und Kriegsvorbereitungen und solche Dinge?

Aber was war mit der Kunst los? Um sie geht es hier.

Diese Frage stellte und beantwortete im Münchner *Haus der Kunst* (vormals *Haus der Deutschen Kunst*) die Ausstellung: „Die dreißiger Jahre. Schauplatz Deutschland“. Ziel der Ausstellung: die Kunst endlich aus jenen dunklen ideologischen Verklammerungen mit der art-fremden Politik zu lösen und eine kunstgemäße Bestandsaufnahme der in den dreißiger Jahren aktiven künstlerischen Kräfte zu ermöglichen — eine Aufgabe, die sich ja auch in der Gegenwart mit ihren links-ideologischen Einmischungen in die Kunst immer wieder stellt.

So heißt es in der Einführung des Ausstellungskatalogs: „. . . Bis heute hat sich noch keine Ausstellung an eine umfassende Darstellung jenes Jahrzehnts zwischen 1930 und 1940 gewagt, das als eines der dunklen in der Geschichte der jüngeren deutschen Vergangenheit gilt. Teilaspekte, die in den letzten Jahren wiederholt behandelt wurden, haben das Bild dieser Epoche in der Öffentlichkeit eher verunklärt . . . Die offensichtliche Zurückhaltung gegenüber den dreißiger Jahren ist ohne Zweifel mit darauf zurückzuführen, daß man lange die deprimierenden Ereignisse verdrängte . . . Andererseits hat der zeitliche Abstand die Tatsachen klären helfen. Den Forschern war Gelegenheit gegeben, ein sachlicheres Bild zu zeichnen, als das lange möglich gewesen war. Es zeigte sich dabei, daß die Scheu vor den dreißiger Jahren nicht allein politisch bedingt war. Sie gelten allgemein als Epoche, der der Glanz und die schöpferische Intensität, die Schärfe der Diktion und die Prägnanz der künstlerischen Standortbestimmung der zwanziger Jahre fehlten. Die großen revolutionären Bewegungen der beiden ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts waren erloschen . . .“

Im ersten Beitrag „Nachexpressionismus“ von Paul Vogt wird dieser Gedanke dann vertieft: „Die deutsche Malerei nach 1930 bietet kein einheitliches Bild. Ihr fehlte der revolutionäre Impetus, der die beiden ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts beflogt hatte. Wenn auch auf den ersten Blick die vielen Ansätze und Richtungen verwirren mögen, die aus der spannungsvollen Situation der zwanziger Jahre, dem Nährboden einer außerordentlich reichen und bewegten Kunstlandschaft herausgewachsen waren, so hatte sich die allgemeine Lage doch deutlich beruhigt . . .“ Wir wissen ja, ruhige Zeiten sind für die Kunst nicht gut, da werden die Künstler zu leicht träge. Und wenn in den dreißiger Jahren im Vergleich zu den zwanziger Jahren tatsächlich nicht ganz so viel herauskommt — künstlerisch gesehen — dann liegt das halt vor allem an den Künstlern, denen der revolutionäre Impetus gefehlt hat. Denn

wer künstlerisch was zu sagen hat, sagt es – unter allen Umständen. Paul Vogt stellt abschließend fest: die „gezielten Eingriffe der Kulturpolitik des Dritten Reiches“ waren „jedoch trotz aller Vorsätze nicht fähig, den historischen Ablauf zu unterbrechen oder die vorgezeichneten Ziele zu ändern. Was staatliche Eingriffe dem Augenschein nach eliminierten, entwickelte sich in verborgenen Zonen fort.“

Zu den verborgenen Zonen müssen gerechnet werden: aufgelöste Ateliers, Zuchthäuser, Konzentrationslager. In verborgenen Zonen arbeiteten wohl auch die fernab vom Schuß ins Ausland emigrierten Künstler. Ausnahmen bildeten freilich die Künstler, für deren Labilität der Freitod letzter Ausweg war.

Mit Politik hat das alles am wenigsten zu tun. Man will sachlich bleiben. Also bei der Kunst. Und die entsteht schließlich in freien Räumen. Da ist es dann eben unwichtig, ob ein Maler zum Beispiel unter das „Berufsverbot“ fällt. Ihm bleiben ja immer noch die „verborgenen Zonen“, unabhängig davon, ob sie ihm den Nährboden liefern, auf dem der Künstler lebensfähig bleibt oder nicht. Es geht doch auch gar nicht um die Existenz eines Künstlers, sondern um die zeitlosen Werte von Kunstwerken. Opfer für die Kunst müssen immer gebracht werden.

Deswegen konnten sich die Ausstellungsverantwortlichen auch erklärende, belehrende Texttafeln sparen. Auf diesen hätten ja doch bloß so kunstirrelevante Äußerlichkeiten stehen können wie: dieser Maler war im KZ, jener in den Repräsentationsräumen der Machthaber, dieser war bedroht, verfolgt, verboten, entartet, jener hochdotiert und hofiert, dieser hat sich das Leben genommen, jener konnte sich vor Staatsaufträgen nicht mehr retten.

Das alles braucht der Ausstellungsbesucher nicht zu erfahren. Er sieht ja die Bilder und Ausstellungsstücke – und die sprechen doch für sich selber: das sieht man halt einfach, daß ein schlichtes Kaffeeservice von der herrschenden Ideologie unbeeinflußt geblieben ist, im Gegensatz zu Hermann Görings Prunkschatullen. Und die „sozialen Leistungen“ des *Volksempfänger* genannten Radios von 1933, des Siemenstelefons von 1936, des VW-Käfers von 1937 benötigen keinen Kommentar als beredte Zeugnisse des *Schauplatz Deutschland*.

Und daß „Plakatkunst“ etwas mit Propaganda zu tun hat, weiß man ja von heutigen Werbepraktiken her.

Und daß die leuchtenden Meerwolkenlandschaften von Emil Nolde als entartet verboten wurden, leuchtet jedem auch gleich ein.

Sicher weiß auch jeder, daß „Die vier Elemente“ von Adolf Ziegler, der von Goebbels zum Präsidenten der Reichskunstкамmer ernannt wurde, das Glanzstück war bei der „Großen Deutschen Kunstausstellung“ 1937 zur Eröffnung des *Haus der Deutschen Kunst* in München. Wie sagte doch Adolf Wagner seinerzeit im Katalog unmissverständlich wegweisend: „Es ist klar, daß die einzige gesamtdeutsche Kunstausstellung – dies ist nach dem Willen des Führers jetzt und für alle Zeiten die alljährliche Ausstellung im Haus der Deutschen Kunst in München – nur das Vollkommenste, Fertigste und Beste zeigen kann, was deutsche Kunst zu vollbringen vermag. Problematisches und Unfertiges hat jetzt und nie im Haus der Deutschen Kunst Aussicht auf Annahme.“

Es ist klar: die Ausstellung „Die dreißiger Jahre. Schauplatz Deutschland“ orientiert ganz sachlich auf die Kunst selber, auf die vom geschichtlichen Standort unabhängigen, objektiven, zeitlosen künstlerischen Werte. Sie verwirrt den

Kunstbetrachter nicht durch unnötige Vermittlung von historischen Kontextfragen, verwirrt nicht durch politische Hinweise und ideologische Orientierungen. Sie langweilt den Besucher auch nicht mit Hinweisen darauf, daß die vielen kleinen Formate einiger Künstler vielleicht weniger mit ihrer mangelnden künstlerischen Potenz und dem fehlenden revolutionären Impetus zu erklären sind, als vielleicht vielmehr auf ihre schwierige Arbeitssituation verweisen, die geprägt war von Problemen der Materialbeschaffung, der ständigen Angst, beim Arbeiten entdeckt zu werden.

„Ganz wurde allerdings diese pädagogische Abstinenz nicht durchgehalten. Der Druck aus jener kleinen Minderheit, die sich die Erziehung der großen Mehrheit zur Lebensaufgabe (und zum Brotkorb) gemacht hat, war so wirksam, daß in den Sälen im Haus der Kunst einige Tage nach der Eröffnung der Ausstellung doch ein paar Inschriften angebracht wurden, in denen dem mündigen Besucher das richtige Urteil in den Mund gelegt wird.“ (Armin Mohler im Münchener Merkur vom 12. April 1977)

Aber, die kunstbetrachtende Mehrheit braucht nicht zu erschrecken, die später angebrachten, dezent zurückhaltenden Schrifttafeln haben dem Druck der politisch-pädagogischen Minderheit glänzend standgehalten.

Ein Gang durch die Ausstellungsräume zeigt deutlich: so dunkel war diese Epoche offenbar gar nicht, jedenfalls nicht *nur* dunkel. Da hängen und stehen sie doch alle mehr oder weniger: Beckmann, Kokoschka, Käthe Kollwitz, Barlach, Feininger, Pechstein, Purmann, Heckel, Schmidt-Rottluff, Kirchner, HAP Grieshaber, Kandinski, Klee, Jawlenski, Nolde . . . Die haben halt in den dreißiger Jahren auch noch gemalt, waren auf dem *Schauplatz Deutschland* (wenn auch nicht alle Bilder in Deutschland entstanden sind).

Nachdem gerade in unserem Teil Deutschlands der Faschismus und alles, was damit zusammenhängt, jahrzehntelang und in der Gegenwart immer noch so radikal und gründlich analysiert und aufgearbeitet, damit bewältigt und beseitigt worden ist, war es endlich an der Zeit, eine umfassende Ausstellung zu machen, die sachlich, neutral, kommentarlos die Kunst dieser Zeit für sich selber sprechen läßt. Dies ist auch und gerade für die Jüngeren in diesem Land, die Nachkriegsgeneration, wichtig, damit sie nicht mehr länger die Vergangenheit ihrer Eltern nur in diesen dunklen, politischen Zusammenhängen sehen und ihnen endlich sachlich, neutral und wertfrei ein Licht aufgeht.

Frankfurter Rundschau, 30. Sept. 1976:

STUTTGART. Wenn der baden-württembergische Landesvorsitzende des Freien Deutschen Autorenverbandes (FDA), Karl Götz, seine Kollegin Margarete Hannsmann, Landesvorstandmitglied im baden-württembergischen Verband deutscher Schriftsteller (VS), in einem Rundbrief denunziert, dann ist das nicht unbedingt die feine deutsche Schriftstellerart. Karl Götz schrieb an den Schwäbischen Alb-Verein, der gern die Lyrik Margarete Hannsmanns druckt: „Ich habe nicht vor, mich mit der sogenannten Lyrik dieser „ersten in der DDR eingeladenen Lyrikerin“ auseinanderzusetzen. Das werden berufener Leute zu gegebener Zeit tun. Mögen andere ihre nach altem Agitproprezept ohne Interpunkt oder sprachliche Gabe oder Überlegung hingeschmissenen anti-kapitalistischen Kraftwörter für Dichtung halten. . . Ich halte diese Dichterei für etwas ganz anderes, nämlich für ganz primitive linksradikale Agitation. . . Auch darüber wird zu gegebener Zeit von maßgebender Stelle ein Wort gesagt werden.“

Karl Götz war von 1933–45 Mitglied der Reichsschrifttumskammer.

Margarete Hannsmann schrieb an die Redaktion, ihren Offenen Brief betreffend: „Den Namen Karl Götz ließ ich weg, es sollen sich mehr als nur er angedeutet fühlen.“

Als Sie mit dem Frachtdampfer GALILEA Kinder schwäbischer Palästinasedler, deren Schullehrer Sie waren, zu einer Rundreise nach Deutschland brachten, damit sie die Heimat ihrer Väter kennenlernen, war ich neun Jahre alt. Mein Vater organisierte einen Teil dieser Reise. In Ihrem ersten Buch *DAS KINDERSCHIFF* heißt es am Schluß: „. . . die deutschen Städte und die braunen Kolonnen haben all die Musik, die leis im Blut dieser Kinder sang, wieder aufgeweckt und zusammenklingen lassen.“

Sechs Jahre später war ich groß genug für „Die Neue Literatur“, Herausgeber Will Vesper; mitten in der Laudatio über unseren großen HJ-Dichter Gerhard Schumann, unseren Abgott, fand ich ein Foto. Es zeigt Sie, und unter Ihrem Namenszug steht: „mit einem seiner Schüler, einem Hitlerjungen aus Bethlehem, im Kreise von Lehrerkameraden“. Sie, als einziger, tragen die Uniform eines politischen Leiters, der Schüler trägt HJ-Uniform.

Eines Tages kehrten Sie ins Reich zurück, wichtigere Aufgaben zu übernehmen, als aus bethlehemitischen Buben Hitlerjungen zu machen. Preise gab es, Beförderungen, wechselnde Farben der Uniformen, Schulterstücke, Kragenspiegel zeigten die wachsende Macht. Ihr Briefkopf: Das Schiff mit dem Hakenkreuz. Ihre Tätigkeit in der Stadt der Auslandsdeutschen könnte niemand besser als Sie selbst beschreiben: „. . . Nun war kein Tag mehr, wo in dieser Stadt, die in unvergleichlicher Weise mit allen Deutschen über Grenzen und Meeren verbunden ist, nicht Männer und Frauen aus allen vier Winden der Welt mit ihren Sorgen und mit ihren vielerlei Fragen zu mir kamen. Ich fuhr dann, da ein gütiges Geschick einsichtige und großzügige Männer und Behörden über mich gesetzt hat, auf vielen Reisen zu den Deutschen in all den Ländern im Osten und Südosten Europas, wo sie gewaltige Landstriche zu deutschem Bauernland gemacht haben, und auch hinauf bis zu denen in Norwegen und Schweden und Finnland. Und einmal packte ich dann meine Koffer zu einer längeren Fahrt und fuhr in alle Länder Amerikas. Von den Heimstättern im nördlichsten Busch von Kanada, bis zu den deutschen Seebauern am Llanquihue im Süden Chiles. Ich fuhr am liebsten dorthin, wo die letzten deutschen Häuser stehen.“ (Verlag Reclam jun. Leipzig)

Sie waren unser Hausheiliger, wie es in vielen Familien eine Figur der Ver-

ehrung gibt. Vater las die Korrekturen Ihrer Bücher, wärmte sich im Glanz des Freundes, eiferte ihm nach. Auch aus mir wurde dank Ihrem Vorbild eine Grenz- und Auslandsreferentin der Hitlerjugend. Was das war, begriff ich erst, als es zu spät war:

An einem Pfingstsonntag, als ich achtzehn war, vor der Tür standen Posten unter Gewehr, das Haus lag versteckt in den Wäldern, wurden wir eingeweihlt. Ein halbes Hundert genau ausgewählte Führer der Auslandsdeutschen aus Rumänien, Ungarn, Polen, Siebenbürgen, der Tschechei, aus der Batschka, aus dem Banat und von sonst überall her (Sie wissen das besser als ich) waren mit uns zusammen drei Tage lang vorbereitet worden für das Geheimnis. Es hieß: die Zeit der Geländespiele ist vorüber. Im Herbst geht es los. Es hieß, noch genauer: Krieg. Hinterher: Handschlag und Treueschwur, daß wir schweigen. Einzeln. Mann für Mann. Mädchen für Mädchen. Dann fuhren sie wieder in ihre Länder zurück.

Nein, ich glaubte nicht daran. Die Tage, an denen ich schlecht schlief, gingen vorüber. Wochen, Monate; nichts geschah. Ich schwieg, ich tat meine Pflicht: mit dem Geheimnis fertig zu werden. Von Basis und Überbau wußte ich damals noch nichts. Doch hatte man uns beigebracht, daß eins auf den Schultern des anderen stehe, wir unten aber das Ganze tragen. Das war keine Last, es war eine Ehre. Sie hatten nichts mit dem Pfingstsonntag zu tun: Schlüsselfiguren stehen anderswo. Graue Eminenzen bleiben im Hintergrund. Mein Pech: ich hatte mich seit Jahren zu viel mit dem ersten Weltkrieg beschäftigt, der meinen Vater zum Krüppel gemacht hat.

Der 1. September war ein Schock. Er machte mich zur Antifaschistin. Der Zweite Weltkrieg war vom Himmel gefallen: das Ausland soll es gewesen sein, das ihn vom Zaun brach? und der Pfingstsonntag? eine Halluzination?

Die Sondermeldungen! Ihre Briefe! Sie ließen meinen Vater noch einmal wieder dabei sein, am Schreibtisch. Ich hörte von der SS, von Lodz, von Lublin, vom Bug, von der Ukraine, und von Ihren Leistungen. Schon aber hörte ich auch dasselbe von der anderen Seite. Ich lernte die Figuren ihrer Briefe kennen, „. . . mein Freund, der Stadtpräsident von Lublin, der gewiß kein zimperlicher Mensch ist, hatte nachher fast Bedenken, mich, als im höchsten Grade lausverdächtig, in sein stadtpräsidentliches Haus zu lassen . . .“ Sie waren vom Bug, von den Wolhyniendeutschen gekommen, um sich im Gouvernement aufzuwärmen. Haben Sie jemals zur Kenntnis genommen, daß Ihre Freunde als Henker und Mörder in die Geschichte eingingen? Daß diese Geschichte nicht mehr von Ihnen, sondern von der Welt geschrieben wurde?

Ich habe Sie nicht im Auge behalten. Ich interessierte mich nicht mehr für Sie. Ich war weg von daheim und von allem was war. Nur wenn Ihr Name als Drohung benutzt wurde, wenn er mich gefährdete — das geschah — nahm ich ihn auf. Seine Sterbebettgespräche führte mein Vater mit Ihnen. Ihr letztes Foto stammt von 1941, doch da waren erst vier Sterne auf dem linken Kragenspiegel der SS-Uniform. Der rechte war leer.

1947: Politisches Kabarett, als ich Sie schon vergessen hatte, standen Sie vor mir, ein ‘Gespenst’: „Hier also treibst du dich herum. Bei den Verrätern. Nestbeschmutzerin. Konnt’ ich mir denken. Wo ich herkomme, möchtest du wissen?

Hab ich dich erschreckt? Direkt aus dem Lager. Zwei Jahre lang. Freigelassen. Entnazifiziert. Als erstes wollte ich sehn, was ich jetzt sehe . . .“ Weg waren Sie. Zehn Jahre später, in Ihrer Schule, Sie waren längst wieder in Amt und Würden, ich ernährte meine Familie durch den Verkauf von Vögeln und Füchsen, Kehlköpfen in Spiritus und den Atlanten der veränderten Welt, traf ich Sie: „Bist du noch immer bei den falschen? Aber das sag ich dir: alle zwei Jahre gehen vierzig Mädchen hier raus, die ich zu deutschen Frauen erzog. So, wie du es von mir erwartest. Nur wenige tragen einen Bubikopf.“

Noch einmal zehn Jahre danach: Ihre Bücher sind alle wieder da. Es gab kaum etwas zu ändern darin. Neue Bücher kamen dazu. Die Ideologie blieb dieselbe. Man braucht Sie wieder. „Tendenzwende“. Das Volk liebt seinen Volksschriftsteller wie eh und je. Unser täglich Brot. Die Intellektuellen sind des Teufels. Vorträge. Lesungen, Reisen zu den Deutschen in der Welt wie vor vierzig Jahren, Ehre um Ehre, Treue um Treue, jetzt sind Sie Landesvorsitzender des Freien Deutschen Autorenverbandes. Ich bin im Vorstand der Gewerkschaftsschriftsteller. Aber nicht ich griff Sie, Sie griffen mich an. Bloß weil ich schrieb, Sie (und andere) hätten mich einst mit Heimat gemästet, wie man Gänse mässtet. Ihr Brief hat denselben Ton wie einst. Seine Drohung ist nicht zu überhören. Was eine Denunziation ist, weiß ich. Das Dritte, das Tausendjährige Reich hab ich nicht nur im Ohr, sondern genau wie Sie in allen Organen. Bloß andersherum. Ich gehöre zu denen, die schwiegen. Jetzt wird es allerhöchste Zeit, Rechenschaft abzulegen, warum ich schwieg. Ich schwieg aus Entsetzen. Fast dreißig Jahre lang. Erst haben wir einfach gewartet, bis sie weg waren. Die Nazis. Doch sie waren nicht weg. Unsere Lehrer, unsere Richter, unsere Henker wurden noch einmal unsere Lehrer und Richter. Henker sind sie in ihrem Denken geblieben.

Plötzlich, als die Tendenzwende kam, als die rückschwappende NS-Welle alles zu überfluten sich anschickte, war der Bann gebrochen. Nicht ein paar Umweltgedichte halber sollen Sie mich angreifen dürfen, sondern weil ich endlich bereit bin, Henker Henker zu heißen! *Buchenwald* ist der Titel meines nächsten Buches in drei Sprachen, und meine Gedichte gelten Paragraphen unseres Grundgesetzes. Denn meine Gefährten, die Antifaschisten, sind mit dem Sterben dran, genau wie Sie, doch Ihresgleichen sind Hunderttausende, und von den meinen, den Augenzeugen, ist bloß noch eine Handvoll übrig.

ICH KLAGE AN!

Sie, den Vater meiner Generation, für alle Väter, die sagten, sie bauen das Dritte Reich für uns auf. Als Sie uns in die Hände bekamen, nicht zu spät, nicht zu früh, konnten Sie nach sechs Jahren Indoktrination den Weltkrieg mit uns beginnen. Der dauerte dann genau so lang wie unsere Ausbildung. Wer, wenn nicht Sie, ein begabter Lehrer, der geschickteste Funktionär, hat meine Generation geprägt, vom ersten Schuljahr an, erzogen, geführt, verführt, Sie haben den Boden bereitet, die Basis, wie man es heute nennt, die Ideologie vom Volk, vom Gehorsam, vom Opfermut, von der Treue, der Pflicht und vom Sterben, für das, woran Sie Ihr Süppchen kochten: Weltherrschaft eines mächtigen Reiches. Wer, wenn nicht Sie, haben die Weichen gestellt, die meine Generation verrecken ließ wie keine je vorher auf Schlachtfeldern, deren Aberwitz ohne-

gleichen in der Geschichte ist. Wann wurde je zuvor die Jugend eines einzigen Volkes gleichzeitig in den Ural und an den Atlantik, nach Kreta und nach Norwegen geschickt, um Krieg zu führen? Adolf Hitler? Noch bevor wir seinen Namen kannten, waren wir schon in Ihrer Hand, Völkische, Bündler, wildgewordene Schulmeister, Frontsoldaten des ersten Weltkriegs — wie man heute Testpiloten, Eisprinzessinnen ausbildet, haben Sie uns in die Mangel genommen, unser Denken verdorben, unsere Sprache versaut. Keine Ideologie außer Ihrer drang in den schalldichten Raum meiner Jugend.

Sie kamen von „Unten“, aus dem Volk, Sohn einer Wittfrau, arm aber redlich, darin unterscheiden Sie sich nicht vom Führer; was ihn antrieb, trieb auch Sie. Darin unterscheiden Sie sich auch nicht von meinem Vater, denn mit ihm müssen Sie sich messen, nicht mit mir, wie Sie beliebten, ich bin die nächste Generation. Garanten sollten wir sein und Erben Ihrer Zukunft.

Was von uns übrigblieb, war wenig — Sterben war unsere Lebensaufgabe. An diesem Leben geblieben zu sein, war schon Schuld. Dann starrten wir auf das, was kommen sollte, noch immer zu jung und nicht vorbereitet wie auf das Tausendjährige Reich. Was der Krieg nicht zerbrochen hatte, ging hinterher kaputt. Die Versuche, zurechtzukommen, mit etwas, das ganz anders war, als unsere Lehrer befohlen hatten, scheiterten kläglich. Denn: kurz nur war die Quarantäne der Väter, wo man hinsah, tauchten sie auf, schüttelten sich, wie Hunde ihr nasses Fell, witterten, prüften, probten, bauten sich und das Wirtschaftswunder auf. Wir nicht, sie, mit dem alten Wissen, mit den alten Erfahrungen, suchten die neuen Namen und Formen für die alte Macht. Und da sie auch jetzt nicht ohne Zukunft sein wollten, griffen sie sich, was sie kriegen konnten, vom dezimierten Nachwuchs, war er doch ohnehin stets ihr Werkzeug gewesen. Sicher, es kamen Veränderungen, aus der Welt, von den Siegermächten, Unkalkulierbares war dabei, aber unter allem ist das geblieben, was ich meine: bei den Fackelzügen der Enkel in diesen Wochen packt mich das Grauen.

Ihre Untaten waren nicht von der Art, die zur Aburteilung kamen. Sie brauchten niemand erschießen, erschlagen, keine direkte Unterschrift unter ein Todesurteil setzen. Ich kann nicht sagen, Ihr Daumen war es, Ihr Blick, Ihr Zeichen aus dem Augenwinkel, die selektierten: du links - du rechts. Ich war nicht dabei in den Ostgebieten, wo Sie als Sonderführer eingesetzt waren, aber ich las von rassisches minderwertigem und von rassisches hochwertigem Volksgut. Und ich weiß, wer Sie sind und daß Sie dabei waren, als Millionen ins Gas geschickt wurden. Näher dabei als wir alle; wie sollten Sie nicht gewußt haben, was jeder Zugschaffner zu tun gezwungen war! Deshalb ist Ihr Foto in Uniform mit dem bethlehemitischen Hitlerjungen eines der niederträchtigsten Bilder, das ich in meinem Leben sah.

Selbstverständlich hat man einen Persilschein, wenn man so lang bei Juden zuhause war. Dieses Dutzend, das Sie später für Ihre Entnazifizierung brauchten, mögen Sie gerne gerettet haben.

Warum soll ich heute schwiegen und nicht Sie. Warum tragen Sie nicht Ihr reich beladenes Leben zu Grabe, anstatt noch einmal, noch einmal Ihre Stimme zu erheben und sich auf eine Ehre zu berufen, die Ihre Unehre ist: meine erschlage-

ne Generation noch einmal mundtot zu machen. Noch einmal zu zertreten. Haben Sie immer noch nicht genug: Jugend, aus erster Hand, Ihren Krieg, ausgedacht, durchgeführt und verloren, und wieder aufgebaut, was kaputt war, und „keine Schuld“; nach dem braunen, dem schwarzen Hemd ein blütenweßes, und nichts von dem, was wiederum nur meine Jahrgänge traf und rasch zum diffamierenden Schlagwort wurde dank der Nachhilfe von Ihresgleichen: „Unbewältigte Vergangenheit“. VOLK OHNE RAUM stand auf der Fahne, mit der Sie uns in den Eroberungskrieg schickten, bald schon war Deutschland doppelt so groß auf der Landkarte, die Welt wehrte sich, bis der Raum weg war, das Volk geschrumpft, bis noch zwei Rümpfe übrigblieben: unbewältigte Vergangenheit? Daß ich mein Leben nicht Ihnen verdanke, sondern den Amerikanern, die mich von den Nazis befreien mußten, das bewältigen wir so gut oder so schlecht wie unsere Brüder, die von den Sowjets befreit worden sind. Aber wer spricht denn noch über so etwas! Schlechte Träume, Fehler, Irrtümer der Befreier, noch ein bißchen Geduld, schon dürfen die verschwiegenen, die verdrängten Erinnerungen auferstehen: Speer und Schirach und Leni Riefenstahl, Spandau, Olympia 36, „Triumph des Willens“ wenige Wochen vor der Bundestagswahl: das Denkmal steht. Wir sind Geschichte geworden. Man sehe bloß, wie das fotografiert ist. Welche Kraft, was für ein Glanz. Sie haben gesiegt, Ihre alte Uniform hielt, was sie immer versprach: DAS NEUE KZ IST SCHON ERRICHTET. Diese Zeile von Alfred Andersch aus dem Gedicht „Artikel 3 (3)“ war mir zu viel. Solang bis ich Kenntnis von Ihrem Rundbrief bekam. „Berufsverbot“ nennen Sie, was über den Lehrer und Sonderführer der SS für die besetzten Ostgebiete verhängt worden war; Dauer: 2 Jahre. Jetzt sind, Welch späte Gerechtigkeit, die Enkel dran. Die Schädlinge unter ihnen. Buchmesse 1976: Hunderte Ihrer Gesinnungsgenossen stellen in Frankfurt ihre Bücher vor. Millionen Landserhefte halten den Geist der Deutschen am Leben. Auch das wissen Sie. Und Sie wissen genau, warum Sie diese zwei Seiten aus meinem Buch als Zitat auswählten. Wissen Sie's wirklich? Vorsicht! Mein Vater, der nachtein, nachtaus Bücher für Soldatenbibliotheken selektierte, wie man Menschen selektiert hat, der mich — das links, das rechts — die halbe deutsche und Weltliteratur auf den Haufen werfen hieß, der eingestampft wurde, weil seine Listen allein, was Sie und die Völkischen jener Jahrzehnte geschrieben hatten, gelten ließen — diesen Vater sollte ich 1940 nicht mit Ossietzky vertauschen wollen? Wen besseren denn hätte ich wählen können aus dem Haufen der verbotenen Bücher, die ich Nacht für Nacht heimlich davon-schleppte! Trakl? Werfel? die Brüder Mann? Heinrich Heine? Tucholsky? Es war der wichtigste Augenblick meiner Jugend, als ich rettete, was ich entdeckt hatte. Keinen gab es, der mir Mut machte, der mir half, der mir sagte, was recht sei, ich war allein mit diesen Namen, die ich nie zuvor gehört hatte, und sie änderten mein Leben.

Wollen Sie, Vorsitzender einer Schriftstellervereinigung, noch einmal wahr haben, was ich 1940 mit ansehen mußte? WO BÜCHER BRENNEN, WERDEN AUCH MENSCHEN VERBRANNT. Ihr Brief läßt kaum einen Zweifel.

Literatur im Gespräch
„Ich darfs ja denken“

Kürbiskern-Literaturspräch mit Lisa Treiss, Angestellte, Bernd Gäßler, Student, Werner Geifrig, Schriftsteller und Dramaturg, Artur Troppmann, Arbeiterschriftsteller, und Elvira Högemann-Ledwohn vom kürbiskern.

EHL: Das Literaturspräch dieses Hefts kann eigentlich von nichts anderem handeln als von Arbeiterliteratur. Alle, die hier am Tisch sitzen, haben in irgendeiner Weise damit zu tun: die Lisa als Leserin und auch als Mitglied der DGB-Songgruppe München, Artur Troppmann und Werner Geifrig als Autoren, wobei der Dramaturg Geifrig noch eigene Erfahrungen aus seiner Arbeit am Münchner *Theater der Jugend*, vor allem aus Diskussionen mit Schülern mitbringt.

Bernd Gäßler hat sich mit der Frage der Darstellung von Arbeitern und ihrer Organisation in der heutigen bundesdeutschen Literatur schon systematisch befaßt, er wird sicher mit seinen Ergebnissen nicht hinter dem Berg halten.

Bernd Gäßler: Zunächst einmal ist man begeistert, gerade wenn man nicht aus dem Arbeitermilieu stammt, daß in der bundesrepublikanischen Literatur seit einigen Jahren überhaupt Arbeiter vorkommen, daß dabei verschiedene Bewußtseinsniveaus berücksichtigt werden und auch die Organisationen der Arbeiter zum Gegenstand literarischer Bearbeitung geworden sind. Ich nehme heute gerne die Chance wahr, mit Autoren unmittelbar über einige Fragen zu sprechen und möchte gleich bei den „Leuten aus dem Dreißigerhaus“ von Artur Troppmann anfangen. Ich sehe dieses Buch in einer Linie etwa mit dem Roman von August Kühn „Zeit zum Aufstehen“ — in solchen Überblicksgeschichten werden Traditionen bewußt, Geschichte der Arbeiterklasse wird anschaulich. Sehr gut finde ich an Arturs Geschichtenband, wie durch die Beschreibung von Verhaltensweisen die dahinterliegenden Verhältnisse sichtbar werden. Neben den Traditionen halte ich für besonders wichtig, daß auch gezeigt wird: die Oma, die am Sandkasten ihren Enkel bewacht, ist für uns genauso ein Gegenstand aufmerksamer Betrachtung, gehört auch zu uns. Zu uns als Leuten, die mit Literatur etwas bewirken wollen.

Andererseits hatte ich den Eindruck, daß sich außerhalb dieser Ebene der Beschreibung Brüche in der Darstellung ergeben. Oft wird noch einmal politisch erklärt, was im Grunde schon ausgesagt ist durch die Beschreibung. Zum Beispiel in der Geschichte „Wart a bissel“. Obwohl der Vorgang in sich ganz klar ist, wird im Dialog nochmal erklärt, was es „bedeutet“. Liegt hier nicht eine gewisse Ängstlichkeit gegenüber dem Leser vor, wenn man ihm nicht zutraut, daß er die Geschichte auch ohne Erläuterungen mitkriegt?

Ein zweiter Punkt: das Problem der weitreichenden Einsichten. Ich kann nur noch einmal betonen, wie wichtig ich es finde, zu zeigen, daß bestimmte politische Einsichten ein unmittelbares Resultat der Lebensumstände sind (und die sind hier sehr liebevoll beschreibend dargestellt). Aber ich zweifle, ob diese Perspektive ausreicht, um das Verhältnis von spontanen und sehr weitreichenden politischen Einsichten darzustellen. Mir fehlen da zwischendurch einige reflektierende Ebenen. Für mich ergibt sich die Einsicht: „der Faschismus ist

nur zu besiegen durch das einheitliche Zusammengehen aller politischen und weltanschaulichen Strömungen der Arbeiterbewegung“ nicht spontan aus den Hinterhofszenen des Dreißigerhauses. Einerseits wird mir also an manchen Stellen zu viel erklärt, andererseits an manchen zu wenig, wenn sehr weitreichende Einsichten ganz einfach und plötzlich da sind. Mir scheint, es handelt sich um ein Problem der Erzählperspektive.

Artur Troppmann: Tja, es war eigentlich meine Absicht, verschiedene Erzählperspektiven zu benutzen. Wenn man sich erinnert, dann geschieht das ja meistens in Zusammenhang mit irgendeiner Geschichte, hat Verbindung mit bestimmten historischen Ereignissen. Deshalb habe ich die Form eines Geschichtenzyklus gewählt. In dem Buch kommen verschiedene Erzählformen vor, auch zum Beispiel karikative, weil manche Ereignisse, meiner Meinung nach, so deutlicher werden. Das müßte eigentlich erlaubt sein. Ich wollte keine komplette Zeitdarstellung liefern.

Vor kurzem hat mir ein Leser geschrieben, er hätte gern solch einen Freund wie manche Burschen, die in dem Buch vorkommen. Das freut mich. Wenn die Geschichten das bewirken, bin ich ganz zufrieden mit dem Dreißigerhaus-Buch.

Zu der Geschichte „Wart a bissel“ — woran denkst du, wenn du sagst: überflüssige Erläuterung?

B. G.: Ich meine diese Elementareinsicht, daß alles politisch ist. Das junge Paar ist in Urlaub gefahren, um einmal nicht über Politik zu reden. Und das wird dann widerlegt durch das, was ihnen auf dem Bauernhof passiert. Die nochmalige Aufarbeitung im Dialog wirkt meines Erachtens recht penetrant.

A. T.: Aber es wäre doch wirklich unnatürlich, wenn die beiden nicht auch darüber reden würden.

Werner Geifrig: Ich verstehe das einerseits-andrerseits in deiner Argumentation nicht. Warum siehst du auf der einen Seite zu viel Reflektierendes, auf der anderen zu wenig?

B. G.: Das mache ich von den verschiedenen Situationen abhängig und von den verschiedenartigen Einsichten, die vom Leser gefordert werden. Durch eine naive Erzählperspektive, reine Beschreibung, kann man meiner Meinung nach durchaus solche grundlegenden Einsichten einfangen wie: alles ist politisch. Oder: man muß sich wehren. Zu weitergehenden politischen Einsichten reicht solche Perspektive meines Erachtens nicht.

EHL: Welche Einsichten in einer Geschichte vorausgesetzt und welche neu vermittelt werden, hängt doch sehr davon ab, welche Personen auftreten und in welcher Situation. Du bist hier in Gefahr, bloß politisch-strategische Probleme aus den Geschichten herauszuziehen und sie für sich, isoliert zu betrachten. Mal konkret genommen: die Episode mit dem kurzen Urlaub dieses Arbeiterjugendfunktionärs mit seiner Freundin wird ja in anderen Geschichten vorbereitet; man weiß, zwischen beiden herrscht leichte Spannung, weil er „so politisch“ ist; sie hält das gar nicht für falsch, aber es ist ihr einfach zu viel, sie sieht da ein Problem. Das Mädchen faßt es als privates Problem, aber mir scheint, es hat auch etwas mit der Geschichte der Bundesrepublik zu tun. In der Zeit um 1945 ist allen im Buch auftauchenden Personen klar, jetzt fängt etwas Neues an, die

Ziele sind klar, auch die nächsten Schritte, und daß man sich selbst dafür einsetzt mit aller Kraft (auch wenn das für uns heute nicht mehr unmittelbar nachvollziehbar ist). Die Jugendlichen nach dem Krieg erleben das erst einmal als eine große Einheit: die Arbeiterjugendorganisation, die Jugendfreundschaften, das Milieu, in dem man lebt, das antifaschistische Bewußtsein und das heranwachsende Klassenbewußtsein. Eine Spannung zwischen „privat“ und „politisch“ entwickelt sich erst später und wird als etwas Neues nur vorsichtig artikuliert. Natürlich spielt da das Lebensalter mit, die verschiedenen Bereiche der Berufstätigkeit, aber auch, wie ich meine, die Formierung der Lebensverhältnisse in der Bundesrepublik Anfang der 50er Jahre, die von da an als „das Normale“ galten.

Velleicht sollten wir die Frage etwas selbstkritischer ansehen, wem was erklärt werden soll in Geschichten, die von Arbeitern handeln. Sind wir nicht immer in Gefahr, zu studentisch heranzugehen, erst nach der Lehre zu fragen und alle möglichen Wissensdefizite festzustellen, die wir von unserem Standort aus erblicken? Andere Leute haben andere Erfahrungen. Man müßte hier die ganze Publikumsseite miteinbeziehen.

Lisa Treiss: Diese Trennung zwischen der reinen politischen Erkenntnis und der Beschreibung erscheint mir künstlich. Manche Leute sprechen die elementaren politischen Einsichten ganz nüchtern aus, beschreiben ihre eigene Situation und folgern daraus politische Einsichten. Das heißt aber nicht, daß sie anfangen, etwas zu tun; jeder Gedanke, etwas zu verändern, liegt ihnen fern. Deswegen halte ich die Beschreibung für legitim: du kannst zeigen, was solche Leute wissen und ihren Bewußtseinsstand vermitteln.

B. G.: Gut, da bin ich auch für. Aber dann muß man die Beschreibung durchhalten, bestimmte Bewußtseinsinhalte als selbstverständlich nehmen und dafür nicht einige Einsichten extra immer wieder betonen. Ein Bruch mit dieser Selbstverständlichkeit scheinen mir auch die Traumszenen. Die Geschichte mit dem Western, der im Traum auf die Arbeitssituation des Zuschauers übergeht, wirkt doch sehr konstruiert ... Diese Direktheit widerspricht nach meinem Dafürhalten der selbstverständlichen, beschreibenden Ebene.

EHL: Bei einer Reihe von Texten, gerade aus dem Werkkreis, geht es mir ähnlich. Mich stört das deutlich didaktische Element, die Lehre, die der Autor meistens am Schluß noch mit aller Macht raus haut. Dabei ist der Ansatz im Grunde hervorragend: der Autor hat eine bestimmte Vorstellung, was er mit seiner Geschichte erreichen will und dazu steht er unumwunden, der Leser oder Zuhörer soll sich dem nicht entziehen können. Und trotzdem, man fühlt sich in vielen Fällen einfach für dumm gehalten.

A. T.: Ich hab mir gedacht, daß vielleicht nicht nur politisch informierte Menschen mein Buch lesen werden. Es könnte auch verschenkt werden an eher unpolitische Leute ...

L. T.: Ich hab das Buch geschenkt bekommen. Beim Lesen hab ich mich, ja, eingebettet gefühlt, ich hab mich hineinsinken lassen und eine Geschichte nach der anderen gelesen. Ich hab das Gefühl gehabt: eigentlich ist mir in meiner Kindheit eine Menge abgegangen, weil ich so etwas nicht erlebt habe. Das ist trotz allem schön, wie die in dem Buch miteinander umgehen, wie sie sich gegenseitig

respektieren. Mit allen ihren Schwierigkeiten ist das eine Welt, die mich emotional angesprochen hat. Und die Dialoge sind ganz ungekünstelt, so redet man halt miteinander.

Werner Geifrig: Ich habe den Artur kennen und schätzen gelernt als Autor von Kurzgedichten, die mir gefallen haben, weil sie eine ganz eindeutige Sprache sprechen. Da war nicht viel dran herumzuinterpretieren, was ich bis dahin als Germanist ja ständig mußte, sondern das war eindeutig. Und ich finde es legitim, wenn ein Erzähler wie Troppmann, in dessen Geschichten nun wirklich viel Atmosphäre ist, gelegentlich einmal ein klares Wort spricht. Dies gilt gerade unter dem Gesichtspunkt, für wen man schreibt. Für viele Leute, die sich mal so ein Buch kaufen oder geschenkt bekommen, können manche solcher klaren Aussagen sehr überraschend sein. Das hängt auch davon ab, auf welche Weise sie abgeleitet werden. Jeder Schreiber unserer Art muß das bedenken, ohne allerdings gleich mit dem ganz großen Zeigefinger zu fuchtern. Mir fällt als Beispiel das Buch von Jürgen Pomorin über die Bundeswehr ein („Röhrt euch, Kameraden“). In manchen Absätzen spricht er dort die Sprache des DKP-Funktionärs, und wenn er es nicht täte, wäre er sehr viel besser. Der Artur dagegen spricht eine klare Sprache, und ich meine, genau das bringt weiter. Irgendwie beschäftigt jeden, der schreibt, die Frage nach dem Publikum, davon kann keiner absehen. Dieser Gedanke entscheidet, wie ich bestimmte Reflexionen einsetze, Einsichten, die durchaus einen bestimmten Überraschungseffekt haben können, wenn der Zusammenhang etwas Verblüffendes hat. Unterschiedliche Teile des Publikums werden dann doch verschieden reagieren — aber beim Produzieren wird man wohl immer so eine Spekulation anstellen, die sich erst später als falsch oder richtig erweist. Die Frage beschäftigt mich beim Schreiben: wo bin ich schon pädagogisch und brauche es gar nicht zu sein und will es auch gar nicht, und wo bin ich einfach zu flach und beschreibe nur die Realität, die alle schon kennen.

EHL: Wir haben bisher aus unmittelbar vorliegenden Texten heraus diskutiert. Wir sollten uns aber auch klarmachen, daß wir es bei dem Arbeiterthema mit einem ganz schnell nachgeholt literarischen Prozeß zu tun haben. Die Arbeiter waren in der bundesrepublikanischen Literatur nach 20 Jahren kultureller Entwicklung buchstäblich nicht vorhanden, das ist inzwischen oftmals festgestellt worden. Auch in der 68er Literatur, der mit den ganz großen neuen Einsichten, waren sie noch nicht vorhanden. Aber von da kommt der Anstoß, zu erkennen, daß sie fehlen, daß man ihre Stimme erst einmal entdecken muß und auch die Erkenntnis, daß die großen Einsichten in der Literatur irgendwie psychologisch und historisch festgemacht werden müssen — daß man weiß, wem sie zugehören und wie sie entstehen. Und das ist in der jungen bundesrepublikanischen Literatur der letzten drei, vier Jahre auch geschehen, in erstaunlich kurzer Zeit.

B. G.: Aus diesem schnellen Nachholen ergeben sich aber schon einige Probleme, über die man nachdenken muß. Weitreichende Einsichten, wie sie etwa die Helden der sogenannten Studentenbewegungsromane erwerben, werden für meinen Geschmack zu schnell „gesichert“, der Held bewegt sich auf eine Einsicht zu, wobei die Verkörperung dieser Einsicht — Gewerkschaft, Partei — meist nur

statisch gezeigt wird. Sehr typisch so bei Uwe Timm („Heißer Sommer“), wo die Partei als Kollektiv gar nicht sichtbar wird, sondern der Held sich durch die Bekanntschaft mit einem Kommunisten auf sie zubewegt. Nach einer nochmaligen Umkreisung stößt er zu, und dann gibt es nur noch die hektische Sicherung dieses Entschlusses: Ellenbogen anlegen und geradeaus. Die Kontrastfiguren geraten dementsprechend zur Karikatur, vorherige Bewußtseinsetappen können nur als abgelegte, fertige vorgeführt werden. Die Personendarstellung verarmt, gerade zum Schaden des Wechselverhältnisses von Individuum und Kollektiv. Ich kenne überhaupt kaum einen Roman aus diesem Bereich, wo ein handelndes Kollektiv dargestellt ist, ohne daß die Persönlichkeiten untergehen. Nicht einmal in „Elepheteria“ vom Hermann Spix ist das gelungen, obwohl dort das betriebliche Kollektiv wenigstens vorhanden ist. Ausgeschildert wird im Grunde nur eine Person, von den anderen sind allenfalls Gesichter da. Etwas Ähnliches scheint mir auch für Werner Geifrigs Stücke zu gelten, die ich allerdings nur gelesen, nicht gesehen habe. Sowohl in „Stifte mit Köpfen“ wie in „Bravo, Girl“ hatte ich den Eindruck von Schematismus, hätte mir mehr Zwischentöne gewünscht. Die Authentizität der Sprache, die Wichtigkeit der Einsichten will ich gerne anerkennen, aber mir scheint, die Authentizität der Stimmen fehlt — als ob du dich mit den Problemen zu wenig eingelassen hättest.

W. G.: Mag alles sein, aber beim Theater hast du doch erst einmal das Problem der Ökonomie. In einem Roman kannst du im Grunde alles machen, der Phantasie ist keine Grenze gesetzt, es sei denn, der Verlag sagt, bei mehr als 2000 Seiten machen wir nicht mehr mit. Für ein Stück gelten Personenbeschränkungen, Zeitbeschränkungen usw. Außerdem prägt der Schauspieler die Rolle noch einmal, das kommt zum Text dazu. Und dann macht man auch neue Erfahrungen: der Ausbilder in „Stifte mit Köpfen“ war in der ersten Fassung noch viel schlimmer, ein Erzbösewicht, da hab ich mich richtig in Wut geschrieben. In den Diskussionen über diese Fassung kam heraus, daß das falsch war. Mir verhalf das zu der Einsicht, daß man die Probleme anders, kleiner darstellen müßte, weil sie auf der Bühne dann von selber sehr viel größer werden.

EHL: Wir haben uns vorhin über Traditionen unterhalten, wie wichtig es ist, diejenigen wiederzuentdecken, die dem offiziellen Geschichtsbild zuwiderlaufen. Aber ist es nicht noch viel schwieriger, das Heutige darzustellen?

W. G.: Es ist vor allem notwendiger, brennender. Man kann zwar sagen, die Geschichte führt zum Heutigen hin. Stimmt auch, aber vielleicht nur bedingt. Erika Runge und ich haben versucht, aus den „Bottroper Protokollen“ eine szenische Dokumentation zu machen, die einen Abriß der Geschichte aus der Sicht der Arbeitenden zeigt („Zum Beispiel Bottrop“). Dieses Stück ist nie bei seinem Publikum angekommen, außer vielleicht in den Aufführungen des theater k hier in München. Aus dieser Erfahrung habe ich folgenden Schluß gezogen: sich darauf konzentrieren, das zu vermitteln, was dem Zuschauer heute auf den Nägeln brennt. Vielleicht nehme ich so einen radikalen Standpunkt ein, weil ich vor allem an Jugendliche denke. Das Geschichtswissen ist ohnehin gering und dazu noch ganz verkorkst, so wie es einem in der Schule beigebracht wurde, und man bekam dabei nichts, gar nichts zur Bewältigung der Gegenwart an die Hand.

Wenn ihr euer Heft unter das Thema „Arbeiterkultur und Menschenrechte“ stellt, dann muß man sehen, daß hierzulande nicht einmal die simpelsten Rechte beachtet werden. Ein Mädchen, das „bravo“ liest und sich da die Träume von gestern und heute verklickern läßt, versteht ein Problem nicht aus seiner historischen Aufblätterung, weil das für sie viel zu kompliziert ist. Um an sie heranzukommen, braucht man Identifikationsfiguren von heute.

B. G.: Dennoch, ein Wort zugunsten der Historie: Bei uns in Marburg hat die Berufsverbotsrevue „Hexenhammer“, die wir vor Erstsemestern gezeigt haben, ungeheure Aha-Erlebnisse ausgelöst: So, die Berufsverbote hat es also schon viel früher gegeben — und wenn man das, als Student, gebe ich zu, historisch begreifen kann, sieht es sich schon etwas anders an. Hinzukommt, daß wir einen in der Gegenwart angesiedelten, problematisierenden Schluß hatten, wo nicht mit dem Hammer gearbeitet wird.

Zu den Identifikationsfiguren: auch bei der Vermittlung ganz elementarer Einsichten, wie etwa „man muß sich wehren“, kann man doch wohl davon ausgehen, daß solche Einsicht heute und hier nur auf recht schwierige Weise zu standekommt. Man muß sich dabei auf die vorhandenen Bewußtseinsniveaus einlassen, so entsteht ja erst Identifikation. Das hat mir an dem Buch von Frank Göhre („Gekündigt“) so gefallen. Bei ihm entsteht Identifikation über Betroffenheit, es werden auch Negativfiguren gezeigt und wie man kaputt gemacht werden kann bei Ansätzen von Gegenwehr.

W. G.: Zu rechnen ist auch mit den Ressentiments, die beim Publikum bestehen. Ich gehe davon aus, daß sich ohne Identifikation auch mit Negativfiguren in einem Stück nur schlecht Einsichten vermitteln lassen. Wenn ich, sagen wir mal, einen Entwicklungsprozeß in Richtung auf Solidarität zeigen will, darf ich nicht außer Acht lassen, daß beim Publikum durchaus Ressentiments gegen linke Typen bestehen, die glauben, sie hätten Durchblick durch alles ... Wenn es auf der Bühne jemanden gibt — das mag jetzt meinewegen etwas schematisiert sein — der diese Ressentiments erst einmal ausspricht, dann stellt sich schon ein Identifikationsverhältnis her. Und wenn es gelingt darzustellen, daß dieser Typ entgegen seinen Ressentiments im Laufe des Stücks etwas einsieht, dann ist die Chance ziemlich groß, daß das auch vom Zuschauer aufgenommen wird.

EHL: Diese sogenannten Elementareinsichten sind vermutlich deswegen so kompliziert darzustellen, weil es unbedingt nötig ist, die „elementare“ Schicht auch beim Leser zu treffen, so daß er das Erzählte aufnimmt als etwas, das ihn persönlich angeht und möglicherweise Entscheidungen mit sich bringt. Daher ist es vielleicht nicht ganz richtig zu sagen, „man muß sich wehren“, sondern eher zu zeigen, „man kann sich wehren“ — nicht als Lehre, sondern als praktische Möglichkeit: so kann es gehen, auch bei dir. Das finde ich besonders gelungen beim Frank Göhre, in seinem neuen Buch („So läuft das nicht“). Er traut seinen Figuren zu, daß sie etwas bewältigen können, ganz selbstverständlich und ohne übermenschliche Höhenflüge.

L. T.: Für mich fängt die Identifikation schon damit an, daß ich sehe, ich darf ja denken. Die elementaren politischen Einsichten braucht mir kein Mensch zu vermitteln, weil ich die täglich selber spüre. Ich werd zwar den ganzen Tag

herunterdrückt, aber mit einem solchen Buch hab ich die Möglichkeit, meinen Widerstand zu artikulieren. Es kommt nicht so sehr darauf an, daß es mir im soundsovielen politischen Grundkurs noch einmal gesagt wird, wie es richtig ist, sondern daß ich es selbst formuliere, ich selbst muß ja dann die Schritte machen.

A. T.: Wir haben bisher in unseren Büchern, meine ich, zu wenig herausgearbeitet, daß politischer Kampf für einen Arbeiter eine wirkliche Genugtuung sein kann, die ihm das Leben größer und erfüllter macht. Wer im Betrieb arbeitet und vollkommen unpolitisch ist, der wird da und da herumgedrückt und weiß gar nicht richtig, was gespielt wird. Aber vor dem anderen, dem Politischen, haben sogar die Bosse Respekt, wenn der eine Betriebszeitung mitherausgibt oder in der Betriebsversammlung auftritt. Es kommt mir bisher noch zu wenig zum Ausdruck, daß der kämpfende Arbeiter im Grunde viel besser lebt als sein Kollege, der sich dauernd anpaßt. Ich schreibe gerade über so ein Thema: der Held ist ein kranker Mensch, aber er kämpft politisch, und wenn er nicht kämpfen würde, wäre sein Leben furchtbar.

B. G.: Noch einmal zum Werner: das Sich-Abarbeiten an den Ressentiments klingt mir zu sehr nach Häkchenverfahren, hier ein Problem abgehakt, und noch eins und so weiter ...

EHL: Das kommt aber der Wirklichkeit sehr nahe, nach meiner Beobachtung. Was machst du denn anders, als dich durch ein Ressentiment nach dem anderen durchzuschaffen, wenn du jemanden davon überzeugen willst, daß er sich in irgendeiner Weise engagieren soll. Überall sind Barrieren aufgebaut, die einen hindern, etwas für sich, in seinem Sinne zu tun. Die Gefahr des Schematismus kommt möglicherweise davon, daß Ressentiments manchmal als etwas gezeigt werden, das die Person selber charakterisiert, während es in Wirklichkeit etwas Fremdes ist, das in die Menschen hineingesteckt wurde.

W. G.: Im „Bravo, Girl!“ hab ich versucht zu zeigen, wo die Träume herkommen und welche ökonomischen Hintergründe dabei eine Rolle spielen. So gesehen, ist der Hinweis auf das „Häkchenverfahren“ gar nicht so unrecht. Sicher, da kommen auch ein paar schematische Wortwechsel vor — aber die haben den Vorteil, daß die Leute im Theater plötzlich lachen. Im günstigsten Fall begreifen sie, daß sie über sich selber lachen, gewinnen Distanz zu ihren Vorurteilen. Der Humor als Mittel beim Schreiben, beim eingreifenden Schreiben, gehört bestimmt auch zu den Dingen, die wieder mehr zu entdecken sind. Der Bernd hat vorhin gesagt, es gebe eine Reihe von Stücken und Büchern, die auf einen bestimmten Endpunkt hin geschrieben sind, den Eintritt in die Partei oder die Gewerkschaft. Es ist wichtig, daß wir über diesen „Endpunkt“ hinauskommen, auch aus Ehrlichkeit dem Publikum gegenüber, weil die einem sehr bald sagen: in der Gewerkschaft gibt es ja auch ganz miese Typen. — Man muß zeigen, daß da auch gekämpft wird.

EHL: Das würde allgemein heißen, weniger Scheu vor der Darstellung von Konflikten zwischen den „positiven Helden“ in einer Geschichte zu haben. Ich hab öfter den Eindruck, daß das vermieden wird, vielleicht aus dem Gefühl heraus, man setze das Positive, das vermittelt werden soll, damit herab.

B. G.: Den Eindruck hab ich auch. Und das zögernde Herangehen an solche Konflikte macht für mich die Welt ein bißchen kleiner. Oft sind die Konflikte zwischen den „Guten“ so gehalten, daß sie ganz leicht überwindbar sind.

W. G.: Ich finde das ein bißchen zynisch, daß es dir die Welt ein bißchen kleiner macht. Stell dir mal vor, daß du jeden Morgen nach dem Stück mit Hauptschülern diskutierst. Diese Zuschauer gehen von ihrer Situation aus: keine Aussicht auf das, worauf sie sich eigentlich freuen; sie wollen auf jeden Fall raus aus der Schule und in den Beruf. Dabei sind die Chancen großenteils gleich Null. In der Schule Konkurrenzkampf, so schlimm wie nie zuvor, und die Jugendarbeitslosigkeit. Denen kannst du keine energiesprühenden Kommunisten zeigen, die außer allem anderen auch noch hochdifferenzierte Debatten führen. Denen mußt du die Widerstände zeigen, die sie erfahren, das Leiden an den Zuständen — bei allem Vorbehalt, den ich gegen die Leidensliteratur bürgerlicher Ausprägung habe — und du kannst, wenn auch nur vorsichtig, Möglichkeiten der Veränderung zeigen. — Wie soll man die Probleme gewichten? Für den einen ist es das Problem, wie er fünf Pfennig mehr in der Stunde bekommt, für den anderen, wie er Schleyer und den BDI bekämpfen kann. Ich persönlich würde eher beim ersten ansetzen. Wenn man sich als Schreiber mit den Problemen derer, über die man und für die man schreibt, identifiziert, dann kann sich, trotz aller Häßlichkeit der Realität, allen vorgeführten Leidens beim Lesen so etwas entwickeln wie die Behaglichkeit, von der die Lisa gesprochen hat. Und die ermöglicht es auch, daß der Leser den Umschwung zum Handeln, Erkennen mitvollziehen kann. Das zu schaffen, daran liegt mir sehr viel.

L. T.: Ich hab erlebt, wie schnell es geht, daß man in solche Mechanismen der Anpassung hineingeschleust wird. Ein Buch kann mir da helfen, zu sehen wo ich ungewollt reinschlittere. Das Lesen hilft mir auch dabei, nicht in eine Leidenshaltung zu verfallen, die sehr leicht eintritt, wenn man Tag für Tag die gleichen schlimmen Situationen erlebt. Aber wenn ich dann einen kommunistischen Supermann vorgesetzt bekomme, bin ich einfach sauer, weil ich, als „ganz kleines Würstchen“, noch kleiner dabei werde. Wenn ich mich aber identifizieren, mit den Personen vergleichen kann, dann sehe ich vielleicht: na, so ganz dumm bist du ja auch nicht.

B. G.: Ich schlucke noch an dem Zynismus-Vorwurf. Was die Welt kleiner macht, bezog sich auf die schon Kämpfenden, war also gerade eine Überlegung gegen den Superman. Ich meine, man soll im Kampf nicht nur solche Probleme schildern, die leicht zu überwinden, die handlich sind.

L. T.: Die scheinen dir handlich, sie sind es nicht!

W. G.: Du würdest vielleicht anders herangehen, wenn du dich vorher mit Hauptschülern unterhalten hättest. Diese handlichen Probleme genügen, daß sich täglich zehn Jugendliche umbringen.

B. G.: Ich glaube, wir reden von verschiedenen Dingen. Ich meine doch nicht den Kampf um die Ausbildung, sondern etwa den Konflikt zwischen zwei Gewerkschaftlern, der möglicherweise leicht lösbar ist.

EHL: Das Problem der Identifikation hat ja noch eine andere Seite, die Kulturindustrie. Wie wir alle wissen, gibts hier sehr starke Identifikationen, auch wenn sie im Jenseits der Realität funktionieren und Passivität erzeugen. Aber

die Frage bleibt trotzdem: kann man von diesen starken und falschen Wirkungen etwas lernen für die progressive Literatur?

W. G.: Man sollte dieses alte Thema immer wieder an neuen Erfahrungen, vorliegenden Versuchen messen. Die Kurzkrimis der Autorenedition etwa („Auf Anhieb Mord“) sind ein wichtiger Versuch, haben für mich aber doch ein eher enttäuschendes Ergebnis, weil keine guten Krimis dabei herausgekommen sind — jedenfalls, wenn man mit Krimi-Erwartungen an das Buch herangeht. Sehr optimistisch ist auch, wie ich in „Bravo, Girl!“ versucht habe, mit Bravo-Mitteln zu arbeiten. Da wird eine „echte“ Teenager-Wahl in das Stück hineingenommen. Nach der Pause merken die Zuschauer dann, daß es keine richtige Wahl war. Aber das ist eine Gratwanderung, hochgefährlich, weil das Mittel genauso nach der anderen Seite hin funktionieren kann: daß die Identifikation mit den „normalen“ Angeboten der Kulturindustrie nur bestärkt wird und die Zuschauer aus diesem einen Mal, wo sie partiell etwas eingesehen haben, nichts lernen. Die Drogé ist einfach zu stark. Neulich habe ich ein Mädchen gefragt, die das Stück gut fand, liest du denn jetzt noch „bravo“ — und hab zu spät gemerkt, daß das ja eine völlig beknackte Frage ist. Natürlich liest sie. Selbst wenn wir es schaffen, mit den Mitteln umzugehen, die die Kulturindustrie hervorgebracht hat, bleibt meiner Meinung nach immer noch ungewiß, welche Wirkung wir damit erzielen, da unsere Möglichkeiten im Vergleich zu dieser Industrie so viel geringer sind.

B. G.: Die Aufgabe, den Unterhaltungsbedürfnissen des Publikums wirklich zu entsprechen, auch von unserer Seite, löst sich so nicht.

W. G.: Ich möchte gerne mal ein ganz anderes Stück schreiben als meine vorherigen. Eine Utopie. Aber das schiebe ich lange vor mir her, weil es wichtiger scheint, Stücke zu machen, die sich mit aktuellen Problemen auseinandersetzen, Jugendarbeitslosigkeit etwa, oder Bundeswehr: die wird im Augenblick so attraktiv für die Jungen, die auf der Straße liegen, da muß ein Stück her. Der Artur schreibt ohne diese Hektik, aus einem breiten Erfahrungshintergrund heraus. Daß er sich diese Ruhe nehmen kann, ist für mich ein besonderer Genuss beim Lesen.

B. G.: Einen Leser kann man doch nicht bloß von einem aktuellen Problem her ansprechen. Wenn er arbeitslos ist, muß er doch nicht unbedingt als Arbeitsloser angeredet werden, sondern kann doch von bestimmten Figuren, Haltungen her oder gerade von einer Utopie her angesprochen werden. Seit Jahren geht das in Liedern sehr viel besser als bisher in erzählenden oder szenischen Tex-

W. G.: Ja, wenn ich von meiner persönlichen Situation ausgehe, dann werden für mich diese Vermittlungsprobleme am greifbarsten in der leidigen Diskussion um die Stückschlüsse. In meinen zwei ersten Stücken kommt am Schluß ein ganz scharfer Bogen, und dann blicken alle mehr oder weniger durch. Heute sehe ich es so, daß ein Stückeschreiber sich weniger vornehmen sollte: etwa, daß Leute zusammen in einem Betrieb arbeiten, aber nie Gelegenheit haben, miteinander zu reden: sie kommen durch ein bestimmtes Problem dann doch zusammen und feiern sogar ein Fest. Keine großen Effekte, aber ganz intensiv so etwas zu zeigen, fände ich heute schon besser. Ich glaube, da müssen wir alle noch ein bißchen mehr dran arbeiten.

Vor den Lesungen stehen die Landesverhältnisse. Das Desinteresse an Literatur hat eine Klassengeschichte, ist also geprägt von Unterdrückung und Ungerechtigkeit, Oben und Unten, und die hiesige fortschrittliche Literatur ist noch nicht so weit heruntergekommen, daß sie zu den niedrigen Vergnügungen zählt, und das heißt, zu den Vergnügungen der Mehrheit.

Es gibt noch Veranstalter, die eine „Dichterlesung“ ankündigen und einen Namen oder zwei dazusetzen. Das tut dem schlechten Besuch keinen Abbruch. Aber auch die gebräuchlicheren Vorstellungen, „Autor“ oder „Schriftsteller“, bewegen in der Regel nicht mehr Menschen als eine halbe Schulklasse dazu, sich von den Sogenannten etwas vorlesen zu lassen und mit ihnen darüber zu sprechen. Dagegen hat sie der übliche Deutschunterricht, das Abzählen klassischer Silben, das auswendige Nachplappern, genügend immunisiert und eine aktuelle Bibliothek rätselhafter, entfernter und scharlataner Literatur dazu. Die Mehrheit der Bevölkerung weiß nachhaltig, daß Spaß und Erkenntnis eher im Kino, beim Sport und bei Musikveranstaltungen zu holen sind. Die Literatur steht für Langeweile, eine Ehre, die zu fürchten ist, eine Art luxuriöser Zeitvertreib für Leute, die genug davon haben, etwas, das im besten Falle zu schön ist, um wahr zu sein. Erzähl keinen Roman, sagen die Leute. Auch die traditionellen Festungen der Autorenlesung verfallen mehr und mehr der Gewalt der kunstfeindlichen Verhältnisse. Das mittlere und kleine Bürgertum verliert mit jedem Tag sein Geld, die Sicherung seiner Existenz und sein Wahrnehmungsvermögen. Was übrigbleibt, an den Abenden, die die Volkshochschulen geben oder die besseren Buchhandlungen, ist ein Publikum mit geechten Ohren. Es will nur hören, was es schon weiß, jene unendlichen Variationen von Todesmelodien auf Gott und die Welt, die doch nur die Echos ihrer eigenen entwickelten Verhältnisse sind. Dem Reichtum dieser Literatur an immer Gleicher entspricht eine Verarmung ihrer Leserschaft, die keine Hoffnung hat, es sei denn, einen anderen Standpunkt. Mit diesen Leuten ins Gespräch zu kommen ist schwer, aber nötig. Sie sind mit sich und der Welt ziemlich fertig, und ihre Absichten lassen keine Veränderung zu. Ihr Entzücken ist die bestätigende Verneinung, und ihre schlechte Lage vergleichen sie gern mit der noch schlechteren, welche ihre Literatur schildert, und es scheint, daß sie aus der Distanz eigenen Halt gewinnen. Alles Positive ist ihnen verdächtig, was von den vielen Betrügereien kommt, die mit den Positionen des Bürgertums im Laufe seiner Geschichte unternommen wurden. Obwohl sie nach „dem Positiven“ hungert, mißtraut diese Leserschaft ihrem eigenen Bedürfnis. Der Autor, der ihnen darin entspräche, bekäme leicht zu hören: aber das ist ja Religion. So verlaufen ihre Abende in dem immer gleichen Kreis der Negation, der mit den Verhältnisse enger wird. Es ist bedrückend.

Die fortschrittliche Politik hat hier der Literatur wie schon so oft (und nicht seltener umgekehrt) Kärrnerdienste geleistet. Die Wiedergutmachung der Lyrik, beispielsweise, ihre Rückkehr aus den Tempeln der Inhaltslosigkeit zu den Themen der Marktplätze, verdankt sie nicht allein ihrer wenig umständlichen Art des Vortrags, ihrer eindringlichen Prägnanz oder ihrem guten Willen zur Parteilichkeit mit den Anliegen lohnabhängiger Leute, sondern auch jenen ihrer politischen Schätzer, die ihr im besten Sinne des Wortes wieder Platz machten für ein breiteres Publikum. Diese, nach längerer Zeit ersten, oft unbeholfenen Bekanntschaften und Erfahrungen auf Maipodien, vor Antinotstandsversammlungen und bei Vietnamdemonstrationen haben der Literatur wieder das Publikum eingebracht, das sie zu ihrem Fortschritt notwendig braucht.

Von diesem Guthaben und seiner Entwicklung lebt, was hierzulande weitergehende Literatur sein will, heute. Das Land überzieht ein Netz von Kontaktstellen, und ein kleines Heer von Buchhändlern, Lehrern, Gewerkschaftern, Jugendsekretären, Sozialarbeitern und Funktionären von Arbeiterparteien sorgt dafür, daß die Literatur zu den Lesern kommt. Diese Leute sind für die Literatur wichtig, weil sie für sie soviel tun wie manche ihrer besten Stücke. Sie helfen Schwellenängste zu überwinden und Vorurteile vor der Literatur, indem sie bessere Erfahrungen ermöglichen. Sie schaffen Vertrauen durch Kennenlernen und letztlich Leser. Es sind Menschen mit einer großen Liebe zur Literatur und mit einer noch größeren Nachsicht gegenüber der Schwerfälligkeit von Veränderungen. Sie sind leere Säle gewöhnt, und ihre Stärke ist die Unermüdlichkeit ihrer Bemühungen, von denen sie wissen, daß sie sich erst nach Jahren auszahlen, die Rückfälle eingeschlossen. Man kann überzeugt sein, daß der Literatur bedeutende Teile fehlten ohne sie.

Daß ein Autor aus Arbeiten vorliest, die zumeist gedruckt vorliegen, erscheint solange überflüssig, bis man einen gehört hat. Es kommt in der Regel ein Mehrwert heraus. Die Literatur bekommt einen zusätzlichen Kommentar, der in der Betonung beim Sprechen besteht. Auf diese Weise erschließen sich auch jenen, die den Text schon kennen, neue Einsichten oder der Reiz der Differenz zwischen dem, was dem Autor wichtig scheint und dem, was sich der Leser herausgenommen hat. Für den Autor ergibt sich ein Unterricht in Wirkungen. Ihn, dem meist nur die groben Maßgaben der Auflagenhöhe oder die verfeinerten der Berufskritik zur Verfügung stehen, besticht die Unmittelbarkeit von Literatur und Lesern.

Natürlich tut der Autor gut daran, seinen Lesern auf den Mund und die Reaktionen zu sehen, was nicht heißt, ihnen nachzuschreiben. Das Bedürfnis nach Literatur äußert sich ungestüm und spontan, und die Ansprüche in der nachfolgenden Diskussion überfordern meist jeden, weil sie nicht dem einzelnen Autor gelten, sondern dem Ensemble der Literatur. Es sind Fragen und Wortmeldungen, die damit beginnen, ob der Autor nicht auch etwas über arbeitslose Ju-

gendliche geschrieben habe, oder zur Lage der Frauen oder über diese und jene Situation im Betrieb.

In solchen Fragen steckt ein Grundbedürfnis. Es ist der Wunsch, sich in der Literatur wiederzufinden und zu entdecken, etwas Nachgedachtes und Nachdenkliches über seine Lage, seine Möglichkeit und die Beziehungen zu anderen. Das ist die einfachste Beziehung, die man zur Literatur haben kann, und das Interesse der Autoren besteht darin, sie zu erhalten und zu befriedigen. Es wäre aber ein Fehler, sich darin zu erschöpfen, denn die Haltung des einfachen Wiederfindens bekommt leicht einen Kirchturmhorizont, und zu den vornehmsten Aufgaben der Literatur zählt es, ihre Leser zu fordern, indem sie die Nähe des scheinbar Fernliegenden zeigt.

Die Hörer und Leser, die dem Autor außerhalb der Universitäten und bürgerlichen Buchhandlungen begegnen, sind keine Stilisten. Ihre Toleranz, was die Schreibweisen anbetrifft, ist erstaunlich und übertrifft die Denkweite vieler Autoren. Mit derselben Begeisterung lassen sie die kompliziertesten und die einfachsten literarischen Formen und Konstruktionen über sich ergehen, wenn sie nur den Eindruck haben, diese Trauer ist meine Trauer, diese Freude ist die meine, diesen Schmerz habe auch ich erfahren und diesen Zweifel, hier wird meine Sache verhandelt. Eine gewisse Schwäche zeigen sie gegenüber der Prägnanz von Worten. Das macht sie oft zu ungerechten Zuhörern. Autoren, die Sachverhalte auf überraschende und einfache Begriffe zu bringen verstehen, gewinnen leichter ihr Ohr als andere, deren Themen mehr Umstände machen und nötig haben.

Für viele bedeutet die Literatur nichts anderes als Aussprache, und das Wort könnte den Begriff Literatur wirklich ersetzen. Die Rede: der hat es aber einmal gesagt, oder: das mußte einmal gesagt werden, ist ein hohes Lob. Es ist der Moment, wo die Literatur wirklich und praktisch von denen angenommen wird, für die sie geschrieben ist.

An Kritik wird nicht gespart. Es ist aber keine Kritik um jeden Preis. Sie ist nicht billig, weil sie die Literatur ernst nimmt und viel von ihr will. Oft wird gefragt, warum der bürgerlich-liberalen Literatur so anschauliche Menschen darstellungen gelingen und so blasses Gesellschaftsbild, und der hiesigen sozialistischen kräftigen Gesellschaftslinien und wenig sinnliche Menschen? Ob die Schönheit der Natur kein Thema mehr sei, oder die Liebe, oder ob der Tod, das Altwerden und das Sterben vor lauter Optimismus kein Interesse fänden? Die Fragen, wenn man sie sammelt, ergeben einen produktiven Katalog.

Manchmal, wenn sich die Bedürfnisse geäußert haben, oder auch mittendrin, tritt der wissende Frager auf. Er hat nur eine Frage, die aber immer. Er fragt: verstehen das eigentlich die Arbeiter? Meistens sind, wo solche Fragen gestellt werden, keine da, so daß eine Verlegenheit herrscht. Der Autor versucht mit Erinnerungen auszuholen. Er hat in vielen Städten vor Arbeitern gelesen, ist auf Maipodien gestanden und las auf zahlreichen Veranstaltungen der Gewerk-

schaften und der Arbeiterparteien. Natürlich gesteht der Autor, daß er kein Arbeiter ist, jedenfalls nicht im Sinne des Fragers. Das ist der Triumph des selben. Der wissende Frager hat längst Martin Walser gelesen und aus den dargestellten Schwierigkeiten, die ein Nichtarbeiter bei der Begegnung mit Arbeitern hat, den Schluß der Unmöglichkeit gezogen. Er übersieht, daß Herkünfte nicht lebenslängliche Verhängnisse, sondern durch Erfahrungen veränderbare Tatbestände sind. Aber da in Wirklichkeit nicht sein darf, was in der Theorie ist, ist er schwer zu überzeugen.

Dem wissenden Frager zur Seite gesellt sich der Pragmatiker. Für welche Zielgruppe schreiben Sie, will er wissen. Die Antwort: für Leser, will er nicht gelten lassen. Er ist kein Leser, sondern ein Verwender. Die Literatur besteht für ihn aus lauter Einsätzen. Was sich nicht einsetzen läßt, interessiert ihn nicht. Er ist schwer davon abzubringen, daß die Literatur keine politische Theorie ist. Er verlangt ständig von ihr Anweisungen zum Handeln. Erkenntnisse sind ihm zu passiv, das damit verbundene Vergnügen scheint ihm zu leicht. Obwohl seine Ansichten die Möglichkeiten der Literatur auf Tagesforderungen und unmittelbare Operationen verkleinern, überschätzt er sie in gleichem Maße. Er traut ihr Wunderwerke zu, zum Beispiel die Überzeugung der Massen vor der Zeit, die sie ermöglicht.

Am Ende von Lesungen stehen viele Fragen offen. Eine der offensten ist bisweilen die Entlohnung des lesenden Autors. Die Annahme, daß er wie ein Vogel singt, nicht sät und doch erntet, ist, trotz zahlreicher Gegenerklärungen, noch weit verbreitet, selbst unter hiesigen Materialisten, die man für andersdenkende Leute hält. Dahinter verbirgt sich schlecht eine Geringschätzung literarischer Arbeit, die nicht als solche, sondern als eine merkwürdige Mischung von Eingebung, Natur und Begnadung gilt. Manchen Veranstaltern von Lesungen, bei aller Liebe zur Literatur, dichtet es eben, was soviel von der Wirklichkeit hat wie jene Ideologie, die besagt, daß Geld arbeitet. Autoren, die derlei Ansichten annehmen, geraten leicht auf den Spitzweg, bekanntlich ein Dichterbild aus dem vorigen Jahrhundert, das damals schon satirisch gemeint war. Es ist an der Zeit, mit dem Wohlgefallen an der zweifelhaften deutschen Ehre aufzuhören, daß ein guter Autor ein armer zu sein habe, in dem Sinn, daß er nicht oder nur sehr schlecht von seiner Arbeit leben kann.

Wenn bei uns eine Veranstaltung politischer und literarischer Art geschlossen wird, geht man, so heißt es, zum gemütlichen Teil über, was ein beredtes Licht auf den Charakter dieser Veranstaltungen wirft. Wir müssen eine ziemlich ungemütliche Politik und Literatur haben. Tatsächlich kommen oft nach dem Ende von Lesung und Gespräch viele Erfahrungen und Fragen zur Sprache, die man sich in der Diskussion wünschte. Es kommt ein überraschend vertrautes und neugieriges Verhältnis zur Literatur heraus. Es werden Lieblingsschriftsteller genannt, ganze Bibliotheken, und man fragt sich, wann diese Leute, wenn es sich nicht um Studenten handelt, die Zeit zum Lesen hernehmen nach acht Stun-

den Arbeit, den Funktionen in Partei und Gewerkschaft oder mancher Bürgerinitiative. Am schönsten sind die Erfahrungen, die von den Wirkungen der Literatur berichten. Wenn der Student erzählt, wie ihn die Gedichte Bertolt Brechts der marxistischen Theorie näherbrachten, wenn der Lehrling sagt, welchen Zorn er gehabt hat, als er Anna Seghers Roman „Das siebte Kreuz“ las, und wenn die Verkäuferin davon spricht, wie sie einmal hat alles hinwerfen wollen und welchen Mut ihr die Romane Willi Bredels gemacht hätten. Bessere Literaturkritiken gibt es nicht.

Es wird aber nicht nur von Literatur gesprochen. Dem Autor wird die Stadt beigebracht, von der er oft nicht mehr weiß als den Namen, den Bahnhof und den Ort seiner Lesung. Wenn genügend Zeit ist und die Veranstalter anteilnehmende, also politische Leute sind, wird ihm gelegentlich gezeigt und erklärt, was in keinem Baedeker steht. Diese Eindrücke und andere, von Ort zu Ort wechselnd und doch gleichbleibend, ergeben eine Art Landeskunde, ohne die die Literatur nicht gut wurzeln und wachsen kann.

Zu den guten Gewohnheiten gehört, daß auf Lesungen die Leser das letzte Wort haben. Es sind Mitteilungen privater Natur, aber gesellschaftlicher Art. Der Lehrer, dem sie den Beruf verboten haben, spricht von seiner Angst und dem faulen Gefühl, das entsteht, wenn sich menschliche Fähigkeiten für eine unabsehbare Zeit nicht verwirklichen können. Die Sozialarbeiterin breitet ihre Pläne aus, die sie für das örtliche Jugendhaus gemacht hat, und gegen die die CDU nach alter Methode, mit dem Bolschewistenschreck, Sturm läuft und die Sozialdemokratie, befangen im selben Schrecken, ihr dabei nachgibt. Der Gewerkschaftssekretär berichtet von den Mühen und Listen, die nötig sind, nach innen und nach außen, um ein politisches und kulturelles Programm durchzusetzen, das die jungen Arbeiter nicht ganz den modisch wechselnden Rauschdestillen überläßt. Der Autor erfährt von Betriebsräten, die ihre Kollegen in Stich lassen, weil da Angst ist.

Selbstverständlich wird auch davon und mit Stolz gesprochen, was gelang, ein Stadtratbeschuß, dessen Rücknahme die Einwohner erzwangen, die erfolgreiche Arbeitsniederlegung, Stimmen- und Stimmungsverhältnisse zugunsten der Linken. Aber merkwürdigerweise hat der Erfolg bei uns eine verschämtere Stimme als der Mißerfolg. Vielleicht, weil er, den Verhältnissen entsprechend, so klein ausfällt und seine Nennung stets daran erinnert, wieviel noch zu tun ist.

Auf der Rückfahrt ist der Kopf voller Eindrücke und Geschichten, und so mit ihnen beschäftigt, daß er nicht zum Lesen taugt. Dann können die Worte einfallen, die Brechts Galilei-Stück beschließen, in dem der Gelehrte fragt: wie ist die Nacht, und ihm geantwortet wird: hell.

Dreht sich der Werkkreis im Kreis? Antworten auf einen Leserbrief

Anfang dieses Jahres erhielten wir von einem Betriebsrat aus einer süddeutschen Kleinstadt einen Brief. Der Verfasser fragte darin unter anderem: „... verbietet Ihnen die Solidarität mit dem Werkkreis eine offene Diskussion?...“

Wir haben in der Redaktion seit einiger Zeit versucht, diese und andere Fragen zum Anlaß für eine Diskussion im *kürbiskern* zu nehmen, sind aber davon überzeugt, daß eine sinnvolle und weiterführende Aussprache über die Fragen des Betriebsrats zunächst von Sprechern und Mitgliedern des Werkkreises begonnen werden sollte.

Wir veröffentlichen deshalb in diesem Heft als Anregung für eine Diskussion zu diesem wichtigen Thema die Antworten der Werkkreis-Kollegen.

Fragen an den Werkkreis

- Daß Arbeiter und Angestellte über ihre Erfahrungen schreiben, ist sicher notwendig — gerade in einem Land, in dem lange Zeit (bis zur Gründung der Gruppe 61) „Arbeitswelt“ kein literarisch hoffähiges Thema war. Und wer könnte besser über die Arbeiter schreiben als die, die mitten drin stehen?
Aber wie? Für wen? — das ist doch die Frage.
Nur weil ein Text von einem Arbeiter ist, ist er doch noch nicht gut. Wer entscheidet über die Qualität und damit darüber, ob ein Text veröffentlicht wird oder nicht?
- Wer von den in den Werkstätten organisierten Schreibern ist eigentlich ein Arbeiter? Ich habe den Eindruck, daß aus bestimmten politischen Überlegungen heraus vor allem Intellektuelle die Werkkreisfahnen hochhalten.
- Ich habe die Beobachtung gemacht, daß einige Werkkreisautoren insgeheim von einer Karriere als Dichter träumen (dichten ist viel schöner als am Fließband arbeiten). Unterstützt wird meiner Meinung nach diese Träumerei durch die Absatzinteressen bürgerlicher Verlage, die für „Arbeiterliteratur“ einen gewissen Markt entdeckt haben, weswegen sie mit Wettbewerben und Buchveröffentlichungen locken.
Natürlich wird es immer große Dichter aus der Arbeiterschaft geben — die Geschichte bestätigt das —, aber das Anliegen kann doch nicht sein, Arbeitern einzureden, sie seien Dichter, sondern primär einmal muß es darum gehen, bessere Arbeitsbedingungen für die Arbeiter zu schaffen. (Dazu kann auch die Literatur was beitragen.)
- Andererseits: Wie steht Ihr zu einem Werkkreismitglied, das sich als Autor auf dem bürgerlichen Markt einen Namen gemacht hat und vielleicht ganz zum Schreiben überwechselt?

Antworten des Werkkreises

Sprecherrat des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt

1. Unsere Arbeitsweise

Was bedeutet *kollektive* Arbeitsweise im Werkkreis? Wer entscheidet das Buchthema, wann und mit wem dabei zusammen gearbeitet wird? Als Beispiel: die Entstehung des Buches „Da bleibst du auf der Strecke“, das zum Thema „Rationalisierung“ erarbeitet wurde und im Herbst 77 in der WK-Reihe des Fischer-TB-Verlags erscheinen wird.

Auf dem 2. Werkstättenrats-Treffen im Frühjahr 1976 hatten wir darüber diskutiert, wie sich durch die zunehmende Rationalisierung in den Betrieben Angst und Unsicherheit ausbreitet. Wir fragten, welche Entwicklungen zeichnen sich dadurch in den nächsten Jahren für die Kollegen ab? Wird es weiterhin die Stenotypistin geben, wenn verstärkt Schreibautomaten in den Verwaltungen eingesetzt werden? Wird es zukünftig den Beruf des Uhrmachers geben, wenn die Quarzuhr sich weiterhin durchsetzt? Wie werden sich die technologischen Veränderungen durch die Rationalisierung im Denken und Handeln der Kollegen auswirken? Werden sie resignieren, den Mut verlieren? Werden die Kollegen moderne Maschinenstürmer? Werden die Kollegen stillhalten oder sich aktiv einsetzen für ihre Rechte, für das Existenzrecht auf Arbeit? Wir prüften, was und wie könnten wir mit einem Buch den Kollegen helfen, diese Zusammenhänge zu erkennen, auf die Auswirkungen nicht zu warten, schon jetzt aktiv zu werden.

Auf dem 2. WS-Rats-Treffen 1976, auf dem jede Werkstatt mit einem Delegierten vertreten ist, waren wir uns grundsätzlich einig, Rationalisierung hier in der BRD, in unserem System, bedeutet für die Kollegen Betriebsschließungen, Massenentlassungen, Arbeitslosigkeit.

Weitergeführt wurde dieses Gespräch bei den Regionalversammlungen, in den örtlichen Werkstätten. Schreib-Ideen wurden entwickelt, geprüft, auf Brauchbarkeit abgeklopft, verworfen, weiter entwickelt. Auftauchende Probleme vor Ort wurden genauer recherchiert; Diskussionen mit Gewerkschaftsfunktionären über Auswirkungen, Abwehrmaßnahmen geführt.

Im Werkstätten-Rundbrief, unserem internen Organ, wurden Materialien zu dem Thema aus dem „DGB-Nachrichtendienst“ veröffentlicht. Befreundete Wirtschaftsjournalisten gaben uns Hinweise.

In Zusammenarbeit mit der IG Metall, Abteilung Automation beim Hauptvorstand, wurde ein Seminar zum Thema vorbereitet und im Herbst 1976 in der IG Metall-Schule Sprockhövel mit den Werkkreis-Autoren durchgeführt.

Auf diesem Seminar wurden inhaltliche Fragen der Rationalisierung ausführlich besprochen. Es wurde überlegt, welche literarischen Formen zu verwenden seien. Es wurde geprüft, wie die gestalterische Umsetzung geschehen könnte. Fragen der Spannung, der Dramatik, der Unterhaltung wurden angesprochen. Deutlich war uns, wir wollten kein wissenschaftliches Sachbuch herausgeben, sondern ein interessantes, spannendes, unterhaltendes Buch, das von den Kollegen nach der täglichen Knochenmühle des Betriebes gelesen werden kann.

Auf diesem Seminar wurde für das Buch ein Mitarbeiterpiegel zusammengestellt. Welche Werkstatt bringt in welcher literarischen Form welche Beiträge? Wo fehlt ein wichtiges Gebiet, wer könnte dazu einen Text erarbeiten? Der Mitarbeiterpiegel koordinierte die Arbeit der Werkstätten, um unnütze Arbeit zu verhindern.

Herausgeber-Kollegen wurden dafür bestimmt, ein Kollege vom WK-Zentrallektorat den Herausgebern als Hilfe zur Seite gestellt.

Im Herbst diesen Jahres wird sich zeigen, ob es gelungen ist, unseren Anspruch bei dem Buch zu verwirklichen. Und die Leser werden es als Käufer ebenfalls beweisen.

2. Die Zusammensetzung des Werkkreises

Wer sind die Kollegen im Werkkreis? Siebzig Prozent der Werkkreis-Kollegen sind aus den Betrieben, sind teilweise arbeitslos. Zwanzig Prozent von uns studieren. Von diesen Freunden sind viele mit einem gelernten Beruf „versehen“ und über den zweiten Bildungsweg zum Studium gekommen. Zehn Prozent der Kollegen sind „freiberuflig“, sie sind also „frei“ von einem festen betrieblichen Arbeitsplatz.

Wir wissen, daß gerade diese Kollegen als Berufsschriftsteller in einem starken Abhängigkeitsverhältnis zu den Medien stehen.

Wir sind Kollegen aus den Betrieben, die nicht freischwebend in rosaroten Wolken herumtanzen.

Ist eine Trennung zwischen Intellektuellen und den Kollegen aus den Betrieben überhaupt möglich, eine Einteilung in Geistesarbeiter und Handarbeiter? Die Kollegen bedienen komplizierte Maschinen; als Gewerkschafter und Vertrauensleute, im Betriebsrat und bei Verhandlungen mit den „Arbeitgebern“ zeigen die Kollegen Geist und Witz. Ist das keine intellektuelle Arbeit?

Zuerst war es in der Entwicklung des Werkkreises wirklich so, daß die studierten Kollegen wortgewandter waren. Die gemeinsame solidarische Arbeit der letzten Jahre hat dies verändert. Bei Wahlen im Werkkreis zeigt sich das deutlich. Unsere „Werkkreisfahne“ halten wir gemeinsam hoch!

3. Unsere Arbeitskriterien

Am Anfang unserer Arbeit stellen wir uns stets die Frage: Was erwarten unsere Leser und Zuhörer von unseren Texten? Wir fragen uns, was ist für unsere Leser, Zuhörer in der derzeitigen gesellschaftspolitischen Entwicklung notwendig, wichtig, um Zusammenhänge, Hintergründe zu erkennen — um aktivierend auf den Leser in seinem eigenen Interesse zu wirken.

In den vergangenen Jahren veranstaltete der Werkkreis zwei Seminare. Das erste Seminar setzte sich mit den Fragen und Problemen der realistischen Gestaltung und Darstellung auseinander. Wir erarbeiteten uns folgende Themen:

1. Die Darstellung der tatsächlichen Realität. Was ist? Warum ist es so? Muß es so sein?
2. Die Darstellung der möglichen Realität. Was tun? Wie es verwirklichen? Wodurch es verwirklichen?
3. Die Darstellung der erwünschten Realität. Wie müßte es sein?

Im Mittelpunkt unserer literarischen Arbeiten müssen die Kollegen aus den Betrieben stehen, die, geprägt durch die Organisationsform der gesellschaftlichen Arbeit, verändernd in ihre Umwelt eingreifen. Die Kollegen müssen als fühlende, genießende, leidende und denkende Menschen dargestellt werden. Herausgearbeitet werden soll die Lernfähigkeit im kollektiven Prozeß in der Gewerkschaftsarbeit, im Vertrauensleutekörper, in der Betriebsratstätigkeit, das ist für uns die literarisch gestaltete gesellschaftliche Realität.

Im zweiten Seminar setzten wir uns mit den Fragen des parteilichen Schreibens auseinander. Wir überlegten, was Parteiergreifen für uns bedeutet. Uns wurde klar, daß Parteilichkeit die Herausarbeitung des eigenen Standpunktes und die scharfe Abgrenzung gegenüber dem Unternehmerstandpunkt bedeutet. Uns kann es nur um den Gesamtzusammenhang gesellschaftlicher Prozesse gehen, in dem wir die historische Verantwortung der Arbeiterklasse herausarbeiten. Bei dieser Herausarbeitung müssen wir uns bemühen, die neu aufkeimenden sozialistischen Elemente aufzuspüren und sie darzustellen, da sie das weitertragende Element der Arbeiterbewegung sind.

Heute, nach der Herausgabe von dreißig Büchern, stellen wir uns mehr und mehr die Frage nach der Wirkung unserer Bücher. Wir prüfen, wie unsere „Produkte“ Wirkungen erzielen und wodurch die Wirkungen bei den lesenden Kollegen entstehen. Diese Frage beinhaltet die Frage des *Gebrauchswertes* unserer Bücher für den Kollegen. Was nutzen sie ihm? Wir fragen weiter nach der Handhabbarkeit unserer Bücher. Genügt die bisherige literarische Produktionsweise, oder bei welchen kulturellen-künstlerischen Erfahrungen und Erkenntnissen der Leser müssen wir ansetzen? Damit wollen wir nicht an die Leseerfahrung der Trivialliteratur einfach anknüpfen, sondern wir suchen die bereits fortschrittlichen Ansätze bei unserem Leser, um diese Erfahrungen weiter zu entwickeln.

Deswegen sind die örtlichen Aktivitäten der Werkstätten, die Lesungen, ein sehr wichtiges Moment, um unsere Literatur stets in den Gesprächen wieder neu in Frage zu stellen, um sie vor Ort beim Leser zu überprüfen.

Faustregel: Jeden Tag findet in der BRD eine Veranstaltung einer örtlichen Werkstatt statt.

Gleichzeitig prüfen wir die Verkaufs- und Absatzzahlen unserer Bücher in der Fischer TB-Reihe. Wir prüfen, wie es kommt, daß das Buch „Da geht dir doch ein Auge auf“ unser „Hinkefuß“ ist. Wir erkennen, daß die neue Auflage des Buchs „Liebe Kollegin“ von 41 000 auf 47 000 Exemplaren ein Hinweis auf die Wichtigkeit und die Notwendigkeit für ein weiteres Frauenbuch ist, weil hier ein gesellschaftliches Bedürfnis vorliegen muß.

4. Unsere Stellung zu Einzelautoren

Im Werkkreis geht es uns nicht um die Entwicklung von „Dichters“! Wir sind eine Organisation, in der Kollegen für Kollegen schreiben. Ebenfalls sind wir keine therapeutische Schreibvereinigung für Kollegen, die der kapitalistische knochenharte Betriebsalltag „fertiggemacht“ hat. Unser Programm stellt unsere Arbeit in den Zusammenhang der politischen Arbeit der Organisationen der Arbeiterklasse, der Gewerkschaften, der Parteien und anderer Verbände.

Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit Berufsschriftstellern ergeben sich bei den gesellschaftspolitischen Themen, zu denen wir Bücher erarbeiten. Das zeigen die zuletzt herausgegebenen Bücher sehr deutlich.

Ist es nicht folgerichtig, wenn sich aus der Werkkreisarbeit heraus Kollegen qualifizieren, die den Weg des Berufsschriftstellers beschreiten? Um nur zwei Kollegen zu nennen: Margot Schroeder und Josef Ippers. Sollen wir das Produzieren von Büchern nur den Herren des „Freien Deutschen Autorenverbandes“ überlassen oder den Herren Simmel und Co?

Im profitorientierten Geschäft kapitalistischer Verlage bleibt keinem Kollegen des Werkkreises Zeit für Träumereien. Weil wir dieses erkennen, sagen wir: *nur gemeinsam können wir eine Literatur für die Kollegen in den Betrieben entwickeln, denn gemeinsam sind wir stark!*

5. Unsere Zusammenarbeit mit anderen Organisationen

Der Werkkreis hat *nie* einen Anspruch auf die Alleinvertretung der Kollegeninteressen erhoben. Wir verstehen uns als *eine* der fortschrittlichen kulturpolitischen Kräfte in der Bundesrepublik. Gleichzeitig sagen wir aber, daß es bei der sich verschärfenden politischen Situation notwendig ist, wenn wir die Interessen der Kollegen wirklich ernsthaft wahrnehmen wollen, daß alle kulturpolitischen Organisationen mehr als bisher zusammenarbeiten.

Konkret realisieren wir diesen Anspruch täglich auf örtlicher Ebene. Wir arbeiten zusammen mit dem DGB und seinen ihm angeschlossenen Gewerkschaften. Wir arbeiten zusammen mit den Naturfreunden, den Falken, der SDAJ. Wir arbeiten zusammen mit Betriebs- und Wohngebietsgruppen der DKP, den örtlichen Gruppen der SPD, wir arbeiten zusammen mit den Jungsozialisten und den kulturellen Trägern der Kommunen wie den öffentlichen Bibliotheken und anderen; die Aufzählung kann nicht vollständig sein.

In dieser breiten politischen Zusammenarbeit versuchen wir, unseren Anspruch, gemeinsam mit allen Organisationen, die zum kooperativen Zusammenarbeiten bereit sind, eine Literatur im Interesse der Arbeiterklasse zu entwickeln und weiter zu bringen, zu verwirklichen.

Erika Däbritz

Arbeiter und Angestellte schreiben, ob es jemandem notwendig erscheint oder nicht. Und es schreiben erstaunlich viele, wenn man die Bildungsmisere in der Bundesrepublik bedenkt. Die Frage ist nur: was und wie schreiben sie, und wie sind ihre Veröffentlichungschancen.

Gemessen an den Manuskripten, die in den Verlagen eingehen (unabhängig vom WK), ist es sicher nur ein Bruchteil von einem Bruchteil, der jemals gedruckt oder in den Redaktionen und Lektoraten überhaupt gelesen wird. Dies ist aber kein spezielles Problem schreibender Lohnabhängiger, sondern ein Problem aller Schreibenden. Der WK hat es aber immerhin geschafft, einigen Kollegen bessere Voraussetzungen für die Veröffentlichungen ihrer Texte zu

geben. Die allerwenigsten hängen dabei aber dem Gedanken nach, nun zum ‚Dichter‘ geworden zu sein.

Der Verdienst des WK liegt nach meiner Meinung besonders in zwei Fakten: Einmal hat er Hunderten von schreibenden Lohnabhängigen aus ihrer allgemeinen — und damit auch aus ihrer Schreib-Isolation herausgeholfen.

Zum andern hat er Veröffentlichungsmöglichkeiten für sie geschaffen, die dem Einzelnen nie offen gewesen wären.

Das hat zur Folge, daß eine viel größere Anzahl von Lesern mit dem Problem ‚Literatur der Arbeitswelt‘ vertraut wurde. Eine solche Vereinigung aber bringt auch eine ganze Reihe von Schwierigkeiten mit sich, vor denen man die Augen nicht verschließen darf.

Mit der Organisationsform ‚eingetragener Verein‘ unterliegt der Werkkreis ganz bestimmten, bürgerlichen Gesetzen, die er einhalten muß, und die auch für eine Anzahl von Kollegen bei ihrem Eintritt bestimmt waren.

Wenn nun einige Kollegen im WK versuchen, diese bürgerliche Organisationsform mit Prinzipien, wie sie nur in Parteien üblich sind, zu füllen, gibt es unweigerlich Schwierigkeiten: weil dann die Organisationsform nicht mehr mit dem Organisationsinhalt übereinstimmt. Als langjähriges, meist aktives Mitglied im WK habe ich da so meine Erfahrungen gemacht. Darum ist es mir auch ein Bedürfnis festzustellen, daß es nicht, wie des öfteren behauptet, Mitglieder der DKP sind, die den WK für ihre Zwecke umfunktionieren wollen. Im Gegenteil, es sind Kollegen, die vor falsch verstandener ‚revolutionärer Ungehuld‘ aus den Nähten platzen, die Disziplin im Interesse der Sache nicht kennen und meinen, was ihnen gerade einfällt sei die reine Offenbarung.

In diesem Zusammenhang auch noch ein Wort zu den Intellektuellen. Ich habe solche und solche kennengelernt.

„Solche“, die ihre Kenntnisse, ihr Wissen und ihre Fähigkeiten in den Dienst schreibender Kollegen gestellt haben. Und „solche“: die den WK erst mal durch eine Mühle drehen wollten in der Meinung, daraus entstünde der ihnen genehme Arbeiterdichter; unterwegs sollte er möglichst sein ganzes Wissen, besonders das über Literatur und Schreiben, verloren haben, um endlich wieder ‚urwüchsig‘, ‚arbeitergemäß‘ schreiben zu können.

Zu den Schwierigkeiten des WK gehört auch, daß er mit den Fischer-Bänden in einen Text-Zugzwang gekommen ist, der ohne Zweifel die Qualität mancher Beiträge beeinträchtigt. Darum aber zu sagen, die Zusammenarbeit mit bürgerlichen Verlagen sei nicht im Interesse des WK, ist falsch. Vielmehr sollte man überlegen, wie dem WK oder auch außerhalb des WK schreibenden Kollegen aktive Hilfe bei der Bewältigung dieses Problems gegeben werden kann.

Was den Satz *primär geht es um die Verbesserung der Arbeitsbedingungen* in dem Brief betrifft, kann ich nur sagen: Die Frage so gestellt, heißt für mich nichts anderes, als den Kollegen zur Arbeits-Kampf-Maschine herabzuwürdigen, seine oft speziellen kulturellen Bedürfnisse zu mißachten; vor allem aber, die Erfüllung dieser Bedürfnisse nicht als Kampfaufgabe zu betrachten. Schreiben und über Geschriebenes diskutieren verändert doch auch den Schreibenden.

Was, Kollege, veranlaßt dich eigentlich dazu, uns schreibende Lohnabhängige mit so viel Mißtrauen zu beobachten?

Ich stehe zwar nicht am Band, aber ich sitze vor einem Buchungsautomaten, der mich genauso auffrißt und für acht Stunden am Tag mir auch die letzte freie Entscheidung aus den Knochen prügelt (bildlich gesprochen).

Und trotzdem schreibe ich, weil ich einfach das Bedürfnis danach habe. Weil es ein Teil im Kampf um meine innere Befreiung geworden ist, die ich brauche, um den äußeren, sichtbaren Kampf zu führen. Und ich versuche zu lernen, wie ich besser schreiben kann.

Und ich träume (!) auch davon, einmal ein ganz großer ‚Dichter‘ zu werden. Nicht, weil ich ein bevorzugter Teil der bürgerlichen Gesellschaft werden möchte, sondern weil ich mir alles, was bisher mir und meiner Klasse vorenthalten wurde, erobern will. Ich will es nicht nur für mich speziell, aber ich will alles.

Auch die Träume!

Richard Limpert

Zunächst die Feststellung, daß uns Werkkreisautoren niemand einredet, wir seien Dichter. „Reden“ können die wenigsten, aber sprechen kann jeder. Dichten ist ein großes Wort, aber Nachdenken und Aufschreiben ist ein notwendiger Anfang. Zum Thema Qualifikation sagte ein Ruhrkumpel: „So doof, wie uns Axel u. Co. haben möchten, sind wir Arbeiter nicht.“ Übrigens liefert der Fragesteller gleich einige Antworten in unserem Sinne mit. Er stellt z. B. fest, daß es notwendig ist, über die eigenen Erfahrungen zu schreiben. Er sagt, daß die Literatur als eine der vielen Möglichkeiten gewertet werden muß, um Denkanstöße zu geben, damit letztlich notwendige Veränderungen herbeigeführt werden. Aber wie? Für wen? Das ist doch die Frage. Zwar ist auch eine mehr oder weniger anonyme Lesergemeinde anzusprechen, aber es geht mir vor allem um Menschen, deren Sorgen und Nöte ich kenne, es geht um die Abhängigen und Unterdrückten, die sich ihrer Lage, ihrer Abhängigkeit oft nicht bewußt sind. In Diskussionen wird oft gesagt, daß die von uns behandelten Probleme doch allen bekannt seien. Das ist ein großer Irrtum. Gerade die Betroffenen wissen zu wenig z. B. von der verschleierten Ausbeutung. Es gilt, zwei wesentliche Bastionen der Meinungsmanipulanten zu durchschauen. Erstens bedienen sie sich der bewährten Ablenkungs- und Bedürfnisstrategie: damals Brot und Spiele, heute Hähnchen und Rot-Weiß (um nur ein Beispiel zu nennen). Zweitens: die herrschende Minderheit hat beinahe alle Informationsmittel in der Hand. Daraus resultiert das mangelnde Bewußtsein der meisten Lohnabhängigen. Wir, die Werkkreisautoren, schreiben gegen die Manipulation und für unsere Kollegen, die da nicht durchsehen. Wir wollen unseren Standort klären helfen und bewußt machen. Wir wissen, daß wir mit dem Schreiben nur begrenzte Möglichkeiten haben, aber wir können Anstöße geben. Das ist schwer, aber wir werden damit nicht aufhören. Den Einwand, daß gegen die Verschleierungsmechanismen eines mächtigen Systems die Bemühungen um Geheiminformation durch Literatur aussichtslos seien, teilen wir nicht, weil wir da einige Erfahrungen haben. Wenn ich mit der Flüstertüte auf der Zechenmauer,

auf dem Wochenmarkt oder in meinem Kokereibetrieb meine Gedichte vorlese, hören natürlich nicht alle zu. Ich bin sogar überzeugt, daß mich manche für einen Spinner halten. Wie könnte das anders sein? Aber viele Arbeitskollegen hören zu, sie sagen auch, wenn ich etwas nicht scharf genug ausgedrückt habe. Und wenn ein Arbeitskollege, der vor nicht langer Zeit noch weit davon entfernt war, die „Schreiberei“ inzwischen nützlich findet, zu mir kommt und sagt: „... darüber mußt du schreiben“, dann weiß ich, daß wir eine kleine Teilstrecke auf dem langen Marsch zurückgelegt haben...

Die Werkkreisgründer und die jetzt schreibenden Mitarbeiter können für sich in Anspruch nehmen, daß sie in der Lage sind, den früher leeren Raum „Arbeit und Literatur“ mehr und mehr zu füllen. Die Gründung stand im Zusammenhang mit dem politischen Aktivwerden der Arbeiter und Angestellten in den Betrieben und im kulturpolitischen Bereich, das sich Ende der 60er Jahre mit dem Scheitern der Wirtschaftswunderideologie und der Unruhe in den Betrieben bemerkbar machte. Ein großer Teil der Abhängigen rekrutiert sich nicht aus fehlgeleiteten, denktrügen Nurkonsumenten. Z. B. die gewerkschaftlich organisierten Kollegen und Kolleginnen in den Ortsgruppen und in den Betrieben stellten die Forderung nach wahrheitsgemäßer Information und realistischer Berichterstattung. Während die Dichtung immer noch im Himmel lebte, schwiebte die Unterhaltungsliteratur im blauen Dunst. Der Werkkreisautor hat die Möglichkeit, sich zu artikulieren, und der Mensch steht in der Tat im Mittelpunkt. Das Wort zum Sonntag genügt uns nicht; wir schreiben das Wort zum Alltag. Die Probleme der Abhängigen werden sichtbar gemacht. Das Schreiben und Beschreiben soll die menschlichen und materiell-technischen Probleme der Arbeitswelt als gesellschaftliche bewußt machen. Abwertung und Diffamierung durch die Lautsprecher der herrschenden Minderheit überraschen und jucken uns in keiner Weise. Die Gestrigen wissen zu gut, daß unsere Literatur nicht die Aufgabe hat, den geistigen Standort des Lesers zu stabilisieren, sondern das Bewußtsein des Lesers zu verändern. Unsere Beiträge zum Thema Arbeitswelt sind nicht unanfechtbar. Wir machen Fehler, aber wir lernen gern. Kritik um der Kritik willen hilft uns nicht. Kritik, die uns ein Stück weiterbringt, ist immer richtig und notwendig. Die Mitarbeit der Intellektuellen in den Werkstätten halten wir für unerlässlich. Hier wird Solidarität und Zusammenarbeit demonstriert. Der Erfolg blieb nicht aus. Der arbeitende Mensch wird mehr und mehr erreicht. Natürlich ist die Scheu vor der Buchhandlung noch nicht überwunden, aber durch unsere Kleinarbeit und durch den direkten Kontakt erreichen wir, daß Arbeiterliteratur in die richtigen Hände kommt. Die Buchproduktion bei Großverlagen, die Publikation durch fortschrittliche Kleinverlage, die werkkreiseigenen Erzeugnisse — das Für und Wider also — beantworten wir so: Das eine tun und das andere nicht lassen. Daß wir in dieser Gesellschaft ökonomischen Gesetzen Rechnung tragen müssen (was uns gewiß nicht paßt), kann nur ein Blinder übersehen. Wichtig ist, daß der arbeitende Mensch nicht nur literarisch fixiert, sondern daß er auch als Leser von seinen schreibenden Kollegen erreicht wird. Der Weg des Werkkreises „Literatur der Arbeitswelt“ hat sich als der richtige erwiesen. Die Resonanz der Kollegen nach öffentlichen Lesungen, die Zustimmung zur Beteiligung von

Werkkreisautoren bei Gewerkschaftsversammlungen und Veranstaltungen, die Reaktion der Hörer bei Straßen-, Markt- und Kneipenlesungen bestätigen die Notwendigkeit und Richtigkeit unserer Wortarbeit. Vom Ausschließlichkeitsanspruch, den schöngeistige Literaturgötter uns in die Schuhe schieben wollen, kann nicht die Rede sein. Allerdings sind wir nunmehr eine gesunde Pflanze im literarischen Gewächshaus. Wir wissen, daß Literatur nur ein Wort, nur eine Möglichkeit ist, Denkanstöße zu geben, aber wir werden damit nicht aufhören. Widersprüche, über die man nicht schreibt, sind für die manipulierte Öffentlichkeit nicht existent. Unser Wort gibt den Dingen Realität. Wir stören und sind unbequem, sagen unsere Gegner. Wir halten es mit der Aussage des verstorbenen Altpresidenten Th. Heuss: Der unbequeme Staatsbürger ist das Ideal der Demokratie.

Erasmus Schöfer

Frage 1.

Als Martin Walser 1972 auf dem Frankfurter Werkstätten-Treffen des Werkkreises formulierte: „Literatur ist von Anfang an Befreiungsenergie, als solche dient sie von selbst dem Herrschaftsabbau“, haben wir ihm genau dies geantwortet: nur weil ein Text von einem Arbeiter geschrieben ist, ist er noch nicht Literatur der Arbeitswelt und damit Teil der fortschrittlichen Literatur der Bundesrepublik.

Ich möchte etwas anders als gefragt antworten: Über die Qualität eines Textes entscheidet zuerst einmal das Bewußtsein des Verfassers — dies nämlich bewirkt, daß ein Arbeiter seine Arbeitsumwelt kritisch erlebt und aktiv zu beeinflussen sucht. Gute Arbeiterautoren sind solche, die in Betriebsgruppen, VK, Betriebsrat und Gewerkschaft aktiv waren und sind, die also gelernt haben, sich mit dem Bestehenden nicht abzufinden. Selten gelingt es, aus einem im Betrieb passiven, aber schreibbegabten Kollegen durch nachträgliche kritische Informierung in einem Schreiberkollektiv einen engagierten schreibenden Arbeiter zu machen. Umgekehrt ist das politische Bewußtsein allein natürlich auch keine Garantie für das Gelingen guter fortschrittlicher Literatur: die Fähigkeit zur anschaulichen Darstellung des Erlebten und Beobachteten muß vorhanden sein oder entwickelt werden — eine gerade bei den in ihren Betrieben kämpfenden Kollegen sehr schwierige Aufgabe, weil das dazu notwendige Üben die Zeit kostet, die diese Kollegen bereits für ihren Einsatz in den Organisationen der Arbeiterschaft weitgehend verbrauchen. Unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen scheitern viele schreibwillige Kollegen an diesen Schwierigkeiten, etwa so, wie Arbeitersportler als Amateure selten bis in die Landesmeisterschaft oder die Bundesliga vordringen können.

„Scheitern“ wäre allerdings das richtige Wort nur, wenn Goldmedaillen oder die Veröffentlichung in einem Taschenbuch der Werkkreis-Reihe oder der Kleinen Arbeiterbibliothek das einzige Ziel des (Schreib-)Amateurs wäre. Im Werkkreis orientieren wir die Kollegen immer wieder darauf, daß eine veröffentlichte Arbeiterkorrespondenz, ein abgedruckter Brief in der Gewerkschaftszeit-

tung, eine Lesung und Textdiskussion vor einem Kreis von Kollegen ähnlich wichtige Erfolge für einen schreibenden Arbeiter sind, wie die Aufnahme eines Textes in ein Buch. Nur in dieser Weise einer breiten publizistischen Tätigkeit entsteht eine wirksame fortschrittliche Literatur der Arbeiterklasse, nur so wird ihr der Boden bereitet.

Freilich wird gerade diese Seite der Werkkreis-Arbeit öffentlich weniger sichtbar, weil über die Hunderte von Lesungen, die die Werkstätten zum Beispiel in Gewerkschaftsschulen, bei Streikversammlungen, in den verschiedenen fortschrittlichen oder Kulturarbeit leistenden Organisationen veranstalten, niemand groß spricht. Sie sind sozusagen die Volkshochschule der schreibenden Arbeiter. Orientiert man sich nur an den zentralen Publikationen des Werkkreises, so kommt man leicht zu falschen Schlüssen. Es sind verständliche Fehlschlüsse, wenn man bedenkt, daß es nur in etwa 30 Städten Werkstätten des Werkkreises gibt, daß die Kapazität der Kollegen für die Lesearbeit neben ihrem Beruf, ihrer Schreibarbeit und oft noch politischen Tätigkeit begrenzt ist. Und wenn man weiter bedenkt, daß die Texte der Werkkreis-Kollegen, die in Zeitungen gedruckt werden, meist nicht erkennen lassen, daß sie aus der Arbeit des Werkkreises entstanden sind.

In den Taschenbüchern des Werkkreises werden im Prinzip nur jene Arbeiten veröffentlicht, die die Qualifikation zur Teilnahme bei Landesmeisterschaften haben. Klar, daß die auswählenden Kollegen des Werkkreises hier auch Kompromisse machen müssen, aus verschiedenen Gründen. Auf welcher kollektiven Grundlage die Vorbereitung der Werkkreis-Bücher geschieht, wie die Texte dafür hergestellt, qualifiziert und „verabschiedet“ werden, darüber werden andere Kollegen noch berichten.

Wichtig ist die Frage, für wen die Werkkreis-Bücher bestimmt sind. Oft begegnet man dem Mißverständnis, sie müßten sich an die fortschrittlichen Angehörigen der Arbeiterklasse richten und ihrem Bewußtseinsstand Ausdruck geben. Hält man sich aber vor Augen, daß die 7 Millionen organisierter Gewerkschafter nur ein Drittel der abhängig Arbeitenden der BRD sind, und daß wiederum nur ein kleiner Teil von ihnen wirklich aktive Vertreter ihrer Klasseninteressen sind, so wird deutlicher, wie schwierig es ist, eine Literatur zu entwickeln, die zugleich *massenwirksam und fortschrittlich* ist. Wir sagen zwar gern und oft, daß das Beste grade gut genug für die Arbeiterklasse ist, aber dieser theoretische Anspruch ist so richtig wie abstrakt. Er versagt, wenn er undialektisch als Knüppel benutzt wird, um zum Beispiel Literatur zu schlagen, die auf einfache, möglichst unterhaltsame Weise realistisch vom Leben der Werktägigen erzählen will — weil dies allein schon der herrschenden Verdummungs- und Ablenkungsliteratur Wasser abgraben kann. Auch innerhalb des Werkkreises wird solchen Arbeiten von manchen Kollegen Mangel an politischer Deutlichkeit angelastet; ein Vorwurf, der stimmt oder nicht, je nachdem, ob man von den Bedürfnissen der fortschrittlichsten oder der Masse der Kollegen ausgeht. Wir haben in unsrer Praxis immer wieder erlebt, daß hier große Unterschiede der Interessen und Erwartungen bestehen. Nur in seltenen Idealfällen gelingt es, mit einem Text diese unterschiedlichen Erwartungen gleichmäßig zu befriedigen.

Wir sind noch weit davon entfernt, diese Probleme gelöst zu haben; das betrifft die schreibenden Arbeiter ebenso wie die fortschrittlichen Berufsautoren. Gewiß schaffen erst die gesellschaftlichen Grundlagen eines sozialistischen Staates die Voraussetzungen dafür, daß Massenwirksamkeit und emanzipatorisch-humanistischer Inhalt in der Literatur zur Einheit werden. Bis dahin — und um diese Zielvorstellung zu verwirklichen — sehen die meisten Werkkreis-Autoren ihre Aufgabe darin, bei den gewerkschaftlich organisierten Kollegen und bei der Jugend diese gesellschaftlichen Ziele als notwendig und erstrebenswert erkennbar zu machen und den Kampf dafür zu unterstützen.

Frage 2

Es gibt relativ wenig Arbeiter aus den „harten“ Produktionsbetrieben in den Werkstätten. Der Arbeitsstress, die zusätzlichen politischen Verpflichtungen der bewußten Arbeiter erklären dies. Oft kommt es vor, daß junge Arbeiter aus solchen Betrieben, die politisch noch nicht tätig sind, aus Interesse am Schreiben und Wut über die Verhältnisse in die Werkstätten kommen. Durch die Arbeit in der Werkstatt erlangen sie deutlichere Einsicht in die Ursachen der gesellschaftlichen Verhältnisse und gehen der Schreibarbeit wieder verloren, indem sie entweder in ihrem Betrieb politische Arbeit zu machen beginnen oder erneut auf die (Abend-)Schule gehen, um sich ein besseres Rüstzeug für politische Arbeit zu verschaffen.

Das liegt durchaus im politischen Interesse des Werkkreises, auch wenn es dazu führt, daß dadurch immer wieder Talente und Kräfte für die literarische Arbeit ausscheiden. Es wäre aber auch abwegig, den Sinn der Werkkreis-Arbeit von der Anzahl schreibender Produktionsarbeiter abhängig zu machen. Angestellte, Beamte aus den Behörden, Lehrer, Studenten sind genau so abhängig Arbeitende; auch ihre Arbeitsstellen sind Betriebe, die für die Entwicklung der Gesellschaft von großer Bedeutung sind; ihre Erfahrungen sind repräsentativ für die vieler Menschen. Entscheidend ist, ob sie diese Erfahrungen politisch bewußt in literarisch qualifizierte, für den Kampf brauchbare Texte umzusetzen vermögen.

Natürlich spielen auch akademisch ausgebildete Arbeiter im Werkkreis von Anfang an eine wichtige Rolle. Sie bringen nicht nur die für die Herstellung brauchbarer Literatur notwendigen technischen Kenntnisse in die Arbeit ein, sondern sie haben aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit und akademischen Ausbildung spezialisierte intellektuelle Fähigkeiten, die unerlässlich sind, um gesellschaftliche Einzelerscheinungen — etwa die Erfahrungen eines Arbeiters an seinem Arbeitsplatz — in gesellschaftliche Zusammenhänge zu setzen, um Wissenschaft und Praxis in Verbindung zu bringen und aus den Erfahrungen der Praxis theoretische Anleitungen zu entwickeln.

Dies ist der Grund, daß im Werkkreis akademisch ausgebildete Kollegen häufiger mit theoretischen Äußerungen hervortreten und als Sachbeauftragte Organisations- oder Herausgeber-Arbeit für die übrigen Kollegen leisten. Man kann wohl sagen, daß es auch im Werkkreis eine gewisse Arbeits- und Rollenverteilung gibt, wie in der gesamten Gesellschaft. Sie hat, wie man weiß, nicht mit unterschiedlichen Begabungen, sondern mit der Verteilung der gesellschaft-

lichen Privilegien im Klassenstaat zu tun. Eine fortschrittliche Organisation der Arbeiterklasse kann die Folgen dieser unterschiedlichen Begünstigungen nicht wie das Kaninchen im Zylinder verschwinden lassen, sondern nur durch die Art der kollektiven Zusammenarbeit allmählich abbauen. Die Arbeitsweise des Werkkreises hat jedenfalls dazu geführt, daß immer wieder Arbeiter-Kollegen sich in komplizierte theoretische Aufgaben einarbeiten und sie auch lösen. Ein Urteil über die politische Wichtigkeit der einen oder anderen Aufgabe ist damit ohnehin nicht gesprochen. Worauf es ankommt ist, daß die im Hinblick auf ihre Ausbildung und oft auch auf die Verfügung über ihre Arbeitszeit begünstigten Vertreter akademischer Berufe diese Vorteile einsetzen zum Nutzen ihrer Kollegen und des Kampfes um mehr Rechte der Arbeiterklasse. Genau dies ist im Programm des Werkkreises bereits in den ersten Sätzen ausdrücklich als Zweck seiner Arbeit hervorgehoben: solidarische Zusammenarbeit von Arbeitern und Angestellten mit Schriftstellern, Journalisten und Wissenschaftlern. Dabei stehen die Arbeiter, wohlgemerkt, an erster Stelle.

Die Zusammenarbeit funktioniert natürlich nicht immer reibungslos — es gibt Mißtrauen bei den schreibenden Arbeitern gegenüber den Akademikern, etwa, daß sie womöglich zu viele eigene Interessen mit fortschrittlichen Reden verbinden oder die gesellschaftliche Situation ohne genügende Kenntnis der Arbeitswirklichkeit einschätzen; es gibt Ungeduld bei den Studenten gegenüber den Arbeitern, die oft nicht die Zeit und die Kraft haben, ihre Schreibarbeit genügend theoretisch abzusichern und zu vertiefen. Aber das sind sozusagen natürliche Erscheinungen, die erst dann wirklich schädlich werden können, wenn man die gesellschaftlichen Ursachen nicht erkennt und vor der Aufgabe resigniert, solche Schwierigkeiten offen auszusprechen und sie immer wieder konkret zu überwinden. Die Mißstände der Gesellschaft machen uns zornig und ungeduldig — die Größe der Aufgaben fordert von uns eine langwierige, aber unbezähmbare Geduld.

Frage 3 und 4

Ich finde es sehr verständlich, daß schreibende Arbeiter von einer Existenz träumen, in der sie keine entfremdete Arbeit zu machen brauchen, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Sagen und schreiben zu können, was man für richtig und schön hält, und von dieser Tätigkeit leben zu können, ist eine fortschrittliche Vorstellung, wenn sie sich mit der Absicht verbindet, damit zugleich das Leben der Mitmenschen zu verbessern, zu erheitern, zu verschönern. Viele Arbeiterschriftsteller aus der Zeit der Weimarer Republik konnten diesen Traum unter den Bedingungen des sozialistischen Staates DDR verwirklichen und zugleich mit ihrer Arbeit beim Aufbau dieses Staates mithelfen. Darauf ist der Begriff „Karriere“ des bürgerlichen Kunstmarktes gewiß nicht anwendbar.

Auch unter den Bedingungen der großbürgerlich-kapitalistischen Bundesrepublik werden solche Entwicklungen in einzelnen Fällen möglich sein, da das Bedürfnis nach fortschrittlicher Literatur mit dem Bedürfnis nach gesellschaftlicher Veränderung wächst. Die Literatur und ihre Autoren können die Ver-

änderung nicht hervorrufen, aber doch das Bedürfnis nach ihr formulieren, anschaulich machen und in größere Deutlichkeit heben.

Bürgerliche Verlage, die solche Literatur veröffentlichen, weil sie daran verdienen können, folgen zwar ihren Profitinteressen; wir verraten aber nicht unsere eigenen emanzipatorischen Interessen, wenn wir uns ihrer Mittel bedienen, denn wir sorgen durch unsere Verankerung in den Gewerkschaften, in der Arbeiterbewegung, und durch unsere konsequente Orientierung an sozialistischen Zielen dafür, daß die unter kapitalistischen Bedingungen hergestellten Bücher dennoch ihren fortschrittlichen Charakter nicht verlieren. Dafür gibt es viele Beweise, die ich hier nicht anführen will. Es dürfte heute kaum noch Gewerkschaftsfunktionäre, Buchhändler und Deutschlehrer in der BRD geben, die bei dem Wort „Werkkreis“ nicht wissen, daß damit von fortschrittlicher, an den Interessen der Arbeiterklasse orientierter Literatur die Rede ist, und wo man sie zu suchen hat.

Gefährlich wird es für einen schreibenden Arbeiter erst, wenn er um eines Erfolges auf dem literarischen Markt willen beginnt, Kompromisse zu schließen und die Verbindung zu seiner Herkunft und zu seinen Klassengenossen verliert oder verleugnet. Oder wenn Kollegen die Publikationsmöglichkeiten des Werkkreises nur opportunistisch ausnützen, um den Absprung von der Anonymität in die zweifelhafte und trügerische Bekanntheit auf dem literarischen Markt zu schaffen. So etwas läßt sich nie ganz ausschließen, auch nicht mit den kollektiven Arbeits- und Kontrollprinzipien des Werkkreises — sie garantieren aber, daß dies Einzelfälle blieben.

Auf der anderen Seite liegt es den Werkkreis-Mitarbeitern fern, irgendeinem vielleicht begabten Kollegen Hoffnungen zu machen, daß er durch das Schreiben im Werkkreis seine persönliche Situation materiell entscheidend verändern kann. Das Schreiben im Werkkreis wird immer in erster Linie ein Mittel des politischen Kampfes bleiben — und wer diesen konsequent fördert, kann mit materiellem Lohn allenfalls dann rechnen, wenn er erfolgreich zu Ende geführt ist.

Vielleicht macht ein schreibender Arbeiter ein paar Bemerkungen dazu, welchen persönlichen Nutzen, welche Befriedigung und manchmal Freude das Schreiben und die kollektive Arbeit an dieser Literatur ihm zuweilen verschafft hat.

Oskar Neumann Staatsfestung Brokdorf und anderwärts

Herrschender Sprachgebrauch wurde die „Staatsfestung“ anlässlich der Demonstrationen von Kernkraftwerksgegnern in Brokdorf. Die Praxis, die dem Begriff durch die Staatsmacht zugrundegelegt wurde, enthält wesentliche Elemente einer neuen gesellschaftlichen Formierung. Da ist zunächst die Identifikation eines Regierungentschlusses mit dem Gesamtinteresse, während Identität tatsächlich nur mit dem Konzerninteresse besteht: dem Haus Siemens als inzwischen alleinigem Betreiber der Kraftwerksunion, der Deutschen Bank als Nummer Eins des zugehörigen Finanzkonsortiums, den Energiekonzernen zwischen RWE und Isar/Amper verspricht das Bonner Energieprogramm in den 80er Jahren einen 45%-Anteil der Spaltungskraftwerke an der bundesdeutschen Stromproduktion und damit einen Milliardenboom im Inland, der zugleich den Rückhalt der Expansion in die Länder der Dritten Welt darstellt. Der Umkehrschluß aus der falschen Identifikation liegt auf der Hand: wer aktiv gegen das Atomkraftwerksprogramm auftritt, ist — weil objektiv dem Konzerninteresse abträglich — auf dem Weg zum Verfassungs- und Staatsfeind; und weil die Zahl solcher mindestens potentieller Feinde — man erinnert sich entsprechender Kriminalisierung der gewerkschaftlichen Mitbestimmungsforderung — nach jüngsten Umfragen weit mehr als die Hälfte der Bevölkerung umfaßt, muß der Staat in eine Festung gegen die Mehrheit der Bürger verwandelt werden. Folgerichtig wird der Bauzaun von Atomkraftwerken, sobald sich Andersdenkende nähern, zum Festungswall und das Baugelände zum „Schlacht“-Feld zu Lande und in der Luft. Die Früh- und Fernaufklärung möglicher gegnerischer Absichten wird Sache des Staatsschutzes, will sagen: der Verfassungsschützer und der übrigen Geheimdienste; ihre „Lauschangriffe“, vorbereitet von Einbruchspezialisten, werden teils im voraus, teils im Nachhinein abgedeckt durch Minister und Regierung; und wo Gerichtsurteile nicht ins Konzept passen, wie im Fall Wyhl, da erwägt man schon, die Zuständigkeit von Verwaltungsgerichten und damit ein Stück Gewaltenteilung abzuschaffen.

Wie die globale Militärstrategie der 60er Jahre durchläuft die Planung innerer Konflikte derzeit theoretisch und faktisch ihre Phase der Eskalation. Die erste Staatsfestung der BRD war ja Stammheim, zunächst also ein lokales, wesentlich defensiv orientiertes Unternehmen. Der Platz sollte für dort Einsitzende unpassierbar von innen nach außen und für mögliche Helfer uneinnehmbar von außen nach innen gemacht werden; um die Isolierzellen liegen zunächst Beton, Stacheldraht und Wachtürme im äußeren, dann Wanzen im inneren Ring. Damit ist der Anschluß an das Konzept der „Vorwärtsverteidigung“ hergestellt, die nach erster Erprobung in Brokdorf — die größere Provokation scheiterte am Tag von Itzehoe — ihre bisher höchste Eskalationsstufe in Grohnde erreichte: „Diesmal floß Blut!“ (AZ, 21. März 1977) Nachdem in Grohnde wie

Oskar Neumann: Staatsfestung Brokdorf und anderwärts

am Gründonnerstag in Karlsruhe Blut geflossen war, sah Franz Josef Strauß schon keinen Anlaß mehr, zwischen den Tätern der Erschießung des Generalbundesanwalts und den „Tätern“ am Bauplatz von Grohnde und anderwärts grundsätzlich zu unterscheiden. Wo der Konzernprofit eine „moralische Größe“ (Zimmermann, CSU) im System der Werte ist, da sind die andern die Amoralischen, die Out-Laws, die Kriminellen.

Man tröste sich nicht damit, Franz Josef Strauß müsse so sein. Dregger, Sieger von Hessen, ist nicht anders. Albrecht gar setzt das Dabeisein „als Kulisse“ schon gleich Komplizenschaft mit „Gewalttätern“. Und vor allem: nirgendwo funktioniert die Große Koalition umfassender und perfekter als dort, wo die Vermutung des außergesetzlichen Notstands Anlaß gibt, im Zweifelsfall gegen die Demokratie zu entscheiden. Genau dahin zielte auch die Manipulation der öffentlichen Meinung, seit Grohnde unverkennbar abgestimmt auf den PK-Stil großdeutscher Blitzsiegsmeldungen über minderwertige Untermenschen. Es war nicht die *Nationalzeitung*, und es war keine Traditionspflege fröhlichen SS-Jagens auf polnische oder französische Partisanen; es war die sozialliberale *Süddeutsche Zeitung*, die ihre Leser mit aktuellen Bürgerkriegsschilderungen von hohem Reizwert attackierte: Da „räumt eine westfälische Hundertschaft im vordersten Getümmel auf“, dort „fegen zwei Reiterstaffeln über den Acker zur B 83“. (SZ, 21. 3. 77)

Gerade weil hier der Bürger offenbar auf eine Entwicklung eingestimmt werden soll, die für seinesgleichen schon in Friedenszeiten eine Art Kriegsrecht parat hält, haben wir zu fragen: wer wollte Brokdorf, wer brauchte Grohnde so? Man versteht, daß „im vordersten Getümmel“ Freund und Feind kaum klar zu unterscheiden waren; woher weiß dann die AZ so sicher, wie ihre Schlagzeile das suggeriert: „Die Radikalen schlügen zu?“ Ein Augenzeuge sah es auch anders: „Die Polizisten droschen wahllos auf die Köpfe der Umstehenden.“ Gehörten alle Umstehenden zum „harten Kern“? Sind Teilnehmerberichte falsch, wonach in den 85 Bussen aus Hamburg, Bremen und Schleswig-Holstein gut 80 Prozent aus dem Anhang der verschiedenen Bürgerinitiativen kamen, denen gerade so der Mumm aus den Knochen geprügelt werden sollte? Und haben sich alle Beobachter geirrt, die in denselben Bussen von früheren Aktionen her bekannte Gesichter zu erkennen glaubten — auf zwei Leute vom „harten Kern“ so etwa eine kernige Type von Kripo in Zivil bis Verfassungsschutz? Auch da also Polizei „Dein Freund und Helfer“? Oder wollte man diesmal durch Langzeitobservation bisherige Fehlleistungen in der Eile am Tatort vermeiden (man denke an die Schwierigkeiten der Polizeizeugen etwa im Roth-Prozeß!)?

Fragen über Fragen, und je schweigender sich dazu die Kommandeure der Staatsfestung geben, desto größer werden die Zweifel des Bürgers, welche Rolle ihm im befestigten System denn nun zugeschrieben ist: die des demokratischen Willensträgers, von dem laut Grundgesetz alle Gewalt ausgeht, oder die des

Objekts einer entdemokratisierten Verfassungswirklichkeit mit immer umfassenderen Vollmachten für die Herrschenden?

Es sind mächtige Herren, denen die etwa tausend Bürgerinitiativen gegenüberstehen, in denen mehr Menschen als je zuvor eine Form des gesellschaftspolitischen Zusammenwirkens erkennen und einüben, mit der sie ihr Demokratieverständnis und ihren Zukunftsanspruch besser aufgehoben finden als im derzeitigen Bonner Parteispiel. Worauf also setzt man höheren und höchsten Orts, wenn der Siemenssprecher Plettner vor der Aktionärsversammlung in München erklären kann, er habe aus Gesprächen mit Bonn die Überzeugung gewonnen, in spätestens zwei Jahren werde der Spuk der Kernkraftwerksgegner vorüber sein? Das Mandat des „mündigen Bürgers“ soll offenbar enden, wo die Staatsfestung anfängt. Der Rest ist Schweigen.

Friedhofsrufe im Innern hatte in diesem Land schon mehrmals zu tun mit der Phase der Aggressionsvorbereitung nach außen, mit Nervenkrieg und Hochrüstung. Ist ein solcher Zusammenhang heute gegenstandslos? Dagegen spricht die Welle der antisowjetischen Hysterie und der psychologischen Kampfführung, voran gegen die sozialistischen Länder DDR, Polen, CSSR, ebenso wie der bereits vollzogene Start zu einer neuen Etappe imperialistischen Wettrüsts. Zum gleichen Zeitpunkt, da USA-Präsident Carter mit dem Rückhalt des Rekordmilitärhaushalts von über 122 Milliarden Dollar selbst die bisherigen Resultate der amerikanisch-sowjetischen Hochrüstungsbegrenzung zu unterlaufen trachtet, läßt die Brown-Group aus London wieder einmal den dringenden Ruf nach einer westeuropäischen Atomstreitmacht laut werden, in der neben Großbritannien und Frankreich nun endlich auch der deutsche Imperialismus seine Ambitionen auf A- und H-Waffen erfüllt und damit die Möglichkeit realisiert sehen soll, mit der Bundeswehr den Zünder zu spielen für die große Explosion. So verrückt, hört man, seien auch deutsche Expansionisten und Revanchisten nicht. Sie waren es zweimal in diesem Jahrhundert, und sie haben hernach immer behauptet, es wäre nur schief gegangen wegen der falschen Partner. Der diesmalige Partner hat nun aber durch einen seiner prominentesten Sprecher, Herman Kahn, ausdrücklich verlangt, nicht auf den atomaren Präventivschlag zu verzichten — was inzwischen offizielle Nato-Politik ist — und er hat dagegen plädiert, in der Konfrontation mit dem Gegner einen „nüchternen, klarsichtigen und selbstbeherrschten Eindruck zu machen“ — Positionen immerhin, die von dem jetzigen Kanzler der Bundesrepublik als „Anwendung reiner Rationalität auf Politik und Strategie“ bewundert worden sind (Herman Kahn, Eskalation, Einführung von Helmut Schmidt, Berlin 1966, Seite 14 und Seite 42).

Man kann diesen Aspekt umso weniger außer Acht lassen, als sich für alles, was die Befürworter der Kernspaltungskraftwerke dort zu produzieren hoffen, alternative Möglichkeiten anbieten, mit einer einzigen Ausnahme: Plutonium. Wird nicht von daher auch die weltweit einzigartige Vorliebe verständ-

lich, mit der in der Bundesrepublik die Reaktoren der zweiten Generation in Forschung und Entwicklung forciert werden? Während soeben 1800 Spezialisten der europäischen Forschungsanlage CERN, der Universitäten Genf und Lausanne vor den vielen ungelösten Problemen natriumgekühlter Reaktoren warnen und Brutreaktoren insgesamt als überflüssig ablehnen (siehe SZ 1. 4. 77), steht in einem Reklametext der bundesdeutschen Atomlobby, die Bundesregierung habe von insgesamt 16,7 Milliarden für Kernforschung bereits „2 Milliarden DM für die Entwicklung des „Schnellen Brüters“ und 1,5 Milliarden DM für den Thorium-Hochtemperatur-Reaktor“ ausgegeben. (*Sachverhalte*, Eine Publikation der Informationszentrale der Elektrizitätswirtschaft e. V., April 1977). Und während aus Schweden neuerdings Sicherheitsverfahren vorgeschlagen werden, bei denen die abgebrannten radioaktiven Brennelemente direkt in keramische Körper eingekapselt werden sollen, um auf diese Weise „die risikoträchtigen Wiederaufbereitungsanlagen (zu) ersparen und damit weitgehend Probleme mit dem Plutonium“ (SZ, 1. 4. 77), findet sich in derselben Nummer der *Sachverhalte* ein hübsch farbig gemaltes Schaubild des geplanten Entsorgungszentrums — mit rot getuschter Sammelstelle für reines Plutonium: Bombenmaterial tonnenweise, wobei aus derselben Produktionsstätte Plutonium auch mit den radioaktiven Abfällen zurendlagerung im Salzstock verschwindet. Wie soll da das hundertste Prozent von der Kontrolle jederzeit sicher erfaßt werden — wo doch schon 1 Prozent Schwund völlig ausreicht, die internationalen Verträge gegen eine Weiterverbreitung der Kernwaffen zu einem Fetzen Papier zu machen! Wie beruhigend, wenn wir da in den Erläuterungen lesen, daß die DWK — Deutsche Gesellschaft für Wiederaufbereitung von Kernbrennstoffen mit beschränkter Haftung! — an das zuständige Ministerium in Hannover inzwischen wohl ihren „12 Bände und dabei fast 3000 Seiten umfassenden Sicherheitsbericht“ überreicht hat. Da müssen sie wohl drinstehen, die sämtlichen Details für die nächste Staatsfestung in Gorleben.

Das alles wagt man uns noch immer unter der Spitzmarke anzubieten: „Sonst gehen die Lichter aus“. Und wenn erst die Lichter ausgehen, sind natürlich „die Arbeitsplätze in Gefahr“. Dabei sind uns diese Propagandisten bis heute jeden Beweis dafür schuldig geblieben, daß auch nur ein Einziger aus dem Heer der Arbeitslosen und der Lehrstellensuchenden seine Lage einer Energielücke verdankt und nicht der Krise und der in der Krise desto hektischeren Profitmacherei der Konzerne. Dennoch versucht Minister Matthöfer uns aus der Ecke auch noch die Risiken seiner Energiepolitik plausibel zu machen: „Das Risiko, das wir eingehen müssen, wenn wir Kernenergie haben wollen, weil wir Wirtschaftswachstum haben wollen, ist so beherrschbar, daß es vergleichbar ist mit Risiken, die wir auf anderen Gebieten unserer technischen Zivilisation eingehen“ (Hans Matthöfer, Interviews und Gespräche zur Kernenergie, Karlsruhe 1976, S. 80). Vergleichbar ist ja nun so ziemlich alles miteinander, die Risiken

der derzeitigen Nukleartechnik in der Bundesrepublik unterscheiden sich indes qualitativ von denen konventioneller Anlagen. Wenn diese havariieren, wird die gefährdete Belegschaft oder die bedrohte Umgegend evakuiert; im Karlsruher Plan für eine Reaktorkatastrophe steht im Gegenteil, daß das mögliche Gefahrengebiet sofort gesperrt wird; die Abriegelung soll durch Polizeikräfte in Spezialausrüstung an allen Ausfallstraßen erfolgen: das Einschließungsgebiet der kontaminierten Bevölkerung hat einen Durchmesser von 10 km rund um die Reaktoranlage, dazu kommt je nach Windrichtung ein trichterförmiger Sektor bis zur Grenze der Warnzone A (siehe: Wyhl, Freiburg 1976, S. 72).

Nicht weniger unsachlich ist der volkswirtschaftliche Aspekt des Ministertextes. Zum einen ist das Versprechen der Vollbeschäftigung durch Wirtschaftswachstum gleich Energiewachstum eine völlig tatsächenwidrige Fiktion. So schreibt der frühere EG-Kommissar Sicco Mansholt: „Die heutige Investitionspolitik in Europa hat trotz des hohen Energiewachstums eine zunehmende Arbeitslosigkeit zur Folge. Die Kapitaleigner scheinen kapital- und energieintensive Industrien für vorteilhafter zu halten als Betriebe, die viele Arbeitsplätze zur Verfügung stellen“ (ebenda, Seite 79). Und schließlich ist die stillschweigende Gleichsetzung von mehr verwertbarer Energie mit erhöhter Produktion von Kernenergie ein schlichter Roßtäuschertrick. Neben anderen, auch noch durchaus ernstzunehmenden Möglichkeiten, gibt es vor allem zwei Alternativen, die den bundesdeutschen Notwendigkeiten entsprechen und die mit dem sofortigen Stop des Baus von weiteren Uranspaltungsanlagen und der Forschungsmittel für den Plutoniumbrüter ohne Denkpause in Gang zu setzen sind:

1. Gewinnung von Strom in Großkraftwerken auf Kohle- und Braunkohlebasis, jeweils unter Einsatz der modernsten Anlagen zur Reinhaltung von Wasser und Luft und bei späterer Rückführung der Tagebaugebiete in land- und forstwirtschaftliche Nutzung, sowie für Zwecke der Erholung der Bevölkerung. Außer der Verwendung heimischer Rohstoffe haben konventionelle Kraftwerke noch den Vorteil, daß zum Bau reichlich 10 Prozent mehr Arbeitskräfte nötig sind als bei Nukleartechnik gleicher Leistung.

2. Verwertung der bisher als Müll unter mannigfacher Schädigung der Umwelt weggekühlten Wärme bis 100 Grad durch stufenweisen Aufbau eines umfassenden Fernwärmennetzes, das in der Zukunft weitgehend den industriellen und privaten Bedarf an Heizung und Warmwasser befriedigen kann. Damit wird Energie in derselben Größenordnung nutzbar, die nach den bisherigen Plänen in sämtlichen Atomkraftwerken produziert werden sollte, und das bei gleichen Kosten im Fall unterirdischer, mit geringeren bei oberirdischer Verlegung des Wärmeverbundnetzes.

Woran scheitert eine solche Möglichkeit? Auch Hans Matthöfer muß einräumen, wissenschaftlich und technisch gäbe es da keine Probleme; die bislang fehlende Voraussetzung sieht der Minister darin, „daß Unternehmer sich bereit

finden, um langfristiger Vorteile willen auf kurzfristige Gewinnmaximierung zu verzichten ... und die Unternehmensstrukturen dem erkennbar werdenden künftigen Bedarf anzupassen“ (Hans Matthöfer, a.a.O., S. 37). Da ist es doch wohl an der Zeit, auf dem Weg von Mitbestimmung und demokratischer Kontrolle Wandel zu schaffen gegen die Alleinbestimmung einer Handvoll Milliardäre, die so offensichtlich gegen das Gemeinwohl verstößen, daß in der Konsequenz nur die von der Verfassung gebotene Überführung ihres Milliardenbesitzes in Eigentum der öffentlichen Hand verbleibt. Die arbeitenden Menschen dieses Landes können sich nicht mit der Maxime der SPD-Führung abfinden, die da lautet: „Anerkennung einer systembedingten ‚Notwendigkeit‘, die sich nicht nur entwicklungshemmend, sondern auch menschenfeindlich auswirkt“. (Robert Jungk, *Vorwärts*, 11. November 1976). Robert Jungk fährt in seiner Kritik an der von Matthöfer repräsentierten Haltung der sozialdemokratischen Partei- und Staatsspitze fort: „Die Wettbewerbswirtschaft mit ihren Zielen und Zwängen ist keine Notwendigkeit, sondern in der heutigen, sich ständig vertiefenden Krisenlage der Menschheit eine Gefahrenquelle, mit der man im Interesse unseres Überlebens keine Bündnisse schließen kann, ohne von ihr kontaminiert zu werden.“

In der Tat, diese Gefahr der Kontaminierung kann nicht ernst genug genommen, gar nicht entschieden genug bekämpft werden. Sie bedroht unseren gesellschaftlichen Organismus mit der Zersetzung der roten Blutkörperchen, mit der Folge von perniziöser Anämie: An die Stelle demokratischer Willensbildung tritt die Befehlsgewalt in der Staatsfestung, auf Kosten und zu Lasten der Bürger gebaut, armiert und solange für die Vorwärtsverteidigung des Systems erweitert, bis ihr Vorfeld schließlich alle Lebensbereiche umgreift: im Namen unserer Sicherheit die totale Formierung, die allein noch den Monopolprofit sichert. Das ist die härteste Stelle des Systems, und zugleich seine weiche: da stehen gegeneinander Konzernmacht und Menschenrecht.

Jens Hagen

„Wir singen ja von dem, was um die Ecke passiert“

Über die Kösche Volksmusikgruppe „De Bläck Fööss“ und ihr Publikum

Ein sonniger Samstagnachmittag im alten Kölner *Vringsveedel*¹. In der Zwingerstraße — gleich neben dem bei Bürgern, Politikern, Beamten und Spekulanten hart umstrittenen Gelände der in die Pleite getriebenen Schokoladenfabrik Stollwerck — herrscht Hochbetrieb. Die „Bürgerinitiative Südliche Altstadt“ (BISA) veranstaltet ein Veedelfest, und die alteingesessenen Bewohner des Viertels lassen gleichzeitig ihre historische Straßen-Kermes wieder aufleben. Ein Straßentheater spielt, Kinder — in Köln rauhbeinig-liebevoll *Pänz* genannt — bauen sich aus riesengroßen Pappkartons ihre eigene Spielwelt, bemalen sie und sich selbst mit bunten Farben, demonstrieren so ihren Wunsch nach einem Abenteuerspielplatz, lachen und rufen und tollen herum, bauen, beraten und ändern, *schwade*² und führen dabei den erstaunt lauschenden Erwachsenen vor, wie leicht man sich untereinander in einem lustigen Mischmasch aus Italienisch, Deutsch, Türkisch, Griechisch und Kösche unterhalten und prima verstehen kann. *Wööschge*³, Getränke und anderes Festzubehör werden zu Niedrigstpreisen verkauft, eine Mini-Sonderausgabe des *Kölner Volksblatts*, der beliebten Zeitung der Kölner Bürgerinitiativen, wird öffentlich gedruckt und gleich verteilt, die für den Verkehr gesperrte Straße ist voller Menschen. Mitten in dem Trubel sitzen an einem langen Tisch etwa zwanzig, dreißig alte und jüngere Leute aus der Nachbarschaft, trinken Kösche und singen eines der bekanntesten Lieder der *Bläck Fööss*⁴: *Mer loße dr Dom en Kölle*. Aus einer nahegelegenen *Weetschaff*⁵ klingt dasselbe Lied. Hartmut Priess, Bassist und Haupttexter der *Bläck Fööss*, und ich stehen in der Nähe und hören zu.

... Die *Ihrestroß*, die hieß vielleicht *Sixth Avenue*,
oder die *Nord-Süd-Fahrt Brennerpaß*.
D'r Mont Klamott, dä heiß op eimol *Zuckerhout*,
do köm dat *Panorama schwer en Braß*.
Jetzt froch ich üch, wem domet jeholfe es,
wat nötz die janze *Stadtanierung schon*?
Du soll doch leever alles blieve, wie et es,
un mir behaale unsre *schöne Dom*.
Mer losse d'r Dom en Kölle,
denn do jehööt hä hin.
Wat soll dä dann woanders,
dat hätt doch keine Senn...⁶

¹ Severinsviertel.

² Miteinander schwätzen.

³ Würstchen.

⁴ Nackte Füße.

⁵ Wirtschaft, Kneipe.

⁶ Dieses Lied und einige andere Lieder der *Bläck Fööss* enthalten etliche hochdeutsche Wörter und kösche-hochdeutsche Mischwörter. Wahrscheinlich deshalb, um den Text auch außerhalb von Köln verständlich zu machen. Wenn man außerdem bedenkt, daß fast in jedem Kölner Stadtteil ein anderes Kösche gesprochen wird und sich darüber hinaus in den letzten Jahrzehnten immer stärker der Einfluß der landkölischen Mundart bemerkbar gemacht hat, dann ist es nicht verwunderlich, daß auch in den Liedern der *Bläck Fööss* die Schreibweise vieler Wörter (und manchmal auch die Aussprache) nicht mehr ganz mit dem althergebrachten Kösche übereinstimmt.

Jens Hagen: „Wir singen ja von dem, was um die Ecke passiert“

„Das ist ja komisch“, staunt Hartmut Priess, „die haben in dem Refrain ein Wort verändert und ihn damit eigentlich noch besser gemacht. Wir singen *un op singem able Platz bliev hä och jot en Schoß*, und die Leute hier singen ,und auf seine alten Tage bleibt er noch gut in Schuß“. — Das Lied sind wir losgeworden, das gehört uns gar nicht mehr.“

Eine knappere Erklärung dafür, wie ein Lied volkstümlich wird, habe ich bisher noch nicht gehört.

Seit den Zeiten des — zumindest im Rheinland berühmten — Kölner Volkssängers Willi Ostermann hat wohl kein Liedermacher und keine Musikgruppe wieder so genau den rheinischen Nerv getroffen wie diese sechs jungen Kölner, die vor ein paar Jahren — dem im sogenannten offiziellen Karneval sich breitmachenden Spießertum und der steten Erkältungsgefahr zum Trotz — langhaarig und *op bläcke Fööss* auszogen, um mit ihren Liedern die Kneipen und Säle, die Straßen und Viertel ihrer Heimat zu erobern. Inzwischen sind *De Bläck Fööss* in Köln und Umgebung fast schon so bekannt wie Tünnes und Schäl, und obwohl im Rheinland bekanntlich kaum etwas so ernst genommen wird wie der Humor, können sie es sich auf ihrer neuesten Langspielplatte *Bei uns doheim* sogar leisten, mit ihrem *Spanien-Leed* ein bißchen in die kösche Volksseele zu pieksen:

*Jedes Johr em Sommer seit dat Spillche⁷ widder loß
Met Sack und Pack nob Spanien, weil et do jo nit vill koß
Mer fliegen dann mem Neckermann von Wahn no Benidorm
Do weede mer schön brung⁸ un sin so richtig jroß in Form
Nä, nä, Marie, es dat he schön
Üvverall nur kösche Tön
Na, he süht et wirklich us
Wie bei uns zuhuss
He fählt nur vum Balkon
Die Aussich op d'r Dom
Am eetste Ovend⁹ weed direk e Babekju jemaat¹⁰
Et weed jejrillt, die Wöschjer hammer selver metjebraat¹¹
Mer drinke Cuba Libre un Sangria bes zum Schluß
Als echte Kösche föhlt mer sich doch üvverall zohuss
Nä, nä Marie ...
Am nächste Morje triff mer sich öm zeh Uhr dann am Strand
En Zeidung us d'r Heimat un et Radio em Sand
Öm zwölf Uhr jitt et Meddach¹², em Hotel es wärm jekoch
Ähzezupp met Hämmche¹³ jitt et eimol en d'r Woch ...*

So wie dieser Spottgesang auf den *Ähzezupp*-Tourismus gehören die meisten ihrer Lieder in den letzten Jahren zu den Dauerbrennern in rheinischen Plat-

⁷ Spielchen.

⁸ Braun.

⁹ Am ersten Abend.

¹⁰ Gemacht.

¹¹ Mitgebracht.

¹² Mittag.

¹³ Erbsensuppe mit Schweinehaxe.

tenautomaten und jedken Hitparaden. Wer die *Bläck Fööss* jedoch nur im Karneval bei großen Sitzungen hört oder sieht, wer ihre Lieder nur als hübsche Beigaben zum alljährlich umsatzfördernden Narrenrummel kennt, der kennt zu wenig von ihnen, um zu wissen, warum diese sechs kölschen Barden so volkstümlich und bekannt geworden sind.

Wer sie wirklich kennenzulernen will, der muß sie dort erleben, wo sie — nicht nur zum Karneval, sondern das ganze Jahr hindurch, beinahe jeden Tag und oft mehrmals am Tag — am liebsten auftreten: in den Vierteln und Schrebergärten, bei Vereinsfesten und Bürgerinitiativen, in Schulen und Kindergärten. Also bei den sogenannten kleinen Leuten, die in der Sprache der *Bläck Fööss*: *Lück wie ich un du*¹⁴ sind. Wie zum Beispiel an jenem sonnigen Samstagnachmittag im *Wringsveedel*.

Das historische Viertel in der Kölner Südstadt, in dem an diesem Tag — nicht weit vom Rheinufer entfernt — gefeiert wird, ist wie so viele andere alte Stadtteile von Spekulationshainen, Abrißpolitik und Verkehrsüberlastung bedroht. Die Bürgerinitiative — und mit ihr immer mehr Bürger — setzt sich dagegen zur Wehr. Die *Bläck Fööss* sind auf ihrer Seite, deshalb kommen sie hierher, sie zeigen es in ihren Liedern und Zwischentexten, und der Pianist muß — wie so oft schon — mal wieder *Quetschebüggel*¹⁵ spielen, weil ein Klavier auf der winzigen Bühne keinen Platz fände. Doch was soll's, die Stimmung ist gut, und die Lieder werden verstanden und begeistert aufgenommen. Spätestens bei dem Lied *In unserm Veedel* werden die Zuhörer zu Akteuren. *Wie soll dat nur wigger jon, wat bliev dann hück noch ston, die Hüsjer und Jasse, die Stündcher beim Klaafe, es dat vorbei?*¹⁶ singen die *Bläck Fööss*. Viele im Publikum stehen engumschlungen da, andere haben sich eingehakt, summen leise mit, die *Pänz* klettern an der Bühne herum oder sitzen *beim Papa op dr Scholder*. Man wiegt sich im Takt, mehr und mehr *Lück* singen den Text mit.

Das Lied beschreibt, was ihnen genommen werden soll: die immer noch freundliche, kommunikationsfördernde Atmosphäre im alten *Veedel*, die kleinen Läden und *Weetschafte*, in denen man auch heute noch — wie es in dem Lied heißt — *beim Schwätzje zesamme* bespricht, was man loswerden, was man erfahren muß, um nicht so einsam zu sein wie viele Menschen in den Betonsilos und Mauer-an-Mauer-Eigenheimen moderner Vorstädte.

Man singt zusammen, hakt den Nachbarn unter, auch wenn man ihn — bisher — nicht kennt, man wagt es, „wildfremde“ Leute anzulächeln, und wohl kaum einer kann sich der Stimmung entziehen, die dabei entsteht: Fröhlichkeit, Wärme, ein bißchen schöne Sentimentalität und Nostalgie und die Entschlossenheit, eng zusammenzurücken und sich nicht kleinkriegen zu lassen:

*Wat och passeet, dat eine is doch klor:
mer blieve, wo mer sin schon all die lange Johr,*

¹⁴ Leute wie ich und du.

¹⁵ Akkordeon.

¹⁶ „Wie soll das nur weitergehn,
was bleibt denn heute noch stehn,
die Häuschen und Gassen,
die Stündchen beim Plaudern,
ist das vorbei?“

en *unserm Veedel*,
denn he hält mer zesamme, ejal wat och passeet,
en *unserm Veedel*.¹⁷

Und wer es bis dahin noch nicht gewußt hat, der lernt es hier: In den alten Kölner Stadtteilen wie dem Severinsviertel wissen viele Menschen tatsächlich noch, daß Feste feiern und feste zusammenhalten durchaus etwas miteinander zu tun haben.

Wie entstehen bei den *Bläck Fööss* solche Lieder wie *In unserm Veedel* fragte ich *Hartmut Priess* nach dem Auftritt.

„Die Lieder entstehen bei uns in Teamarbeit. Jeder berichtet von seinen Erfahrungen, und das wird eben eingebracht. Da kristallisieren sich Themen heraus, und eins dieser Themen war *In unserm Veedel*. Wenn ich jetzt von mir persönlich erzähle — jeder von uns könnte da eine eigene Geschichte erzählen —: ich bin hier im Viertel aufgewachsen. Jenseits vom Stollwerck-Gelände, Luftlinie etwa zweihundert Meter, ist der Ubierring, da sind wir damals — ich war gerade neun Jahre alt — von Berlin aus hingezogen und haben dort zehn Jahre lang gewohnt.“

Wenn die BISA einlädt, dann kommt ihr — warum?

Hartmut Priess: „Ich finde die Arbeit der Bürgerinitiativen sehr wichtig, weil hier oft Dinge ausgesprochen werden, die in Zeitungen und Rundfunk nicht genannt werden. In den Nachrichten zum Beispiel, da höre ich nicht sehr viel über Kommunalpolitik — und wenn doch, dann nicht von der Kommunalpolitik, die mich betrifft. Da können Bürgerinitiativen sehr viel machen.“

Einige Tage nach dem *Veedelfest* treffen wir uns in der Stammkneipe der sechs Musiker in der Südstadt. Im Hinterhof der *Weetschaff* am Karolinger- ring liegt der Übungskeller, in dem sie schon vor zehn Jahren geprobt haben, als sie noch Beatmusik spielten, englische Texte sangen und sich „*Stowaways*“ und später „*Sandwich*“ nannten.

Als Beatmusiker haben die Sechs eine bewegte Vergangenheit. Sie arbeiteten als Tanzmusiker, als Begleitband für mehr oder weniger bekannte Beatsänger und Schlagersternchen, machten (und machen wohl auch immer noch) Musik für den Kinderfunk, für Unterhaltungsprogramme, Hörspiele und Fernsehsendungen.

Aus ihrer Beat- und Rock-Zeit sind bis heute viele Elemente übriggeblieben. Ich habe zwar schon manchen fortschrittlichen Wiederentdecker deutscher Volksmusik klagen hören, das dürfe und solle doch nicht sein, daß kölscher Text und angloamerikanische Musik zusammengebracht werden. Aber man sollte das nicht so verkniffen sehen. Schließlich machen die *Flöhe*, die *Lok Kreuzberg*, *Was Tun*, *Baier Westrupp* und andere auch gute Rock-Musik mit deutschen Texten. Und *Erry Stoklosa* von den *Bläck Fööss* meint: „Die Texte lassen sich *op Kölsch* eigentlich sehr schön singen, das fließt irgendwie besser als im Hochdeutschen, das kommt im Klang dem Englischen sehr nahe, und deshalb finde ich diese Verbindung von Beatmusik und kölscher Sprache eigentlich ideal.“

¹⁷ „Was auch passiert, das eine ist doch klar:
Wir bleiben, wo wir sind schon all die langen Jahr,
in unserm Viertel,
denn hier hält man zusammen, egal was auch passiert,
in unserm Viertel.“

Natürlich spielen sie nicht nur Beat- und Rockrhythmen. In den meisten ihrer Lieder ist heute der Einfluß der traditionellen rheinischen Volksmusik unüberhörbar. Aber das war nicht immer so. Wie kamen sie dazu, kösche Lieder zu singen?

Hartmut Priess: „Wir haben früher schon ziemlich viel Karneval gespielt, weil wir als Beatgruppe unsere Instrumente und Anlagen teuer bezahlen mußten. Da haben wir eben angefangen, auf Bällen zu spielen und haben gedacht, wenn wir ein paar kösche Lieder im Repertoire haben, dann werden wir öfter verpflichtet. Und die köschen Lieder, damals noch nicht unsere eigenen, sind so gut angekommen, daß —.“

Tommy Engel übernimmt den Satz: „daß wir uns irgendwann mal gedacht haben: Mensch, was die andern können, das können wir auch. Und so ist dann der *Riebkekoch-Walzer*¹⁸ entstanden, der war *op Kölsch* und war ein echtes Karnevalslied. — Und so ist das eigentlich losgegangen.“

Hartmut Priess: „Bei dem nächsten Lied, das dann herauskam — das war *Drink doch eine met*¹⁹ — da haben wir auf ein Lied zurückgegriffen, das wir schon drei Jahre zuvor für den Kinderfunk gemacht hatten. Es hieß „Mach doch bei uns mit“, und wir haben einfach nichts weiter gemacht, als die Thematik des Kinderliedes, das einen Außenstehenden dazu bringen soll, mit in den Kreis zu kommen, in die Erwachsenenwelt zu übertragen und ins Kösche zu übersetzen. Und wahrscheinlich war in dem Lied, das wir damals für den Kinderfunk gemacht haben, noch soviel von unserem eigenen Erleben drin, daß es auch in der etwas abgeänderten köschen Fassung beim Publikum angekommen ist.“

Das Lied *Drink doch eine met* erzählt in wenigen Sätzen eine ganz einfache Geschichte, deren erster Teil alltäglich ist und deren zweiter Teil — wieder — alltäglich werden sollte. (Natürlich nicht nur, wenn es ums Mittrinken geht, aber das wird sowieso jedem klar, der das Lied hört.)

*Ne ahle Mann steit für de Weetschaffsdür,
der su jän ens einen drinken dät.
Doch hä hät vell zo winnig Jeld,
su lang hä ock zällt.
En dr Weetschaff es die Stimmung jroß,
ävver keiner süht dä ahle Mann.
Doch do kütt einer met enem Bier
un sprich en einfach an:
Drink doch eine met, stell dich nit esu an!
Du steis he de janze Zick eröm.
Häs de och kei Jeld, dat es janz ejal,
drink doch met und kömmer dich nicht dröm . . .²⁰*

¹⁸ *Reibekuchen-Walzer*.

¹⁹ *Trink doch einen mit*.

²⁰ „Ein alter Mann steht vor der Wirtschaftstür,

der so gern mal einen trinken tät.

Doch er hat viel zu wenig Geld,

so lang er auch zällt.

In der Wirtschaft ist die Stimmung groß,

aber keiner sieht den alten Mann.

Die Beobachtung stimmt, sowas kann man im Veedel noch erleben. Keine große Sache, klar, aber es werden ja auch keine großen Worte darum gemacht. Und das ist wohl ein wichtiger Grund für die Popularität der *Bläck Fööss*: Sie bringen Geschichten aus einer Welt, die zwar nicht die vielzitierte „heile“ ist, aber doch immerhin — vielen intellektuellen Unkenrufen zum Trotz — noch Möglichkeiten bietet, mit Hilfe der anderen ein bißchen zu sich zu kommen, Einsamkeit zu überwinden oder gar nicht erst aufkommen zu lassen, Gemeinsamkeiten zu entdecken, Mut zu fassen und *Spaß anner Freud* zu haben. Die Menschen, von denen die *Bläck Fööss* in ihren Liedern erzählen, sind keine Konservenwesen der Traumindustrie, aber auch keine agitproperen, allzu simpel gerade — oder krummgebogenen literarischen Figuren. Sie sind — so heißt es in einem ihrer Lieder — *Muzzepuckel, Affjebröhte, Schlofmütz un Filou, Schluffe, Streuer, Klatschtant, Kötter — Lück wie ich un du, die wie e Päd*²¹ malochen, für die *wichtig es . . . wat de Stempeluhr tick*, die von *Kootarbeit*²² und Arbeitslosigkeit bedroht sind und die — bei aller Gemütllichkeit und Bereitschaft, über den köschen Klüngel zu lächeln und Fünfe gerade sein zu lassen — durchaus das X vom U und Stadtzerstörung von Stadt-sanierung unterscheiden können.

Bömmel Lückerath: „Als *Bläck Fööss* spielten wir anfangs häufig nur auf Sitzungen. Aber nachdem die Popularität dann ein bißchen gestiegen war, weitete sich das dann auf andere Veranstaltungen aus: Kirmesse, Schützenfeste, Betriebsfeste, Vereinsfeste — und in den letzten zweieinhalb Jahren spielen wir mehr und mehr auch bei Bürgerinitiativen und Veedelsfesten, die ja in letzter Zeit wieder verstärkt gefeiert werden.“

Hartmut Priess: „Dabei treffen wir die Leute praktisch zu Hause an, und da merken wir auch, daß wir den stärksten Zugang zum Publikum haben. Wir singen ja von dem, was um die Ecke passiert, und die Leute sehen sich von uns beim Wort genommen, da ist die Verständigung am direktesten.“

Bömmel Lückerath: „Ich glaube, wir machen die Lieder eben für das Volk, für die Leute, die wir auf der Straße treffen und bei denen wir auch am liebsten spielen — für die machen wir die Lieder. — Bei den großen Karnevals-sitzungen, im Gürzenich zum Beispiel, da trifft sich natürlich oft überwiegend das elitäre Volk, zumindest in der ersten Hälfte des Gürzenich, in den ersten Reihen, da sehen wir immer wieder dieselben Gesichter, die sogenannte Promi-nenz, da sieht man in den Gesichtern eine gewisse Leere, die uns auch ziemlich frustriert, während wir bei den volkstümlichen Sitzungen in den Vororten und da auch in den größeren Sälen, wo eben wirklich auch dat normalere Volk hingeht, spüren, daß da der Funke überschlägt. Man kann's in den Gesichtern erkennen, und das ist schon viel wert.“

„Reich werden“, sagt *Peter Schütten* auf meine Frage nach den Einkommens-verhältnissen der Gruppenmitglieder, „reich werden können wir damit nicht.“ Und erklärt auch gleich warum: „Man kann nicht Lieder mit solchen Texten singen und dann Traumgagen fordern.“

²¹ Wie ein Pferd.

²² Kurzarbeit.

Vor allem Bürgerinitiativen haben in den letzten Jahren dafür gesorgt, daß baulich noch gut erhaltene und auch lebendige Stadtviertel im Bewußtsein der Bevölkerung heute mehr sind als nur ein nostalgisches Überbleibsel stückverzweiter Zeiten. Stadtviertel sind in vielen Städten wieder zu sozusagen politischen Einheiten geworden, in denen ein neues Selbstbewußtsein der Einwohner wächst und der Wille, sich nicht vertreiben und ausnehmen zu lassen. Einen nicht unweisenlichen Anteil an dieser Entwicklung demokratischer Selbstinitiative haben unter anderem auch Schriftsteller, bildende Künstler, Liedermacher, Theater- und Musikgruppen. In Köln und darüber hinaus zum Beispiel die *Bläck Fööss*.

Peter Schütten: „Man kann durch unsere Lieder vielleicht den Leuten etwas geben, was sie suchen. Sie hören das formuliert, was sie im Unterbewußtsein denken und fühlen. Und wenn man das aufnehmen kann und artikuliert, dann ist das doch schon ne ganze Menge.“

Hartmut Priess: „Wir können mit den Liedern den Blick auf etwas lenken. Wir können — auch schon dadurch, daß wir sie in Kölsch singen — eine Emotion schaffen, etwas Hoffnung, etwas Freude geben, mehr nicht, aber damit ist doch schon viel gemacht, viel mehr, als es andere Lieder vermögen.“

Tommy Engel: „Man kann mit solchen Liedern den Leuten Mut machen. Ob wir mehr erreichen, weiß ich nicht.“

Zurück zum Veedelsfest. Warum sie die *Bläck Fööss* und ihre Lieder mögen, will ich von denen wissen, die kurz zuvor das Lied vom Dom, den man in Kölle lassen soll, gesungen haben. Eine ältere Frau, Ureinwohnerin des Seeringsviertels, gibt bei den Antworten den Ton an:

„Die sin immer jot. Han immer dreckelige Föß!“²³

Die Nachbarn lachen fröhlich.

— Und warum kommen die so gut an? bohre ich weiter.

„Weil et Kölsche sin — janz jenau!“

— Und die Texte?

„Janz richtig.“ Die anderen stimmen ihr zu: „Die sin prima — sin jot!“

— Das Lied vom Veedel, das bedroht ist?

„Ja, wegen der Sanierung. Mer wollen ävver heblieve. Mer wolle nit saniert wäde, mer sin saniert jenoch! Se kriegen uns nit erus!“ Die Freunde aus dem Veedel stimmen ihr zu mit einem lauten „Näää!“, dem sofort spontan, diesmal schon gesungen, ein zweites „Näää!“ folgt und der mit diesen beiden Näääts beginnende Refrain einer alten kölschen Volksweise: dem Lied von der *Kayjaß* und ihren pfiffigen Bewohnern. — Kein Wunder, daß in einer solchen Atmosphäre eine Gruppe wie die *Bläck Fööss* zustandekommt.

²³ Die sind immer gut. Haben immer dreckige Füße! („dreckelig“ ist halt was anderes als „dreckig“, ist freundlich, zustimmend gemeint.)

Die Singprobe läuft heute ungewöhnlich ab. Der Lippert Willi hat Silberne Hochzeit gehabt. Und weil die Sangesfreunde ihm das übliche Ständchen brachten, zeigt er sich erkenntlich: Kalte Platten werden aufgefahren, dazu Weißwein und Bier. Und da der Adolf Bischoff 67 geworden ist, kriegt er sein Lied, das er sich heute wählen darf. Adolf wünscht sich: das Lied von der Danitza. Es stammt aus der CSSR und geht so:

Langsam wird es Nacht in dem kleinen Tal / Nur ein Licht verstohlen noch blinkt unten in der Schenke an der Uslava / Wo in froher Runde man bei dem Schein der Kerzen singt / Damm, damm, tanzen mit den nackten Füßen, damm, damm, heut beim Feuerschein / Bindet ihr von bunten Blumen einen Kranz ins schwarze Haar / Frohe Weisen laßt erklingen und dazu, was immer war, das damm, damm / Die mit ihren nackten Füßen, damm, damm, heute nacht nur für uns tanzen soll / Tanzen soll die Danitza.

Auf einem Bein ist schlecht stehen. Es folgt La Montanara.

Hörst du das Lied der Berge / Die Berge, sie grüßen dich / Hörst du mein Echo schallen / Und leise verhallen. Mit dem Refrain: *Blau strahlt das Firmament / Von fern rauscht der Wasserfall.*

Aller guten Dinge sind drei. Es steigt der Jägerchor aus dem Freischütz. Dirigent der Gesangsgruppe, die aus Männern besteht, ist Wilhelm Kreisel. Er leitet den Chor seit 27 Jahren und setzt sich jetzt zur Ruhe, weil er 70 geworden ist. Der neue Chorleiter ist heute zum erstenmal da und prüft mit scharfem Ohr Stimmstärke und Klangqualität.

Die Singegruppe ist historisch gewachsener Teil des Sportvereins SG Ueberau 1919. Nach der Gründung, im November 1919, waren als erste die Sänger aktiv. Der Verein nannte sich damals *Arbeitersportverein* und sollte auch 1945, bei der Wiedergründung, so heißen. Aber die amerikanische Besatzungsmacht sagte *no*, sie wollte keinen Arbeitersport.

Adolf Bischoff ist Vereinsmitglied seit der Gründung, 1919. Vor 1933 machte er Leichtathletik und Handball, nach 45 erst noch Leichtathletik, seit 1948 ist er in der Gesangsabteilung.

„Vor 1933 haben wir uns immer sonntagabends vor dem Ort getroffen“, sagt Adolf Bischoff. „Wir haben Arbeiterlieder gesungen und sind nach Reinheim gezogen. Dort traf sich die Jugend. Das war Zusammenhalt. So sind wir erzogen worden.“

Heute singt die Gruppe keine Arbeiterlieder. Sonst alles, was gewünscht wird, auch Choräle. Bischoff: „Wir haben ja auch CDU-Mitglieder.“ Jeder darf Liedvorschläge machen. Auswählen tut der Spartenleiter. Das Programm wird, ebenso wie die Auftritte, demokratisch beschlossen.

600 Mitglieder hat die SG Ueberau 1919; statistisch gehört jeder dritte Einwohner dazu. Sie ist die größte Massenorganisation der ehemals selbständigen 2000-Bewohner-Gemeinde am nördlichen Rand des Odenwalds, die 1972, in der hessischen Gebietsreform, zusammen mit der Stadt Reinheim und den Gemeinden Spachbrücken und Zeilhard (inzwischen ist Georgenhausen noch dazuge-

kommen) zur neuen Stadt Reinheim (15 000 Einwohner) zusammengeschlossen wurde.

Anfang der sechziger Jahre waren erst 280 Mitglieder in der SG. Den Aufschwung nahm der Verein — mit der Spaltung.

1963 traten 8 Fußballer mit etwas Anhang aus und gründeten den FC Überau, der heute etwa 200 Mitglieder hat.

„Das war eine politische Sache“, sagte Georg Ramge, zweiter Vorsitzender der SG 1919. „Dahinter steckte die SPD. Die wußten sehr wohl, daß der Verein die Grundlage für die Massenverbindung der Kommunisten ist. Und die wollten sie kaputt machen.“

In der Tat. In Ueberau hat die DKP bei den hessischen Gemeindewahlen am 20. März 1977 30,64 Prozent der Stimmen erreicht. Zusammen mit den Wahlergebnissen in den Ortsteilen Reinheim (9,0 Prozent), Spachbrücken (9,4 Prozent), Zeilhard (5,6 Prozent) und Georgenhäusen (4,5 Prozent) bildete sich ein Gesamtergebnis für die DKP in der Stadt Reinheim von 11,5 Prozent (1972: 9,9 Prozent), die DKP-Fraktion in der 37köpfigen Stadtverordnetenversammlung wuchs von 3 auf 4 Mitglieder.

„Es ist uns gelungen, die Tradition einzubeziehen, aber auch neue Kräfte anzusprechen und zu gewinnen“, sagte Willi Ruppert, DKP-Fraktionsvorsitzender.

„Nicht nur Arbeiter, auch Bauern und Gewerbetreibende haben uns gewählt.“

Jeder Beobachter des Wahlkampfes konnte den Rückenwind der Kommunisten spüren. Vom Rad- und Fußweg zwischen Reinheim und Spachbrücken bis zum Jugendzentrum reicht die Palette verwirklichter DKP-Forderungen. Der vom SPD/CDU-Magistrat geplante Ausverkauf des Reinheimer Wasserwerks an einen Konzern wurde von der DKP-Fraktion gemeinsam mit breiten Strömungen in der Arbeiterschaft und unter den Bauern so erfolgreich bekämpft, daß die Verwaltung im Stadtparlament keine Mehrheit fand und ihr Projekt fallen ließ. Den sichtbarsten Publikumserfolg errang die DKP 20 Tage vor der Wahl: Am 1. März 1977 fuhr von Ueberau der erste Linienbus nach Reinheim. 5 Jahre hatten die Kommunisten für die Verkehrsverbindung gekämpft, 5 Jahre hatte die Verwaltung sich quergelegt. Erst Ende Februar, als 400 von Genossen gesammelte Unterschriften aus Ueberau unter dem Omnibus-Antrag standen, mochte Bürgermeister Wörz (SPD) den Ortsteil nicht länger ohne Buslinie lassen und verhandelte ernsthaft mit der Verkehrsgesellschaft.

Ueberau ist rote Hochburg seit je. Schon in der Weimarer Zeit hatte die kommunistische Partei von den knapp 900 Einwohnern 100 als Mitglieder. Der Arbeitersportverein hatte damals auch einen Spielmannszug mit 15 bis 18 Trommlern und Pfeifern.

„In Ueberau haben wir als Kinder den Untergang der Weimarer Republik anschaulich miterlebt“, erinnert sich Willy Ruppert, heute 56. „Wir standen hinter den Fenstern, wenn abends die Scheinwerfer der Polizeiautos, die aus Darmstadt kamen, auf den buckligen Wegen tanzten. Mein Bruder war im RFB.“

Am 5. März 1933 wurde die Gemeinde von SA und Polizei umstellt. Gerade im antifaschistischen Kampf war die KPD noch gewachsen, gab es starke Verbindungen zu Sozialdemokraten und Bereitschaft zur Verteidigung der demokratischen Rechte.

SA und Polizei durchsuchten die Häuser und verhafteten Kommunisten und Sozialdemokraten, von denen viele, wie Fritz Stuckert und der Kreismeister im Stabholzsprung Wilhelm Schüssler, auch als Sportler populär waren. Sie wurden mißhandelt und mußten auf der Straße die fortschrittlichen Lösungen entfernen, die Gewehre der SA im Rücken.

Der Arbeitersportverein wurde verboten und enteignet. Sein Vermögen, vor allem den Ende der zwanziger Jahre von den Mitgliedern in Eigeninitiative geschaffenen Sportplatz, übereigneten die Nazis dem von ihnen gegründeten Sportverein, in den die Kommunisten eintraten, des Sports und auch der Politik halber, die sie hinter vorgehaltener Hand verbreiteten.

Nach Kriegsende nahmen Sport und Politik in Ueberau in gleicher Weise Aufschwung. Drei Viertel aller hessischen Bürger stimmten damals für die Vergesellschaftung der wichtigen Wirtschaftszweige. In vielen Gemeinden gab es starke KPD-Fraktionen, in manchen kommunistische Bürgermeister.

Höhepunkt der politischen Bewegung in Ueberau wurde die auf Beschuß des Gemeinderats durchgeführte Volksabstimmung gegen die Wiederbewaffnung — Ergebnis: fast 100 Prozent Ablehnung. 1952 errang die KPD die absolute Mehrheit im Gemeindeparklament, der schon amtierende kommunistische Bürgermeister Adam Büdinger wurde eindrucksvoll in seinem Amt bestätigt. Auch 1956, kurz vor dem Parteiverbot, behaupteten die Kommunisten ihre Position.

1960 wurde, kurz vor der Wahl, die fortschrittliche Unabhängige Wählergemeinschaft (UWG), deren Erfolg sich bereits abzeichnete, von der hessischen SPD-Regierung als kommunistische Tarnorganisation verboten. Die KPD-Gemeinderatsmandate wurden annulliert, vom Innenminister wurde Bürgermeister Büdinger ab- und ein Staatskommissar eingesetzt.

„Die Polizei kam wieder aus Darmstadt“, erzählt Adolf Bischoff, „sie verhaftete uns am Arbeitsplatz und verhöre uns, während zu Haus Hausdurchsuchung war. Es war wie bei den Nazis, nur daß sie diesmal keine Gewehre hatten.“

Adam Büdinger (Adolf Bischoff: „Er war für jeden da und bei allen beliebt“), im vorigen Jahr gestorben, schon 1928 Gemeinderat, war 40 Jahre lang, bis Mitte der sechziger Jahre, Vorsitzender der SG Ueberau 1919. Vor kurzem, Mitte März, wurde sein Sohn Manfred Büdinger, DKP-Mitglied und als Jugendleiter im Verein aktiv, zum Vorsitzenden gewählt.

Die Spaltung des Vereins, 1963, schlug gründlich fehl. Die Arbeiter, die jungen wie die alten, begriffen: Ihre Sache war in Gefahr.

„Die haben in ihrem Verein die Normen der Arbeiterbewegung praktiziert“, sagt Willi Ruppert. „Sie waren ‚Idealisten‘. Sie wußten, wir machen es für uns selber. So wie sie 1928 den Sportplatz gebaut haben, die Gleisanlagen gelegt und Loren gefahren, so legten sie jetzt Hand an.“

„Es nützte nichts“, so Kommunist Georg Ramge, zweiter Vorsitzender der SG, „daß sie unseren Verein als Tarnorganisation und uns, den Vorstand, als moskauhorig beschimpften, daß die Zeitungen gegen uns vollgeschmiert waren.“ Nur äußerlich drehte es sich um Fußball: Infolge des Auszugs der Aktiven stieg

der Verein in die B-Klasse ab, vorübergehend. 1969 wurde die A-Klasse wieder erreicht, Anfang der siebziger Jahre sogar die Bezirksklasse.

„Wir hatten zuerst viel Last, die Mannschaften aufzustellen“, sagte Georg Ramge, dem andere am Fußball-Erfolg den Hauptanteil zumessen, der aber jedesmal abwehrt, wenn man darauf zu sprechen kommt. „Viele Ältere sind wiedergekommen“, erinnert er sich. „Und vor allem: Die Jugend ist bei uns geblieben. Das ist überhaupt der Hauptgrund, daß wir es geschafft haben. Wir konnten Jugendliche einbauen.“

Im Verein machen die Jugendlichen bis 18 Jahre (mit 5 Jahren kann man schon Gymnastik treiben) heute ein Drittel aus, etwa 200. Es gibt zur Zeit die Sparten Fußball, Tischtennis, Gymnastik, Karneval und Gesang.

Die Karnevalsabteilung führt in der entsprechenden Jahreszeit drei „Damen- und Herren-Sitzungen“ und einen Rosenmontagszug durch. Mädchen und Frauen spielen Tischtennis und treiben Gymnastik (35 Frauen, 70 Mädchen). Fußball spielen 35 Aktive, über 18 Jahre, in den ersten Mannschaften, außerdem 80 Jugendliche und 20 „alte Herren“ außer Konkurrenz.

Mehr als die Hälfte der Vereinsmitglieder, etwa 315, sind Aktive.

Auch aktiv, freilich weniger sportlich, ist die Wirtschaftsabteilung. In ihr arbeiten rund 100 Mitglieder, Männer und Frauen, viele Ehepaare. Wichtige Aufgabe: der Betrieb des Sportheims.

Das Sportheim ist das Glanzstück der SG, ihr sichtbarer steingewordener Stolz.

„Wir haben das Heim 1969/70 gebaut“, sagt Georg Ramge. „In Selbshilfe. Etwa 60 haben mitgemacht, auch die Sänger. In einem Jahr haben wir es geschafft. Wir haben alles selbst gemacht, außer Fußboden und Fenstern.“ Durch den Verkauf von Bausteinen wurde die Solidarität der Bevölkerung kräftig angekurbelt.

Das Sportheim mit den Außenwänden aus unverputzten, wuchtigen grauen Steinquadern ist heute das beliebteste Lokal in Ueberau. Jeden Abend ist es — ein Viertel Wein kostet 1,50, ein kleines Bier 80 und ein Schnaps 60 Pfennige — rammelvoll. Mal trainieren die Fußballer auf dem Platz vor der Tür, mal proben die Sänger im Saal. Bei öffentlichen Veranstaltungen wird die Schiebetür zum Saal (etwa 150 Personen fassend) geöffnet.

Die Bedienung arbeitet ehrenamtlich und wird von der Wirtschaftsabteilung organisiert. Alle 10 Wochen ist jedes Abteilungsmitglied zwei Nachmittege bzw. Abende und einen Sonntag dran. Auch Jugendliche machen mit; für sie ist überhaupt die SG das gesellschaftliche Zentrum des Ortsteils. Jugendliche zahlen 1 DM Beitrag monatlich, Erwachsene 2 DM.

Was im Sportheim erwirtschaftet wird, „kommt auch der sportlichen Tätigkeit zugute“ (Georg Ramge). Der Verein muß fast ganz ohne öffentliche Unterstützung auskommen. Die Stadt Reinheim fördert — mit 2600 DM jährlich — nur die Gesangsabteilung und zahlt noch zwischen 10 und 12 DM im Jahr pro jugendliches Mitglied.

Im Kampf um das Überleben des Vereins wuchsen seine Mitglieder enger zusammen. Während des KPD-Verbots erlebten in der SG viele junge Menschen Freundschaft und Disziplin, Kameradschaft und Solidarität. „Der Verein war

für mich die Partei“, sagt Walter Eckert, 39, neugewählter DKP-Stadtverordneter, der am Wahlsonntagabend verspätet zur Siegesfeier im Sportheim auftrat, weil er mit der Gesangsgruppe bei einer Goldenen Hochzeit war. Auch Georg Ramge war am Wahltag mit einer Sportmannschaft unterwegs; vorher und nachher saß er für die DKP im Wahllokal.

„Der Schorsch war immer schon unser Arbeitstier“, sagt Adolf Bischoff. „Er nimmt sich einfach eine Schippe und bessert den Platz aus. Ganz allein. Das ist natürlich nicht richtig.“

Georg Ramge, heute 57, ist unter allen lebenden Mitgliedern der profilierteste Vertreter der SG-Tradition. Seit 1928 im Verein („Mein Vater war auch drin“), hat er sich immer auch darum gekümmert, daß Kommunisten und Sozialdemokraten, wie in der Weimarer Zeit, so auch während des Kalten Krieges im Verein zusammenwirkten. Der gelernte Weißbinder (Maler und Tapezierer) war in den fünfziger Jahren Ortsvorsitzender der KPD, gleichzeitig und später Gemeinderatsmitglied: für die KPD, für die UWG, für die DFU und schließlich für die DKP.

„Unser Verein hat als einer der ersten die DDR besucht“, erinnert sich Georg Ramge, der auch als KPD-Ortsvorsitzender aktiver Fußballer war. „Das zweitemal fuhren wir mit drei Bussen. Die DDR-Sportler kamen auch zum Gegenbesuch. Es war ein schöner Abend.“

Ältere Vereinsmitglieder machen darauf aufmerksam, wie sich die enge Beziehung zwischen Sport und kommunaler Politik in Ueberau in Menschen wie Adam Büdinger, Bürgermeister bis 1960 und Vereinsvorsitzender bis 1965, und Georg Ramge, heute zweiter Vereinsvorsitzender und KPD-Ortsvorsitzender bis zum Verbot, symbolisiert. Aber die Tradition der Betriebsarbeit ist ebenso bedeutend. Im pharmazeutischen Großbetrieb Merck in Darmstadt war vor 1933 Adam Büdinger Betriebsrat, nach 1945 Willi Ruppert, heute DKP-Fraktionsvorsitzender, als junger Mann Fußballer in der SG. 1933 flog Adam Büdinger aus dem Betrieb, 1951 Willi Ruppert; er wurde für betriebliche Protestaktionen gegen die Wiederaufrüstung verantwortlich gemacht und später auch ins Gefängnis geworfen.

„Die Stadtverwaltung kommt noch heute nicht auf unsere Feste“, sagt Vereinsveteran Adolf Bischoff. „Zu jedem popligen Verein gehen sie hin.“

Willi Ruppert, Schreiner von Beruf, in ganz Reinheim als Sprecher der DKP populär und hochgeschätzt, antwortet auf die Frage nach dem „Klasseninhalt“ des Arbeitersportvereins heute:

„Das ist ein langer und komplizierter Prozeß. Kommunisten sind für die anderen Vereinsmitglieder ein Teil ihres Lebens. Sie bestätigen ihnen unsere Politik. Sie geben dem, was wir sagen, praktischen Inhalt.“

Kultur am Rand der City?

Über den Münchner Norden diskutierten *Monika Erkert, Werner Marschall, Oskar Neumann, Roman Ritter, Conrad Schuhler*

R. Ritter: Monika, Sie haben im Münchner Norden einen Film übers Hasenbergl und seine Bewohner gemacht. Traut man sich nach diesen Erfahrungen noch, im engeren Sinn von kulturellen Forderungen, Ansprüchen, Möglichkeiten für ein solches Stadtgebiet zu reden?

M. Erkert: In meinem Film arbeite ich mit und über vier Frauen, und was mir aufgefallen ist: gerade die Hausfrauen sind sehr viel allein, es sind auch wenig Kontakte mit der Nachbarschaft vorhanden, und sie haben sehr wohl Wünsche. Sie würden schon gern mal ins Kino oder ins Theater gehen, der Weg ist halt oft zu weit in die Stadt rein; man hat mir vorgerechnet, das dauert eine Stunde, bis man von Schwabing dort raus kommt, bis die Straßenbahn da um alle Ecken rüberfährt. Eine der Frauen ist berufstätig, da hat die Zeit nicht gelangt, sich umzuziehen und fürs Theater fertig zu machen. Ich habe den Eindruck, daß die Bürger im Hasenbergl, und gerade die Frauen, für alles Mögliche, was mit Kultur zu tun hat, aufgeschlossen sind, und daß es eigentlich schade ist, daß da so wenig angeboten wird.

R. Ritter: Was wird eigentlich angeboten, und was nicht?

C. Schuhler: Nehmen wir mal den Münchner Norden insgesamt. Was Monika gefunden hat, setzt sich fort, z. B. bei der Jugend in Moosach. Ab 11 Uhr vormittags sitzen arbeitslose Jugendliche in der Kneipe und wissen nicht wohin; sie sind aber nicht abgesoffen, sie kämpfen seit Jahren für ein Jugendzentrum. Auf die Frage, warum er nicht mal ins Kino geht, sagte ein Junge: In Moosach ist keines, mit der Fahrt ins Zentrum muß ich sieben, acht Mark ausgeben; dafür kann ich mir fünf Halbe kaufen, mit fünf Halben bringe ich mehr Zeit rum als durchs Kino. Ein bitterer Satz, da steckt viel drin, eigentlich die ganze Misere der Münchner Kulturpolitik. Im Norden, wo vorwiegend Arbeiter leben, ist München kulturell unversorgt, es gibt kaum Freizeiteinrichtungen, wie Kino, Jugendzentren, von Theater gar nicht zu reden. Während wir eine relativ starke Repräsentationskultur in der City haben — Staatsschauspiel und Kammerspiele, zwei Opernhäuser, drei Symphonieorchester — haben wir nichts oder fast nichts dort, wo die arbeitenden Menschen leben, wo sie einen leichteren Zugang hätten, wo man sich auch der Kultur eher bemächtigen, wo man mitsprechen kann.

O. Neumann: Die Entdeckung des unversorgten Nordens ist ja nicht neu. Darüber ist nach meiner Erfahrung aus dem Stadtrat, speziell aus dem Kulturausschuß und dem Schulausschuß, zu Beginn der 50er Jahre auch schon geredet worden. Zwischendurch gab es, vom Text her, auch von den vorgesehenen Ziffern, ganz eindrucksvolle Pläne, das zu ändern. Nur, durchgreifende Änderungen haben niemals stattgefunden. Die Ausrede, die man dann häufig hört, geht dahin, die Verhältnisse seien zwar traurig, aber die Bevölkerung dort wolle es doch nicht anders. Die hänge am Abend an den drei F: Filzlatschen, Flaschenbier, Fernsehen. Auch nach dem, was Monika und Conrad sagen, stimmt das offensichtlich nicht. Das haben auch solche Versuche bestätigt wie die

Kultur am Rand der City?

Stadtrandbespielung durch die Münchner Kammerspiele. Aber das blieben immer Eintagsfliegen, und Kollegen, die sich besonders dafür stark gemacht hatten, fielen dann unter Sparmaßnahmen und Personalstreichung, Michael Hatry z. B., der noch in der letzten Spielzeit als Dramaturg Stadtrandbespielung im Norden, in Neuperlach und anderen unversorgten Gebieten durchführte.

R. Ritter: Wie weit hängen die Dinge eigentlich schon mit den planerischen Vorgaben zusammen? Etwa das Fehlen von Kinos in diesen Gebieten — was sagt der Architekt dazu?

W. Marschall: Der Stadtentwicklungsplan sieht durchaus Unterzentren vor, also eine Dezentralisierung der Einrichtungen, die zur sozialen Infrastruktur gehören. Da stehen schöne Dinge drin, von Jugendzentren über alle möglichen Kulturangebote bis zu Altentreffpunkten. Man muß das allerdings im Zusammenhang sehen mit dem letzten Teil des Stadtentwicklungsplans, wo von den Finanzen die Rede ist: da stellt der Stadtkämmerer und jetzige Oberbürgermeisterkandidat Heckel fest, daß für bereits beschlossene, dringendste Maßnahmen keine Deckung vorhanden ist, so daß weitergehende Planungen, wenn sich die Finanzsituation der Stadt nicht total ändert, überhaupt keine Aussicht haben.

C. Schuhler: Finanzen sind hier zu sehen als der monetäre Ausdruck einer politischen Priorität: was ist mir am wichtigsten? Vergleicht man, was tatsächlich, ausgezahlt vom Kämmerer, als das Wichtigste behandelt wird, mit dem, was die Kulturpolitik der Stadt offiziell vorgibt tun zu wollen, dann ist da eine riesige Diskrepanz. Der neue Kulturreferent Kolbe sagt, wir brauchen eine stadtteilbezogene Kultur, wir müssen Kulturorte schaffen, wie sein Nürnberger Kollege Glaser das nennt. Dazu braucht man eine Räumlichkeit, und die hängt natürlich zusammen mit Grund und Boden. Nun hat die Stadt sehr wohl Grundstücke. Der Boden am Feilitzschplatz z. B. gehörte mal der Stadt, sie hat ihn an die Stadtsparkasse verkloppt, die dort jetzt einen Mordsbetonklotz hinsetzen will, der dann keine Räumlichkeit mehr läßt für die kulturellen Bedürfnisse dieses Viertels.

O. Neumann: Ein Sprecher der Bürgerinitiative Feilitzschplatz hat ja eben in der Debatte mit den Stadtoberen gefragt, ob denn die Politik in München eigentlich vom Stadtrat bestimmt wird, oder von der Stadtsparkasse im Zusammenhang mit anderen Banken...

C. Schuhler: Banken, das ist ein Schlüsselwort. Wenn man nämlich sagt, die Stadt hat kein Geld: sie hat derzeit sogar 145 Millionen Mark zu viel, jedenfalls über die geplanten Erwartungen hinaus. Wie werden die 145 Millionen jetzt eingesetzt? Vierzig Millionen z. B. für Bodenvorratspolitik, so heißt das; dahinter versteckt sich nichts anderes als vierzig Millionen für die Banken, die für eine schiefgegangene Spekulation mit Grundstücken entschädigt werden sollen, draußen in Freiham, ganz außerhalb jeden Nutzens für die Wohnbevölkerung Münchens.

R. Ritter: So ist also die Unversorgung im Norden eine Folge dieser und anderer falscher Prioritäten. Welches Angebot an Einrichtungen, die mehr von der vielberedeten Lebensqualität bringen, wäre dort eigentlich nötig? Was bräuchten die Bürger da? Offensichtlich z. B. ein kommunales Kino...

Kultur am Rand der City?

M. Erkert: In dem großen Gebiet wahrscheinlich mehrere kommunale Kinos.

O. Neumann: Und wenn es dafür noch keine Massenbewegungen gibt, so läßt das nicht darauf schließen, daß die Leute das nicht wollen. Nur, davor liegt, daß sich die Bürger dort zunächst mit dem Allernotwendigsten herumschlagen müssen: für eine einigermaßen erschwingliche anständige Wohnung und für Anschluß wenigstens ans Trambahnnetz, gegen die skandalöse Schulsituation mit dem Rekord an Hilfsschülern und dem völligen Fehlen weiterführender Schulen. Dabei dürfen wir uns nicht auf solche falschen Alternativen drängen lassen wie Kindergärten oder Oper, Lehrer oder Orchestermusiker. Wer die Werte schafft, hat Anspruch auf beides.

C. Schuhler: Die wichtigsten Bedürfnisse hängen vor allem auch zusammen mit dem Komplex Jugend und Freizeit, mit der Frage von Zentren, wo Jugend sich kulturell selbst ausdrücken kann, wo sie mitbestimmt, also nicht bloß entgegennimmt. Und gerade da ist es ja nicht so, daß man überall nur an der Klagemauer stünde. Die Moosacher z. B. kämpfen jetzt seit sieben Jahren um ihr Jugendzentrum. Das kam planerisch unentwegt in Dringlichkeitsstufe Eins im Investitionshaushalt der Stadt; aber im Stadtrat rutschte es dann auf Zwei und Drei, weil halt andere Dinge jedes Mal 'wichtiger' waren. Jetzt endlich, nach sieben Jahren Kampf, bekommt die Moosacher Jugend ihr Zentrum.

O. Neumann: Ja, das ist überhaupt eine generelle Erfahrung: es wird da immer von Sachzwängen geredet, um Projekte von anerkannter Dringlichkeit runterzustufen — und damit sind sie tot. In Neuperlach war auch auf diese Tour das Schulzentrum auf Zwei gesetzt worden. Aber als sich dann die Eltern mit voller Aktivität gegen diesen falschen 'Sachzwang' engagiert haben, war es plötzlich doch wieder möglich, dem Projekt Stufe Eins zu geben, und Neuperlach hat sein Schulzentrum gekriegt. Dabei verkenne ich natürlich nicht, daß sich die Kommunen wirklich in einem finanziellen Engpaß befinden. Nur, was mich dabei immer so frappiert: wenn der sozialdemokratische Oberbürgermeisterkandidat mit verständlichem Bedauern über den Zustand redet, tut er grade so, als ob seine Partei hier in München mit der Partei, die dort in Bonn immerhin den Kanzler stellt und damit die Richtlinien der Politik bestimmt, überhaupt nichts zu tun hätte. Wir erleben das eben auch wieder in den Auseinandersetzungen um die Mietsituation in München. Wer hat denn nun München zum Weißen Kreis gemacht? Wer hat denn damit grünes Licht gegeben für die jüngsten Mieterhöhungen? Doch die Bonner Parteien insgesamt, identisch mit den bisherigen Münchener Rathausparteien.

W. Marschall: Wobei das direkt zu unserem Thema gehört: Kulturpolitik — der Graue Kreis und seine Aufhebung. Der Kulturreferent sagt, es ginge nicht so sehr darum, mehr Kultur zu entwickeln, sondern die arbeitende Bevölkerung der Kultur zuzuführen. Da ist was dran. Aber das hat planerische Voraussetzungen, die sich in der Stadtentwicklungspolitik niederschlagen müßten. Zum Beispiel so, daß erstens die Verkehrsbetriebe die Menschen von den Arbeitervierteln draußen bequem und billig reinbringen zur City, wo natürlich die Repräsentationskultur — das ist nicht abwertend gemeint — in erster Linie liegt. Aber zweitens auch, daß Arbeiter noch im Innenstadtbereich und im Innenstadt-Randbereich wohnen können. Eine Voraussetzung dafür ist der

Bau von Sozialwohnungen, und gerade da bleiben die Leistungen hoffnungslos hinter den Plandaten zurück. Außerdem tut die Stadt alles, um ihre Grundstücke in der Innenstadt an Banken und Versicherungen zu verscherbeln.

O. Neumann: Nachzulesen in der Statistik der Münchener Domgemeinde: dort haben die katholischen Seelen seit der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg um 90 % abgenommen, nicht weil die Gebiete zwischen Stachus und Odeonsplatz atheistisch geworden sind, sondern weil die ursprüngliche Bevölkerung inzwischen aus der City nahezu total verjagt wurde, obwohl sie sich immer wieder mit Bürgerinitiativen und anderen Kampfformen dagegen wehrt.

R. Ritter: Zu den Bürgerinitiativen sagt ja nun der Diskussionsentwurf des kommunalpolitischen Schwerpunktprogramms 1978—84 der SPD München, diese seien ein wichtiges Element der Selbstorganisation in der Demokratie, vorausgesetzt, sie dienten nicht den Interessen Einzelner. Was gab es denn im Münchener Norden an solchen Initiativen, und was ist dort oder in anderen Stadtvierteln aus ihnen geworden?

M. Erkert: Ich kenne da eine Aktion gegen die unzureichende Gesundheitsversorgung im Hasenbergl. Da gab es einen Gesundheitsausschuß, wo auch einige Frauen aus meinem Film mitgearbeitet haben. Es ist dann wohl durchgesetzt worden, daß dort eine Gesundheitsvorsorgestelle eingerichtet wurde. Das ist aber wahrscheinlich immer noch nicht genug, weil in der Gegend sehr viel kinderreiche Familien leben, wie überhaupt der ganze Münchener Norden, was praktische Ärzte betrifft, vollkommen unversorgt ist.

C. Schuhler: Was mir aufstößt, ist der krasse Widerspruch zwischen dem, was die SPD da in ihrem Programm formuliert, und ihrer Praxis, wie sie tatsächlich Bürgerinitiativen behandelt. Beispiel die Moosacher Jugendbewegung: da sind über 30 Jugendliche in der einen oder anderen Weise mit dabei, sie haben in ihrer Bürgerversammlung einen Antrag für das Freizeit- und Jugendzentrum eingebracht, die Bürgerversammlung war einstimmig dafür; so ging das an den Stadtrat, und dann kam aus dem Rathaus die Antwort, diese Initiative könnte nicht anerkannt werden als Vertreter der Jugendlichen Moosachs, sie hätte kein Mandat, wäre in Zukunft kein Gesprächspartner und habe auch bei der Errichtung des Jugendzentrums nichts mitzureden.

Ich habe selbst solche Absagebriefe von Herrn Kronawitter bekommen, z. B. in Sachen Freimanner Schuttberg und Giftsee. Die Analysen, die Oskar damals in Zusammenarbeit mit Kollegen von der Chemie vorgelegt hat, machten ja deutlich, wie lebensgefährlich das Ding war. Das Gift sickerte in die Abwässer, und das unweit der Isar, dazu der Gestank und Qualm. Auch da hat die Bürgerversammlung einstimmig sofortige drastische Maßnahmen verlangt. Antwort von Kronawitter: Sie sind nicht befugt, sich in irgendeiner Weise als Sprecher der Bevölkerung dort aufzumandeln. Also das, was da gesagt wird mit Blick auf die kommenden Wahlen, stimmt mit der bisherigen Praxis der SPD nicht überein — im übrigen ist es selbstverständlich eine gute Forderung.

W. Marschall: Wie ernst sie gemeint ist, wird man ja sehen, z. B. anlässlich der neuen Bürgerinitiative auch im Münchener Norden, die fordert, daß das Gelände, das zum Rangierbahnhof gemacht werden soll mit 7000 Waggons pro Tag, hergenommen wird als Erholungspark für Allach-Milbertshofen. Das wäre

dringend nötig: Arbeitergegend, über 400 000 Menschen im Einzugsgebiet, kaum Erholungsmöglichkeiten, dafür aber sehr viel Umweltschmutz. Obwohl sich inzwischen auch schon die Bürgerversammlung von Feldmoching gegen den Rangierbahnhof ausgesprochen hat, stößt das bisher auf taube Ohren. Die Bürgerinitiativen haben keinen Sprecher im bisherigen Stadtrat.

C. Schuhler: Und man will ja auch den Menschen nicht helfen beim Erlernen des Sich-selbst-Ausdrückens. Wie Monika gesagt hat: sie haben wenig Kontakt zur Nachbarschaft, die Familien gehen auf und ein beim Arbeiten, bei der Hausarbeit, beim Kinderversorgen, da bleibt fast nichts mehr. Man braucht also Orte, damit man zueinander kommt, und Medien, die den Kontakt fördern. Gerade in diesen Vierteln der Arbeiter und Angestellten käme es deshalb auch darauf an, daß eine fortschrittliche Stadtverwaltung mit ihrer Kulturpolitik solche neuen Möglichkeiten unterstützt wie Medienläden und Videogruppen. Es gibt jetzt einen einzigen Medienladen in München, und ganze drei Videogruppen, und für so ein Projekt stehen dann dreitausend Mark als Subvention zur Verfügung.

W. Marschall: Da haben wir wieder den Punkt: wo soll das Geld herkommen? Es ist ja von der Stadt in den letzten Jahrzehnten eine Menge investiert worden. Ausbau des Mittleren Rings, dieser Schnellstraße, oder der U-Bahn-Bau, der im Norden genau bis zur Nachbarschaft von Olympiastadion und BMW reicht — was ist da an Vorleistungen gemacht worden in verkehrstechnischer Hinsicht für die Attraktivität dieser Gegend! Wie viel aus diesen Steuermitteln kommt allein der Firma BMW zugute, die dort genau am Brennpunkt sitzt, die sich da ein Hochhaus hingestellt hat — und die Schnellstraße, die dorthin gebaut worden ist, gilt auch noch als anbaufreie Straße: da muß man als Anwohner nicht einmal einen Erschließungsbeitrag zahlen; die U-Bahn kostet sie auch nichts, aber je weiter es rausgeht in die Wohnviertel, desto miserabler ist die Verkehrserschließung. Man müßte doch diese großen Konzerne, die im Münchner Norden sitzen, wie BMW, mit zur Finanzierung der Verkehrsanlagen heranziehen, die bisher in erster Linie ihnen zugute kommen. Das gesparte Geld könnte dann für Zwecke verwendet werden, von denen die Konzerne keinen Profit erwarten und wo bisher deshalb auch nichts investiert wurde. Die Möglichkeit dazu gibt das Kommunalabgabengesetz, das wir in Bayern haben, um dessen Verwirklichung sich aber die Stadtratsparteien drücken. Sie erfinden dafür immer neue Gründe, um auf Bürgerversammlungen das Verlangen nach Anwendung dieses Gesetzes vom Tisch zu bringen.

C. Schuhler: Schauen wir uns mal an, was man davon hätte! Die Stadt ist stolz, daß sie jährlich über 200 Millionen für den U-Bahn-Bau ausgibt, mit fast 10 % ein dicker Posten im Etat. Und nun sieht dieses Kommunalabgabengesetz in Art. 5 vor, daß man in Höhe der Vorteile, die man aus Investitionen der Kommune zieht, auch wieder besteuert werden kann. Halten wir also einmal gegen eine solche Größenordnung ein Freizeitheim, das die Stadt mit 400 000 DM veranschlagt! Da kann sich jeder ausrechnen, wo die Mittel stecken, um soziale und kulturelle Institutionen zu finanzieren.

O. Neumann: Es ist ja nicht nur so, daß Großunternehmen finanziell viel zu wenig herangezogen werden. Man hat doch z. B. der Firma Siemens im Zusam-

menhang mit ihrer Neuperlacher 'Denkfabrik' für die Zuführung der Schnellverkehrsmittel direkt vor die Haustür nicht nur kein Geld abverlangt, sondern dazu auch noch die Grunderwerbssteuer geschenkt. Zwar ist dort von neuen Arbeitsplätzen längst keine Rede mehr, aber Siemens hat 3 Millionen Steuern gespart und an dem Grundstück obendrein einen Wertzuwachs verbucht, der von der Stadt auf runde 90 Millionen Mark beziffert wird. Neben der Geldfrage sehe ich da noch ein anderes grundsätzliches Problem. Von einem Direktor bei Messerschmitt-Bölkow-Blohm habe ich den schönen Satz gehört: Was uns jetzt sehr beschäftigt, ist die Einordnung des Menschen in unsere Verkehrssysteme. Da, scheint mir, liegt der Hund begraben: Zunächst werden diese Verkehrssysteme wie die gesamte Infrastruktur nach dem Gesetz des möglichst kurzfristigen Höchstprofits geplant, und dann ist man sogar bereit, auf Kongressen davon zu quatschen, wie der Mensch eingeordnet werden soll. Da steht doch alles Kopf, und eben daher röhren die Verzerrungen in der Infrastruktur, mit allen Konsequenzen, die der Bürger dann erlebt und erleidet — mit Kommunikationslosigkeit und Kulturdistanz, von den miserablen Schulen bis zur Unterversorgung durch die Stadtbibliothek.

M. Erkert: Ich meine, man müßte für die Erarbeitung eines Gegenplans zunächst Umfragen und Untersuchungen machen, auch mit so einer Video-Gruppe: Was sind die Bedürfnisse, was fehlt? Ich kann mir vorstellen, was da im allgemeinen rauskommt: Bildungsangebot, Weiterbildungsmöglichkeiten für die Hausfrauen, wo es halt noch sehr wenig gibt, oder Nachbarschaftshilfe, die so wichtig ist, weil viele kinderreiche Familien dort leben. Die Mütter sind total überfordert, sie sind unruhig, wenn die Kinder da sind, und sind die Kinder draußen, sind sie auch unruhig — sie treiben sich dann irgendwo rum, weil es da eben auch keine Möglichkeit gibt, irgendwas mit Sinn und Spaß zu machen.

W. Marschall: Für viele ganz wesentliche Bedürfnisse braucht man sicher nicht erst diffizile Untersuchungen zu machen, obwohl es auch an denen fehlt. Daß Kindergärten oder Freizeitheime gebraucht werden am Hasenbergl, in Moosach, in Freimann, in Milbertshofen, das weiß man. Über vieles besteht Klarheit, aber man will es nicht in dieser Priorität. Andererseits führen die falschen Prioritäten aber auch dazu, daß wichtige Bedarfsuntersuchungen im Detail fehlen. Wir haben bändeweise Untersuchungen zum Stadtentwicklungsplan: Zur Kaufkraft im Münchner Westen oder Norden, über Einzugsbereiche der jeweiligen Subzentren; da weiß man genau, wer geht hier einkaufen, wer kommt mit dem Auto, wer mit der U-Bahn, alles wertvolle Erkenntnisse für die Vergabe der Großverkaufsstellen, die so sehr detailliert im Unternehmerinteresse geplant sind.

C. Schuhler: Es sind eben die Kaufkraftströme, die offiziell interessieren, und nicht die Bedürfnisströme, also nicht die Frage, die vom Menschen ausgeht, von seinen Bedürfnissen, von seinen Ansprüchen.

R. Ritter: Was wir an Benachteiligungen feststellen, finde ich so ähnlich auch in dem Diskussionspapier der SPD, bis hin zu dem Satz: Der Abbau von Benachteiligungen einzelner Stadtgebiete, unter anderem des Münchner Nordens, ist eine Aufgabe, die auch in den folgenden Jahren noch vieler Anstrengungen

bedarf. Nun schreibt das dieselbe Partei, die seit Jahrzehnten im Münchner Rathaus das Sagen hat. Ihre bisherigen Anstrengungen waren offensichtlich zu gering. Damit bleibt als Resümee eigentlich nur, daß es so nicht weitergehen kann und darf. Aber welche Vorschläge wären zu machen, welche Möglichkeiten gibt es dann, sie durchzusetzen? Außerparlamentarischer Druck z. B., aber doch auch: was wäre im Stadtrat einzubringen?

C. Schuhler: Ich bin der Meinung, wir sind an einem Punkt, wo es sich klärt, ob diese miserable Situation immobil macht und in Resignation führt, oder aber, ob die Menschen sagen, das Vertrauen in Versprechungen ist verschwendet, Stillhalten hat keinen Zweck. Deshalb auch die Aufgeregtheit bei den etablierten Parteien, nicht zuletzt in der SPD: man merkt, die Bürger fangen an, Kontakt zueinander zu kriegen — die Bürger, so ist es noch nicht, aber mehr als früher, und in einer politisch bereits spürbaren Dimension vor allem auch deshalb, weil es eine Verzahnung gibt zwischen den Bürgerinitiativen, der Bewegung unter der Jugend und bei den Frauen mit dem, was sich in den Gewerkschaften tut. Das ist ja neu: auch der DGB hat ein Programm zur Münchner Kommunalpolitik, das sich in vielem fast wörtlich, und das sicher nicht zufällig, mit dem SPD-Programm deckt; aber es ist klarer, es geht darüber hinaus und fordert kategorisch: Schluß mit der Unterversorgung der Arbeiterviertel in München! In der Debatte um die Qualität der Infrastruktur gab es große Erbitterung, dieser Teil war der am meisten diskutierte bei der Konferenz des DGB, von daher kommt auch Dampf. Das ist wichtig, nachdem die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft bisher diese Bedürfnisse in den Wohnvierteln so nicht aufgegriffen hat — wohl mal im Seminar, aber nicht wirklich als Kampfaufgabe. Jetzt merken die Kollegen, wir sind an einem Punkt, wo man nicht mehr darüber wegsehen kann, was da an menschlichen Chancen vertan, an menschlichen Ansprüchen untergebettet wird. Dazu hat ohne Zweifel auch die Arbeit der Kommunisten beigetragen, das Auftreten der DKP, die in den letzten Jahren hier einiges geleistet hat, und die jetzt mit der Vorbereitung der Wahlen 1978 auch in den Stadtrat den Fuß reinstellt. Damit wird zum ersten Mal eine Stimme im Rathaus zu hören sein, die ohne Wenn und Aber und ohne interfraktionelle Zähmung, wie das bei SPD-Linken der Fall ist, die Stimmen außerhalb des Parlaments auch drinnen vertritt und verstärkt.

O. Neumann: Zum ersten Mal wieder nach einer sehr fatalen Unterbrechung! Und gerade, wenn ich mich an die Arbeit als kommunistischer Stadtrat und Korreferent für den Wiederaufbau Münchens in den Nachkriegsjahren erinnere, dann halte ich dieses Zueinanderfinden in ganz konkreten Zielsetzungen zwischen Gewerkschaften und Bürgerinitiativen für eine außerordentlich positive Seite der Entwicklung. Um so mehr versucht der Gegner, schon vorhandene Resultate gemeinsamer Aktivität aus dem Bewußtsein der Bevölkerung zu verdrängen. Nehmen wir die Planung Atomkraftwerk Ismaning, was ja auch zur Lebenskultur des Münchner Nordens und unserer ganzen Stadt gehört: da will doch jetzt kein einziger von den Leuten, die schon über das Raumordnungsverfahren konspirierte hatten, überhaupt noch wissen, daß es je solche Pläne gegeben hat. Aber dieses Zurückweichen von Landesregierung und

Stadtverwaltung resultiert doch nur daraus, daß die Bürger begonnen haben, die verfehlte Energiepolitik unter Beschuß zu nehmen und ihr eigenes Interesse gegen die Planung der Atomkonzerne geltend zu machen. Von solchen großen, alle Bürger betreffenden Entscheidungen kann man wieder Erfolgsergebnisse und Erfahrungen übernehmen für das Angehen regionaler Ansprüche. Und das gibt einem dann auch im Stadtrat den nötigen Hintergrund, um mit Effekt die demokratischen Forderungen in Sachen Schulen, Freizeitheime, Sportanlagen, Tarife zu vertreten. Wir werden den Leuten doch nicht sagen: Wählt eins, zwei, drei Kommunisten in den Stadtrat, und dann könnt ihr drauf warten, in welch unerwarteter Weise sich die Segnungen sozialer, demokratischer, kultureller Art auf euch ergießen. Es geht nur im Zusammenspiel draußen und drinnen: drinnen geht es nur, wenn draußen den Herrn in neuer Tonart aufgespielt wird, und draußen geht es besser, wenn auch drinnen welche aktiv mitspielen.

R. Ritter: Die DKP im Stadtrat: woher sollen denn die Bürger wissen, daß die Kommunisten nicht, wie die andern Parteien auch, nur Heißluft blasen, große Programme und schöne Versprechen machen, aber dann nichts durchsetzen oder sich auch anpassen? Abgesehen von anderen Urteilen und Vorurteilen über die Kommunisten, wird doch sicher die Abneigung gegenüber politischen Parteien, die im Bewußtsein vieler Bürger versagt haben, auch auf die DKP übertragen.

O. Neumann: In Marburg haben die bisherigen Mehrheitsparteien vor der Wahl unisono erklärt, die DKP werde unter allen Umständen der Verlierer der Wahl sein. Die Bürger haben so entschieden, daß die Kommunisten die einzigen Gewinner dieser Wahlen in Marburg gewesen sind. Offensichtlich, weil die Bürger beim Kampf gegen die Gaspreiserhöhung und durch eine Reihe anderer guter Erfahrungen verstanden hatten: wenn die Kommunisten gewinnen, gewinnen wir selber. Und ich sehe überhaupt keinen Grund für den gespielten Optimismus des Herrn Heckel, der da sagt, was in Marburg passierte, werde in München nie eine Parallele finden. Die erste für München wünschenswerte Parallele wäre die Niederlage der CSU. Vom Bedürfnis der Bevölkerung her gibt es außerdem viele weitere Parallelen zwischen Marburg und München. Und vom Verhalten der Kommunisten wird es schließlich zwischen München und Marburg ebenfalls Parallelen geben, schon im Wahlkampf und dann im Rathaus.

C. Schuhler: Mit dem Unterschied allerdings, daß in Marburg die Bevölkerung eine DKP-Fraktion schon in Aktion erlebt hatte, daß sie also schon einen parlamentarischen Leistungsnachweis dieser Partei kannte: nicht alle Parteien versagen, es gibt eine Partei, die zu ihrem Wort steht. Es wird so sein, daß auch manche Münchner das wissen und auf uns übertragen. Aber andererseits stimmt wohl, was Roman sagt: daß das Versagen der politischen Parteien in Bonn und hier im Stadtrat bei vielen Wählern zu einem generellen Vorbehalt gegenüber politischen Parteien schlechthin führt: ah, ihr Kommunisten, jetzt redet ihr noch, und nachher werdet ihr genauso. Umso mehr kommt es drauf an, den Menschen bewußt zu machen, was wir in München bereits geschafft haben, um diese Glaubwürdigkeit zu erringen. Ich denke, man braucht keinem,

der in der Bürgerinitiative im Lehel dabei war oder an der Münchner Freiheit drin ist, erst lange erklären, auf wessen Seite die Kommunisten stehen.

W. Marschall: Oder in Sachen Rangierbahnhof, oder beim Patentamt, als es um das Wohnrecht der dortigen Anwohner ging.

C. Schuhler: Oder beim Kulturzentrum Gasteig, um auch das zu nennen: da werden 150 Millionen wirklich wieder in Repräsentationskultur hineingeplant, ohne Einbeziehung der Bevölkerung. Der erste Weg vieler Kollegen, auch Sozialdemokraten, führte ja in Haidhausen zu Kommunisten: Was können wir denn tun? Wir sind eingeladen worden zu Diskussionen: Wird Haidhausen ein zweites Schwabing? Und Genossen aus Schwabing konnten berichten, wie dort die Bürger angefangen haben sich zu wehren. Die schon so weit sind, merken ja in den Jahren der gemeinsamen Arbeit, was von den Kommunisten zu halten ist; da haben wir es nicht schwer mit unserer Glaubwürdigkeit. Das Problem liegt anders bei denen, die sich bisher aus allem rausgehalten haben und auf den Wahltag als Zahltag warten — die einen, um überhaupt nicht mehr zum Wählen zu gehen; andere, die diesmal gar als ‚Protestwähler‘ der CSU statt der SPD ihre Stimme geben wollen; und wieder andere, die hoffen, sie könnten das ‚rote‘ Rathaus durch eine mit Forderungen begleitete Wahl linker Sozialdemokraten retten, schließlich werde so auch dort Vernunft und Konsequenz Einzug halten. Das ist eine Illusion, die schon manchen Schaden angerichtet hat — man sehe die letzten Jahre Aktivität und Folgenlosigkeit dieser linken Sozialdemokraten an, denen ich persönliche Anständigkeit und Einsatz überhaupt nicht abspreche.

O. Neumann: Das kann dann, aber nur dann, sogar mehr als bloße Illusion sein, wenn auf diesen linken Sozialdemokraten nicht nur der ganze Druck von rechts, aus CSU und FDP und aus der eigenen Partei lastet, sondern wenn neben ihnen eine kräftige Linke in Gestalt der DKP in unserer Stadt und auch im Rathaus wirksam wird.

Die bedeutsamste Bewegung, die durch die Französische Revolution und den Vormarsch der Revolutionsarmeen in Deutschland ausgelöst wurde, hatte ihren Mittelpunkt in Mainz. Dort wurde nach dem Vorbild des französischen Jakobinerclubs die „Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit“ gegründet. Sie wurde das Zentrum der revolutionären Bewegung der Stadt und weiter Gebiete Deutschlands. Unter der Mitwirkung von Georg Forster wurde 1792 die erste bürgerlich-demokratische Republik auf deutschem Boden ausgerufen, die Mainzer Republik. Hier wurde der Grundstein gelegt für organisatorische Formen, zeremonielle und parlamentarische Strukturen der späteren Fastnachtssitzungen. Aus dem elfköpfigen Revolutionskomitee (elf = égalité, liberté, fraternité) entwickelte sich der Elferrat der Fastnacht, die Jakobinermütze wurde zur Narrenkappe.

„Die Phrygiermütze wird zur Narrenkappe,
der Club zum närrischen Verein — zum Narrenclub —
das revolutionäre Tribunal mit Ankläger und Präsident
zum Elferrat mit glockenschwingendem Präsidenten,
närrischer Ausschuß — Comité —
der öffentliche Ankläger wird zum Protokoller,
zum ironischen Ankläger der Zeit.“

(aus: Keim, 11x politischer Karneval, Mainz 1966)

Nach der Niederschlagung der Mainzer Republik durch die preußischen Truppen wurde die Fastnacht zur Plattform des fortschrittlichen Bürgertums, das in der Figur des Narren gegen die Unterdrückung kämpfte. Unter der napoleonischen Besetzung richteten sich seine satirisch-kritisch-politischen Aussagen gegen die französische Militärverwaltung. Aus Angst vor politischen Umrissen untersagte die französische Militärverwaltung ihrerseits die Maskierung; Bälle sollten nur auf Antrag gestattet werden. Am 24. 2. 1797 veröffentlichte der *Stadtkölnische Kurier*, es sei „einem jeden, er sei, wer er immer wolle, alles Verkleiden bei der bevorstehenden Karnevalszeit hiermit mit der Warnung untersagt, daß derjenige, welcher sich unterstehen würde, unter der Maske auf öffentlicher Straße zu erscheinen, unverzüglich arretiert und mit einer willkürigen Strafe unnachsichtig belegt werden soll. Zugleich wird allen hiesigen Einwohnern unter schwerer Strafe hiermit anbefohlen, in ihren Häusern keine öffentliche Musik zum Tanzen zu halten.“

Die Überlieferung sagt, daß zu dieser Zeit der Text des legendären Narrhallamarsches entstand. Der Stadtkommandant Ressembeau untersagte den Mainzern ihre erste legale Fastnachtsitzung. Einen Tag vor dem angesetzten Termin zog die Bevölkerung auf die Straße, und man hörte in „angemainzerischem“ Französisch: „Ritz am Boo, Ritz am Boo, morje geht die Fastnacht oo.“ Dieser Text wurde 1844 dem komponierten Narrhallamarsch unterlegt.

Nach dem Sturz der französischen Militärverwaltung wurde Deutschland zum Knotenpunkt aller gesellschaftlichen Widersprüche — Widersprüche einerseits zwischen der sich herausbildenden Besitzbourgeoisie und dem sich entwickeln-

den Proletariat und andererseits zwischen Adel und Bauerntum. Der größte Teil der Bevölkerung hatte unter der Hungersnot von 1816/17, den Auswirkungen tiefgreifender Wirtschaftskrisen enorm zu leiden. Oppositionsbewegungen, die in der Befreiung von der napoleonischen Herrschaft nicht die Befreiung sahen, die man sich erhoffte, wurden unterdrückt. Am 20. September 1819 wurden die *Karlsbader Beschlüsse* erlassen: Die Zentraluntersuchungskommission hatte die Aufgabe der „gemeinschaftlichen, möglichst gründlichen und umfassenden Untersuchung des Tatbestandes, des Ursprungs und der mehrfachen Verzweigungen der gegen die bestehenden Verfassungen und innere Ruhe sowohl des ganzen Volkes als einzelner Bundesstaaten gerichteten revolutionären Umrübe und demagogischen Verbindungen“. Die staatliche Zensur wurde verschärft, die Meinungsfreiheit immer weiter eingeschränkt. Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des Deutschland-Liedes, hat in seinen „Unpolitischen Liedern“ die zensierten Zeitungen verspottet:

Wie ist doch die Zeitung interessant

für unser liebes Vaterland.

Was haben wir heute nicht alles vernommen.

Die Fürstin ist gestern wiedergekommen,

und morgen wird der Herzog kommen,

dort ist der Kaiser durchgekommen,

bald werden sie alle zusammenkommen —

wie interessant, wie interessant.

Gott segne das liebe Vaterland.

1832 kam es zum Hambacher Fest, der ersten großen politischen Volksversammlung der neueren deutschen Geschichte. Die Reaktion antwortete durch einen Beschuß des Frankfurter Bundestages: Die politisch literarische Richtung unter dem Namen *Junges Deutschland* wurde verboten, Literaten verfolgt und in die Emigration getrieben.

Dies war die Geburtsstunde der organisierten politischen Fastnacht. Ludwig Bamberger, 1849 Freischarführer für die Verfassung der Frankfurter Paulskirche, beschrieb den neu organisierten Karneval als politisches Instrument: „In der Zeit des politischen Elends flüchtete sich der frondierende Geist in diese Verkleidung. So kam es, daß die Führerschaft des Carnevalvereins zur politischen designierte.“ Die Fastnacht wurde zum Ventil der Erregung. Am 17. Dezember 1841 kam es zur Dezember-Revolution der Narren. Zuerst einmal wurde die „Trink- und Freßfreiheit“ aufgehoben, eine Getränke-Zensur aufgestellt, Heringe verboten „wegen ihrer kosmopolitischen Gesinnung und Reise- und Wanderlust“, ein korruptes „Wahlgesetz“ erlassen, das nur die Wahl trauriger Narren zu Deputierten der Narrhalla zuläßt. Die Ballfreiheit wurde aufgehoben. Dann wurde von den Narren die tanzende Revolution ausgerufen. Die Ranzengarde defilierte im Sturmschritt vor dem Balkon des Theaters — bittere Ironie gegen den preußischen Militarismus —, um die Narrhalla (das Theater wurde auch so genannt) zu stürmen. „Zu den Waffen, es lebe die Carte“ (Wein-Karte). Die „Nasseillaise“ wurde gesungen. Daraufhin zog der König sich zurück, er wolle lieber Tee. „Liberté. Freiheit“, wiederholten die Deputierten freudig erregt. Daraufhin wurde eine Charta verkündet, in der es u. a.

heißt: „Alle Narren sind untereinander gleich, sie mögen auch noch so große Narren sein ... Es herrscht unbeschränkte Trink- und Freßfreiheit.“ Satirische Anspielungen auf die Unterdrückung der Pressefreiheit spiegeln sich in vielen Artikeln der Mainzer Karnevalszeitschrift *Narrhalla* wider:

Im letzten Heft haben sich folgende Druckfehler eingeschlichen:

Anstatt Türkische Justiz lese man Prügelsystem

Anstatt Freie Presse lese man Maulkorb

Anstatt Vorwärts lese man Rückwärts

Anstatt Deutsche Kammer lese man Katzenjammer.

Sogar dem „lieben Gott“ wird die Allgewalt der Zensur „zur Warnung“ vor gehalten:

Ach, Alles, was da schießt nach oben,

Erbarmungslos streicht's die Zensur,

Drum, hüte Herrgott Dich da droben,

Sie streicht am End dir die Natur.

1848 forderte die *Neue Rheinische Zeitung* wie die ganze demokratische Bewegung die Umwandlung Deutschlands von Klein- und Mittelstaaten, von Königreichen, Fürstentümern in eine unteilbare demokratische Republik. In der *Narrhalla* wurde die damalige Zerrissenheit in Fürstentümer so karikiert: „Frage: In welchem Land herrscht die größte Einigkeit? — Antwort: In Deutschland, weil dort die Untertanen immer fester aneinandergeketten werden.“ Die Kölner ließen während des Rosenmontagszugs einen „Narren-Reichstag“ zusammen treten. Als sie für die großdeutsche demokratische Lösung eintraten, mußten sie auf Grund drohender Polizeimaßnahmen ihre Konsequenzen ziehen, Sitzungen wurden nicht mehr abgehalten.

1842 unternahm Börnstein in der 2. Sitzung des Mainzer Karnevals einen Gang durch Mainz und geriet dabei hinter dem Denkmal Gutenbergs durch eine eiserne Tür in die „Literaturhölle“: „Censoren liegen unter Druckerpressen, müssen den fürchterlichsten Preßzwang erdulden, während sie am Unterteile von rächenden Journalisten mit langen spanischen Bleistiften gestrichen werden.“

1843 übernahm Ludwig Kalisch die Redaktion der *Narrhalla*. Sein Vetter, David Kalisch, war der Herausgeber der Zeitschrift *Kladderadatsch* und schuf mit Adolf Glasbrenner die Berliner Posse. Ludwig Kalisch ließ durch die Figur des Harlekins Wahrheiten sagen, die eigentlich Themen des politischen Leitartikels waren. Etliche Jahre vor der 48-Revolution verriet die *Narrhalla* eine bemerkenswerte Klarheit prophetischer Kampfeslösungen: „Unsere Freiheit ist ein Rätsel, das der Auflösung naht.“ Ihre satirischen Attacken richteten sich gegen die Fürsten, Hofschanzen, den Adel, die Opportunisten, die flauen Liberalen. „Das Trampeltier oder buckelosus duplex. Die gütige Schöpfung hat diese Bestie mit 2 Buckeln versehen, damit sie die Schläge des Schicksals besser ertragen kann. Das Trampeltier lebt auf breitem Fuß, und wenn das gehörige Alter erreicht ist, verwandelt es sich oft in einen Hofrat. Es schleppt ungeheure Lasten und Ordensbänder und beugt auf Befehl des Herrn das Knie, so gut wie ein Kamel.“

Als Kalisch die bayrischen Zustände im Zusammenhang mit der Lola-Montez-Affäre angriff, erwirkte die bayrische Regierung am 4. 2. 1844 ein kurzfristiges Verbot der *Narrhalla*. Narrensitzungen standen in den Jahren 1845 und 1846 unter dem heiter-ernsten Motto: „Narrheit. Deutsche Einigkeit.“ Das politische Desinteresse des Biedermeiers wurde angeklagt. Die gefährliche politische Abstinenz vieler Bürger erfuhr eine närrische Rüge. „Leidender Artikel. (Blätter für den Fortschritt, Droschken und geistige Bewegung) Die Deutschen und die Kartoffeln wissen sich in jede Lage zu schicken. Nackt oder in Montur, gekocht oder gebraten, ganz oder in Stücken, immer bleiben sie schmackhaft und werden sogar von den kleinsten Fürsten mit dem größten Appetit verschlucht. Die Kartoffeln und die Deutschen werden oft gerührt, jene von dem Koch und diese von Birchpfeiferschen Tragödien und fürstlichen Toasten. Die Kartoffel braucht zu ihrem Gedeihen einen trockenen Boden, der Deutsche nicht minder. Darum blüht der Deutsche auch so schön in Wörterbüchern, in Theorien und Kritiken, wenn diese auch nicht immer Kritiken der reinen Vernunft sind — der deutsche Geist gleicht auch einer Rebe. Den wahren Geist erhält er nämlich, nachdem er ...“

In den „Prophezeiungen für das Jahr 1848“ (erschienen im 1. Heft Januar 1848 der *Narrhalla*) schrieb Kalisch: „Wird das Jahr Kraft und Ausdauer genug haben, um die Fehler seiner Vorgänger gutzumachen? Was die Witterung betrifft, so wird die 1848er reich sein an politischem Wind. Nur in einigen Gegenden Europas wird es stürmen und in anderen wird man ein gewaltiges Donnerwetter fürchten.“

Ende Februar 1848 brach in Frankreich die Revolution aus. König Louis Philippe mußte abdanken, die Republik wurde ausgerufen. Das war der zündende Funke für den politischen Aufbruch in den deutschen Nachbarstaaten. Fürst Metternich, Inbegriff der Reaktion, wurde gestürzt. Der Advokat Dr. Franz Zitz, Karnevalspräsident von 1843 und 1844, und Ludwig Bamberger standen an der Spitze der Volksbewegung in Mainz. Alle Forderungen nach Pressefreiheit und den anderen Grundrechten wurden in Darmstadt bewilligt. *Narrhalla*: „Die Presse ist frei. Sie ist es durch sich selbst geworden. Der geknechtete Gedanke hat zündend seine Ketten zerrissen und darf nun in den Dienst unseres Volkes treten. Fürchtet keinen Mißbrauch. Sie wird so lange frei sein, als wir der Freiheit würdig sind.“

Am 21. Mai kam es zwischen der Bürgerwehr und der preußischen Garnison der Bundesfestung Mainz zu Zwischenfällen. Der preußische Vizegouverneur Hüser hatte die Entwaffnung der Bürgerwehr gefordert und gedroht, die Stadt zu beschießen, falls sein Befehl nicht ausgeführt werde. Die *Neue Rheinische Zeitung* betrachtete diesen Gewaltakt, gegen den die Nationalversammlung nichts unternahm, als einen Angriff auf die erst im Entstehen begriffene Volksbewaffnung. Der Karnevalist Dr. Zitz brachte als Abgeordneter in der Nationalversammlung die Brutalitäten des preußischen Militärs in Mainz zur Sprache. Die nach langer Diskussion nach Mainz gesandte Kommission berichtete später, sie sei zu spät gekommen. 8000 preußische Bajonette hätten durch Entwaffnung von 1200 Bürgersoldaten die Ruhe hergestellt. Die Versammlung beschloß, die „Mainzer der Gnade der von einem Hüser kommandierten Preußen

zu überlassen und ging in Erwartung, daß die Regierungen tun werden, was ihres Amtes ist, zur Tagesordnung über. Die Tagesordnung bestand wieder darin, daß die Herren zum Essen gingen.“ Kalisch reagierte in der *Narrhalla* mit einem „Sehr schönen Vortrag“, gehalten im Verein für „angenehme Ruhe“. „Seit es die Volkssouveränität gibt, ist keine Scheibe mehr ihres Lebens sicher, und weil die Volkssouveränität Gesinnung hat, aber kein Geld, muß jeder rechtschaffene Mensch, der Geld, aber keine Gesinnung hat, die Gesinnung, die er nicht hat, öffentlich zur Schau tragen und das Geld, das er hat, sorgfältig verborgen.“ — „Ein wahrer Bürger aber, der Ruhe und Ordnung über alles liebt, unterwirft sich ruhig jeder Gewalt und fängt keinen Händel an. Ein guter Bürger wird nie eine Volksversammlung besuchen ... niemand ins Haus lassen und im Schoße der Familie still und ruhig verharren, bis das tapfre Militär seine Schuldigkeit getan und Ruhe und Ordnung wiederhergestellt hat ... Die Pressefreiheit ist eine schöne Bescherung. Sie ist nur die Waffe literarischer Proletarier gegen den Wohlstand friedliebender Bürger und weiter nichts. Ich will niemand zu nahe treten, aber wer weiß, ob dies nicht Mitarbeiter der Neuen Rheinischen Zeitung oder sonstige Literaten sind, welche die Wühlerei zu ihrem Erwerbszweig gemacht ... Mitbürger, seid vorsichtig. Mehr sag ich nicht. Ich bin ein Deutscher.“ — „Manche Frankfurter Parlamentsabgeordnete haben sehr gute Gedanken, können aber keine Worte dafür finden, und sehr viele Parlamentsmitglieder haben sehr viele Worte, können aber keinen einzigen Gedanken finden.“

Nach dem Scheitern der Paulskirchen-Verfassung nahmen Zitz und Kalisch an der Revolution in der Pfalz teil. Kalisch war vermutlich einer der Initiatoren, die die ersten bewaffneten Volksformationen organisierten. Im Juni wurde das Kriegsrecht verkündet, und „jeder Widerstand gegen die Staatsgewalt mit dem Tode bestraft“. Zitz emigrierte nach Amerika, Kalisch floh nach Paris, wo er früh Verbindungen mit Moses Hess, dem Frühsozialisten und zeitweiligen Karl-Marx-Gefährten anknüpfte.

Die politisch engagierte Fastnacht verlor an Bedeutung. 1852 schrieb die *Frankfurter Zeitung*: „Armes Mainz, du hast mehr verloren als andere Städte seit 1848, du hast deinen Humor verloren.“

Erst Anfang dieses Jahrhunderts wurde die „Narrenbütt“ wieder zum Ventil der Erregung. Untertanengeist und Großmaulpolitik wurden angeprangert, Kalisch und Zitz als Väter der politischen Fastnacht gefeiert. In den 30er Jahren, als die Nationalsozialisten versuchten, die Fastnacht in die NS-Organisation „Kraft durch Freude“ einzugliedern, existierte unter den Fastnachtern bereits eine starke Opposition gegen den Faschismus. Männer wie Martin Mundo, Philipp Lehmann und besonders Seppel Glückert konnten es sich dank ihrer Popularität leisten, unter der Narrenkappe Wahrheiten zu sagen. Satirische Attacken gegen den Militarismus, literarisch verschlüsselte Anklagen gegen die mangelnde Courage nationalsozialistischer Mitläufer und auch Hinweise auf das Konzentrationslager Dachau sind zu finden.

Nach dem 2. Weltkrieg flachte der politisch engagierte Karneval nach anfänglichem Aufblühen völlig ab. Die Laterne vom Bajazz, die ursprünglich Licht in dunkle politische Machenschaften bringen sollte, ist heute verrostet. Kein Wun-

Uschi Flacke: Von den Jakobinern zu den Jecken

der, denn Konzeption und Zensur der Fastnachtssendungen des 1. sowohl wie des 2. Programms liegen in den Händen — und das ist wohl einmalig in der Geschichte des bundesdeutschen Fernsehens — einer Person, von CDU-Mitglied Dr. Brobeil, ehemaligem stellvertretenden Programmchef des ZDF. Männer wie Dr. Scheu, CDU-Mitglied und enger Freund Dreggers, und Rolf Braun, der in den Fernsehsitzungen den Präsidenten mimt, vertreten die äußerste Reaktion. Friedel Janecek, ein Veteran der Arbeiterbewegung: „So, wie sie in der Öffentlichkeit die Meinung manipulieren, so wirken sie auch auf die Führung der Spitzervereine in Mainz.“ Typische Fastnachter sind so verärgert über die reaktionäre Entwicklung, daß sie nicht nur die Sitzungen der großen Vereine boykottieren, sondern auch das Fernsehen lieber ausgeschaltet lassen.

Der einzige Aktive, der diese Zensurmaßnahmen und diese Art des Fastnachtrummels nicht mitmachte, war Herbert Bonewitz, der kritischste und satirischste unter den Fastnachtern. Jetzt wurde er verdrängt: er wird in den Fernsehsitzungen nicht mehr auftreten. Großkapital und Reaktion haben die Spitzervereine fest in der Hand. Im „Großen Rat“ sind die Söhne von Großunternehmern wie Eckes, Carlo von Opel, Neger vertreten. Asbach, Schilling von der Sektkellerei Kupferberg, Gerd Jung von Binding haben sich ihre Pöstchen gesichert und unterstützen die Vereine mit „kleinen finanziellen Gaben“. Und während der Fastnachtszeit können sie finanziell absahnen, da sie die Vereine mit ihren Produkten beliefern. Die 4 Spitzervereine, die an der Fernsehsitzung beteiligt sind, erhalten vom Fernsehen je 60 000 DM. Die „musikalische Leitung“ hat ein Herr Michel, Schallplattenproduzent aus Frankfurt. Die Solorgesangsbeiträge müssen von ihm gebilligt und bei ihm verlegt sein. So mußten Produktionen vom SWF eingestampft werden, weil sie Herrn Michel nicht genehm waren.

Etwas liberaler sieht es schon bei den kleineren Vereinen aus, den Vorstadtvereinen. Aber auch hier werden selten gesellschaftliche Widersprüche wie die Einschränkung demokratischer Rechte satirisch-literarisch angegriffen. Mag sein, daß einige Linke im antiautoritären Protest stecken geblieben sind, daß viele die Fastnacht generell als kleinbürgerliche Institution abqualifizieren oder sich einfach nicht der demokratischen Traditionen bewußt sind. Es fehlt jedenfalls an der breiten Verankerung linker Künstler, seien es Literaten, die bissige Reden schreiben könnten, oder Musiker und Liedermacher. Heinrich Heine hatte zu seiner Zeit einen sehr engen Kontakt zu den Karnevalsgesellschaften, diskutierte über Vorträge und gab Anregungen. Herbert Bonewitz sagte einmal: „Karneval ist heute, wenn Ihnen dauernd einer ins Ohr brüllt: Fassenacht, Stimmung. — Aber vielleicht wird das alles wieder völlig anders, die Fernsehsitzungen in dem Stil werden abgesetzt und Karneval würde wieder Volksfastnacht — eine Sache des Volkes —, und das wäre bestimmt nicht schade.“

Beilagenhinweis:

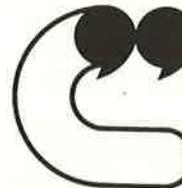
Diesem Heft liegt ein Aufruf von Dr. Thomas Neumann, 4000 Düsseldorf, eine Bestellkarte von Rodja Weigand, 8911 Schwifting, und eine Bestellkarte des Damnitz Verlages, 8000 München, bei. Sämtliche Beilagen nur in einer Teilausgabe.

Rainer Horbelt „Schigolett“. Vier Erzählungen. Linson mit Schutzumschlag. 160 Seiten. DM 20,—. ISBN 3-88097-018-1

Dieses sind vier ebenso erschreckende wie zum Nachdenken anregende Kurzgeschichten. Ihre Themen: der alternde, sterbende Nazi-General, der es auch heute noch schafft, Anhänger zu gewinnen, der Freiheitsverlust des reglementierten Industriemenschen, die im buchstäblichen Sinne tödlichen Marketingmethoden eines gewissenlosen Galeristen und der Realitätsverlust des Fernsehkonsumtienten. Rainer Horbelt versteht es, seine Themen von banaler Beiläufigkeit bis zur brutalen, tödlichen Eindringlichkeit zu steigern.



Auf Anfrage informieren wir Sie ausführlich über unser Programm.



Literarischer Verlag Helmut Braun KG
Dünnwalder Mauspfad 390
5000 Köln 80
Telefon 0221- 601457

Chr. Gauke Verlag

Postfach 1225 - 3510 Hann.Münden 1

„wir wollen einkicken/gemeinsam/in unseren mangel an wahnsin/ des sich-nicht-entgegenkommen“; unser Kampf gegen Repression ist das Thema: Zensur, massives Saubermannstum u. Ordnungsrecht — die „sanfte Tour“ des Terrors — sind Bicknaes Angriffspunkte. „Was die Gedichte des Autors von anderen Lyrikneuerscheinungen unterscheidet, ist ihre unbedingte Ehrlichkeit, ihre persönliche Glaubwürdigkeit. Seine Verse haben Substanz, weil in ihnen mehr als in anderen politischen Gedichten dieser Jahre eigene Erleben, eigenes Erleiden u. eigene Erfahrung Gestalt gewinnt... Seltens ist der Bewußtseinswandel, die Abwendung von der bürgerlichen Gesellschaft u. die Hinwendung zur proletarischen Solidarität, der Weg zu sich selbst, zum DU der Gemeinschaft der Kämpfenden so überzeugend dokumentiert worden wie in Hendrik Bicknaes Bekennnislirik... Die formalen Mittel leiten sich aus keiner Lyriktheorie, sondern von ihrer inhaltlichen Bestimmung ab“ (Peter Schütt): „mit der Hoffnung/noch oft geboren zu werden/eine lebendige Wirklichkeit/zu gebären.“

ISBN 3-87998-015-2

Hendrik Bicknae
Spinnfäden
für brechende Köpfe

Texte zum
Sicherheit & Ordnungs - Syndrom
Lärk - Agitprop - Satire
Vorwort von Peter Schütt



Chr. Gauke Verlag

Hendrik Bicknae

Weender Str. 79 3400 Göttingen
Zu beziehen gegen Vorauszahlg. v. DM 9,— auf PSch. A. HAN. 107769-301 - H. Bicknae oder
Scheck oder p. Rechg. beim Autor, Verlag u. i. Buchhandel: 64 S. Chromolux-Umschlag DM 9,—

lendemains

ZEITSCHRIFT FÜR
FRANKREICHFORSCHUNG
+ FRANZÖSISCHSTUDIUM

- 3 Sprachgeschichte in der Frankreichforschung I
Kleinbürgertum II
- 4 Aufklärung I
Sprachgeschichte in der Frankreichforschung II
- 5 Künstlerische Produktion heute
Aufklärung II
- gerade erschienen:*
- 6 Gegen das "Siècle Classique"
Forum: Baudelaire/Mallarmé /
Historische Textpragmatik
- im Mai erscheint:*
- 7/8 Gewerkschaftsbewegung in Frankreich
Historische Entwicklung und aktuelle
Situation der Gewerkschaften CGT, CFDT, FO
- im August erscheint:*
- 9 Würdigung des Gesamtwerks von Louis Aragon
Untersuchungen der Lyrik und Prosa von
1917 bis heute

(Die Hefte 1 und 2 sind beim Verlag vergriffen.)

Jährlich 4 Hefte. Einzelheft DM 7.- / Abo DM 24.- /
Studentenabo DM 20.- gegen Bescheinigung. Alle Preise
zzgl. DM 2.80 Porto. Bestellungen bei: Verlag und
Vertrieb Sozialistische Politik GmbH., Büsingstr. 17
1000 Berlin 41, Postfach 410 269. Postscheckkonto:
Verlag und Vertrieb Sozialistische Politik,
SONDERKONTO LENDEMAINS, Berlin-West, Nr. 1237 68-109

konkret

„die beste linke Zeitschrift, sehr zu empfehlen“
(sagt Tintenfisch 9: Jahrbuch für Deutsche Literatur)

Das **neue** KONKRET erscheint jetzt im 4. KONKRET macht Politik mit Leidenschaft und Augenmaß. Unabhängige Politik für Ausgaben ist es zur führenden Monatszeit- Abhängige. Mit Autoren, die nicht jeder Mode schrift für Politik und Kultur geworden. und jedem Pfiff der Funktionäre gehorchen:

Wolfgang Abendroth · Günter Amendt · Wolf Biermann · Walter Boehlich · Heinrich Böll
Peter O. Chotjewitz · Franz Josef Degenhardt · F.C. Delius · Rudi Dutschke · Bernd Engelmann
Hans Magnus Enzensberger · Hubert Fichte · Erich Fried · Gerd Fuchs · Peter Hamm
Wolfgang Harich · Günter Herburger · Walter Jens · Yaak Karsunke · Franz Xaver Kroetz
Günther Nenning · Karl W. Pawek · Hermann P. Piwitt · Peter Schneider · Horst Tomayer
Günter Wallraff · Martin Walser · Peter Paul Zahl

Sie kennen das **neue** KONKRET noch nicht? Wir schicken Ihnen auf Anforderung gern ein paar kostenlose Probenummern. Sie kennen es und möchten endlich jemandem einmal ein vernünftiges Geschenk machen? Verschenken Sie ein KONKRET-Jahresabo!

Sie sollen dabei nicht leer ausgehen:
Als Dankeschön für diesen neuen Abon-
nenten schenkt Ihnen KONKRET eins
der hier abgebildeten Bücher:



konkret
Die Monatszeitschrift für Politik und Kultur

Ausschneiden und einsenden an:
KONKRET, Rentzestr. 7, 2000 Hamburg 13
Ein Jahresabonnement KONKRET möchte ich

Herrn/Frau/Frl. _____

Straße _____

PLZ/Wohnort _____

ab Juli 1977 schenken.

Die Rechnung über DM 42.- erhalte ich in Kürze von Ihrem Vertrieb.
(Wichtig: **kein** Geld o. ä., an uns schicken, erst die Rechnung abwarten.)

Als Prämie wünsche ich mir:
 CIA-Report Illust. Kultur- u. Sittengeschichte des Proletariats
 den neuen Halbbrüder Lexikon der Sexualität
 Klassischer Journalismus Böll/Staack: Gedichte/Collagen
Von eingesetzten Titeln nur limitiert Kontingente verfügbar. Bitte deshalb zwei Wünsche ankreuzen. Wir werden uns bemühen, Ihnen einen in jedem Fall zu erfüllen.)

Meine Anschrift:

Name: _____

Straße: _____

PLZ/Wohnort: _____

(Dieses Angebot gilt nur für die BRD und West-Berlin)

Rechtshinweis: Diese Bestellung kann innerhalb einer Woche schriftlich widerrufen werden. Es genügt während dieser Frist eine Mitteilung an KONKRET, Rentzestr. 7, 2000 Hamburg 13.

Datum _____

Unterschrift _____

Anmerkungen:

BITTNER, WOLFGANG, s. *kürbiskern* 4/76 und 2/77 und KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 37: *Dazu gehört Mut*.

BoKo, eheliche Arbeitsgemeinschaft. Wohnt und produziert in München.

BRANNASKY, WOLF, geb. 1944. Grafiker. Mitglied der Münchner Songgruppe. Veröffentlichungen im *kürbiskern* sowie in KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 17: *Warum wird so einer Kommunist* und Band 37: *Dazu gehört Mut*.

CHOTJEWITZ, PETER, O., geb. 1934 in Berlin. Von Beruf Anstreicher. Abendabitur und Studium in Frankfurt, München, Westberlin (Jura und Zeitungswissenschaft). Lebt in Hessen als freier Schriftsteller und Rechtsanwalt. Vorabdruck aus seinem Roman „Der Dreißigjährige Friede“, der im Herbst '77 (Claassen) erscheint. Veröffentlichung u. a. in KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 8: *Der erste Tag*.

DÄBRITZ, ERIKA, geb. 1932. Angestellte. Mitglied im Werkkreis Literatur der Arbeitswelt. Veröffentlichung in KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 8: *Der erste Tag*.

EICHLER, KURT, s. *kürbiskern* 3/76.

FLACKE, USCHI, geb. 1949. Früher Werbefachschule, 2. Bildungsweg. Studiert derzeit Wirtschaftswissenschaften, Germanistik, Politik und Geschichte.

FUNKE, ROLF, geb. 1938 in Aachen. Jurastudium in Köln, Heidelberg und München; nach dem 2. Staatsexamen tätig im Strafvollzug in Kaisheim/Donaubrück. Ab 1967 erst als Archivreferendar, dann als Archivrat berufstätig in München, gestorben 1975. Veröffentlichung u. a. in Zeitschriften.

HAGEN, JENS, geb. 1944. Journalist und Schriftsteller. Mitglied in der dju und im VS. Seit 1961 Mitarbeiter bei Zeitungen, Zeitschriften, Funk und Fernsehen. Studium der Theaterwissenschaft, Philosophie, Germanistik. Lebt in Köln. Zahlreiche Veröffentlichungen, u. a.: „Wir sind 16 und wollen nicht stampfen“ (Mitautor – Reportagen zur Jugendarbeitslosigkeit), Werkkreis-Verlag, 1976.

HANNSMANN, MARGARETE, lebt als freie Schriftstellerin und Mitarbeiterin des Süddeutschen Rundfunks in Stuttgart. Der „Offene Brief“ wird im Herbst'77 abgedruckt in dem Roman „Chaufeur bei Don Quijote“.

HATRY, MICHAEL, geb. 1940. Studium der Theaterwissenschaft, Germanistik und Publizistik. Seit 1965 freier Schriftsteller. Veröffentlichung u. a. in KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 17: *Warum wird so einer Kommunist*.

HÖGEMANN, JÖRG, geb. 1935. Schriftsetzerlehre. Studium der Volkswirtschaftslehre. Seit 1967 Journalist in München.

KASTNER, WOLFRAM, geb. 1947. Bildungssekretär beim Deutschen Gewerkschaftsbund.

MAASE, KASPAR, geb. 1946. Studium der Germanistik, Soziologie und Kulturttheorie. Arbeiter als wissenschaftlicher Publizist und Lektor in München. Zeitschriftenaufsätze zu kulturpolitischen und kultursellschaftlichen Themen. Buchveröffentlichungen: „Volkspartei und Klassenkampf“, Dammitz Verlag, 1974; „Arbeitszeit – Freizeit – Freizeitpolitik“, IMS-Informationsbericht 27, Frankfurt, 1976.

MAIWALD, PETER, geb. 1946. Schriftsteller. Schreibt vorwiegend Gedichte für Kinder und andere Erwachsene. Veröffentlichungen u. a. in ZEIT-GEDICHTE: *Antwort hierzulande*, Dammitz Verlag, 1976.

MEIER, HANS, geb. 1914. Arbeiter, Journalist, Schriftsteller. „Von kleinen und großen Gaunern“ wird auch erscheinen in der KLEINEN ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 37: *Dazu gehört Mut*.

MÜLLER, ANDRÉ, geb. 1925. Arbeiter, Journalist, Schriftsteller. Schreibt Kritiken, Essays, Theaterstücke, Kinderbücher und Romane.

NOLL, FRITZ, geb. 1927. Journalist.

PLATSCHEK, HANS, geb. 1923. Maler und Autor. Lebt in Hamburg. Verschiedene Veröffentlichungen über Kunst, Kultur und Kulturpolitik.

VÖLKERS, RÜDIGER, geb. 1951. Schule in Trier. Seit 1970 Studium der Germanistik in Bonn. „Der Job“ erscheint auch in der KLEINEN ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 37: *Dazu gehört Mut*.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitler, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitler (verantwortlich), Klaus Konietzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40. Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Dammitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Dammitz, Maler, Grünwald, 1/6; Carlo Schellermann, Maler und Grafiker, München, 1/6; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/6; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/6; Geschäftsführung und Verlagsbereich KÜRBISKERN: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40. Druck: F. C. Mayer Verlag, München.

Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 24,40 inkl. MwSt. + Porto. Postscheckkonto München 308822-806 (BLZ 700 100 80). Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/18008 (BLZ 700 700 10).

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 30 10 15 und 30 1016.

rote blätter



rote-blätter-Abonnenten

- sind über die Aktionen und Forderungen der Studentenbewegung stets informiert
- werden über die neuen und interessanten Entwicklungen in Politik, Kultur und Gesellschaft informiert
- erhalten Analysen und Reportagen über die internationale antialperialistische Bewegung
- werden mit neuesten Fakten aus dem realen Sozialismus versorgt
- erhalten Informationen über die Kämpfe und Forderungen der Arbeiterbewegung aus erster Hand

Kaufen kann man die roten blätter in allen collectiv-Buchläden. Wer spart, der abonniert. Denn ein Jahresabonnement (einschl. Porto) kostet 14,80 DM. Bestellungen an Weltkreis-Verlags-GmbH, Postfach 789, 4600 Dortmund.

rote blätter abonnieren!
rote blätter schenken!